Volksbibliothek
Deutscher Classiker.

Deutschlands Dichter und Denker von Lessing bis Heine.

Mit Portraits.

Herausgegeben v. Hermann Kletke.

Sechster Band.

Inhalt: Justus Möser: Patriotische Phantasien. Harlekin's Heirath. Ueber die deutsche Sprache und Literatur. Aus der Osnabrückischen Geschichte. — J. A. Schlegel: Gedichte. — J. A. Cramer: Gedichte. — J. J. Ewald: Gedichte. — Ramler: Gedichte.

Berlin.
Verlag von Alexander Jonas.

Justus Möser.

Justus Möser wurde 1720 zu Osnabrück geboren. In einem eigenhändigen Aufsatz über sein Leben beschreibt er die Zeit seiner Kindheit und Schuljahre in der ihm eignen launigen Weise mit folgenden Worten, die er einem Andern in den Mund legt:

„Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu seinem Andenken aufzuschreiben, mittheilen möchte, so verwies er auf seines Vaters, des um sein Vaterland wohlverdienten Kanzlei-Direktors und Consistorial-Präsidenten Johann Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hätte, daß ihm den 14. Dec. 1720 ein Söhnlein geboren worden, welcher in der Taufe den Namen Justus empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art seiner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, daß er sie so gut und nicht besser als Andere seines Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene keinen besondern Ruhm; er hätte Vieles geschwinder als Andere gelernt, und das Wenige, was er gewußt, glücklicher gebraucht als Andere; übrigens glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten Kindheit an, der nachherige Helmstädtsche Professor Lodtmann und der Super-

intendent Bertling, weit mehrern Fleiß angewandt hätten. Er wäre der Liebling der Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baum als hinter einem Buche gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in seinen jüngern Jahren begegnet wäre, bestände darin, daß er, als er kaum das funfzehnte Jahr erreicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine Kleinigkeit (zwölf Groschen) entwandt, und, als sein Informator solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thor hinausgemacht und in Gesellschaft einiger preußischen Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf- und niedergegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt und um ein Almosen bitten wollen, allein wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen, worauf ihm ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte*) Damit wäre er in voller Freude zum Bäcker, und mit dem Brodte zum Thore, worin er hereingekommen, hinausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen, was er thun wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brod verzehrt hätte. **)“

---

*) Es war ein Domherr. Möser hatte noch einen Treffenhut auf, an dem mochte der Domherr merken, daß es nicht ein gemeiner Knabe war; er sagte ihm daher ernstlich, er sollte wieder nach Hause gehen.

**) Sein Vater hatte ein Haus in Iburg; dahin ging er, um sich einige Wäsche u. s. w zu holen; denn er war Willens nach Amsterdam und von da nach Ostindien zu gehen. Die Magd im Hause merkte etwas, gab Nachricht, und so kam seine Mutter, ihn abzuholen, ging auch gleich mit ihm in die Kirche, damit Niemand die wahren Umstände merken sollte.

„So weit ging seine Erzählung von seinen Schuljahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von Andern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch Alles mit guter Art, und bei einem Jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf und besonders als ein trefflicher Redner bewundert worden, der Stoff genug zu finden gewußt, um eine Declamation von zwei Stunden zu halten. Hierin hätte er Alle von seinem Alter übertroffen. In seinem zwölften Jahre hätten er und seine vorgedachten beiden Freunde mit Andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt, und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen (!) nicht davon zurückbringen können.“

Der junge Möser studirte in den Jahren 1740—42 in Jena und Göttingen die Rechtswissenschaften. Nach seiner Rückkehr von der Universität ließ er sich unter die Zahl der Advokaten aufnehmen, aus welchen damals alle Beamte und Richter gewählt wurden. Schon 1747 — ein Jahr nach seiner Verheirathung mit einer trefflichen, an Geist, Herz und Kenntnissen seiner würdigen Gattin — ward ihm die ehrenvolle und wichtige Stelle eines Advocatus patriae übertragen. In dieser Eigenschaft hatte er die Rechtshändel des kleinen Staates sowohl mit Auswärtigen als mit Einheimischen (z. B. wenn diese Befreiung von Steuern oder andere Vorzüge und Privilegien verlangten) zu führen und vollzog alle dazu nöthigen gericht-

lichen und außergerichtlichen Akte. Später erhielt er auch die Stelle eines Syndicus bei der Ritterschaft, nachdem er schon seit 1742 der Sekretär derselben gewesen war.

Diese letzteren Aemter gaben ihm indeß bis zu Anfang des siebenjährigen Krieges wenig Beschäftigung. Bis dahin und auch noch weiterhin, bis zum Jahre 1768, da er zum Geheimen Referendar bei der Regierung ernannt ward, machte er sich besonders als Advokat um sein Vaterland verdient. Denn Möser war ein Sachwalter der Unterdrückten im edelsten Sinne des Wortes. Er war unter allen Advokaten im Stifte Osnabrück der einzige, welcher gegen den damaligen Statthalter und Geheimraths-Präsidenten, den Dompropst von K., einen stolzen, herrschsüchtigen und höchst intoleranten Geistlichen die Feder führte. Möser allein wagte es, so oft sich die Gelegenheit darbot, das Recht der Unterdrückten gegen den sehr mächtigen und höchst despotischen Statthalter vor Gericht zu vertheidigen. Schon dadurch erhielt er früh das uneingeschränkte Zutrauen seiner Mitbürger, so daß im Lande nicht leicht ein erheblicher Rechtsstreit geführt ward, in welchem Möser nicht von einem Theile wäre um Rath gefragt worden. Daher wurde ihm auch trotz seiner Jugend auf Vermittelung der Landstände, besonders der größtentheils protestantischen Ritterschaft, wie schon erwähnt, die Stelle eines Advocatus patriae anvertraut.

„Es ist sehr schwer", bemerkt ein jener Zeit Kundiger, „sich jetzt noch die Lage der Dinge im Bisthum Osnabrück vor dem (siebenjährigen) Kriege deutlich vorzustellen. Die Unwissenheit, Rohheit, der Uebermuth des Adels und der Geistlichkeit, die Kriecherei, Schlauheit und Gewinnsucht der Andern ging sehr weit. Alles verachtete und unterdrückte den Landmann, der

bei dem Gutsherrn noch Schutz und Hülfe gegen Beamte, Gerichte und Advokaten, die ihn ausplünderten, suchte. Ein Advokat, der ein ehrlicher Mann war, und es mit dem Volke in der That gut meinte, hatte nothwendig die Zuneigung des letztern."

Unter solchen Umständen mußte ein so redlicher, furchtloser und wohlwollender Charakter wie Möser, welcher die Festigkeit seiner Ueberzeugung mit der erforderlichen Klugheit zu vereinigen wußte, und der sich die chaotisch zusammengewachsenen Rechtsverhältnisse seines Ländchens durch gründlichste Studien zu eigen machte, einen doppelten Werth erhalten. Andrerseits übten wieder die ganz eigenthümlichen Verfassungszustände dieses Ländchens, welches auf 45 Q.-Meilen eine Bevölkerung von etwa 120,000 Einwohnern zählte, so wie die Lage der Dinge während des siebenjährigen Krieges und bald nach demselben auf Möser's Bildung zum Geschäftsmann und Schriftsteller den wichtigsten Einfluß. Beide gingen Hand in Hand, beide unterstützten einander: im Schriftsteller bewährte sich zugleich der praktische Geschäftsmann, während der letztere eben so auf der Grundlage historischer Forschungen fußte.

Wenn je, bedurfte der Kleinstaat Osnabrück eines Mannes wie Möser im siebenjährigen Kriege. „Klein und im Kriege", schreibt Friedrich Nicolai in einer eingehenden Darstellung jener merkwürdigen Sonderverhältnisse, „sagt schon genug für einen solchen Staat: Feinde durchziehen ihn, welche durchaus ohne Bedenken Alles nutzen und nehmen, was der Kriegsgebrauch erfordert, den man des Wohllauts wegen Recht nennt; selbst wenn ihn Freunde durchziehen, vergessen sie nicht, auch zu nutzen und zu nehmen, und wissen dies allenfalls, dem Weltlaufe gemäß, freundschaftlich zu benennen."

„Dieser kleine Staat ist ein geistlicher Staat. Nur Wenige, nämlich die Domherren, sind der Regierung, wo nicht in der That, doch dem Rechte nach fähig, wenigstens zur Wahl des Regenten berechtigt. Jeder, der hiezu gehört, hat seine Absichten und seine Partei. In einem solchen geistlichen Staate ist eine Wahlfähigkeit im aktiven und passiven Sinne zwar insofern angeerbt, daß die Ahnenprobe eine unerläßliche Bedingung ist; aber es bleibt immer ein großes Problem der Klugheit, im Voraus zu sehen, wie Viele von der nächsten wirklichen Regierung ausgeschlossen sein werden, wie Wenigen es möglich ist, gewählt zu werden, und wie wenig oder wie viel Wahrscheinlichkeit dazu bei Jedem von diesen Wenigen stattfinde, um danach sein Benehmen schon seit langer Zeit einzurichten. Zwar kann ein protestantischer Domherr in Osnabrück gar nicht Bischof werden, und seit länger als zweihundert Jahren ist kein katholischer Domherr aus dem Capitel, sondern immer ein Fürst oder Fürstensohn gewählt worden. Dies ist aber nur eine zufällige Folge auswärtiger Politik. Das Recht, den Bischof und Landesherrn zu wählen und dazu gewählt zu werden, bleibt immer den Domherren, und bei jeder Wahl, selbst wenn sie schon vorher auf einen auswärtigen Prinzen bestimmt wäre, wird nicht leicht ein Domherr sein, der nicht eine Partei zu machen oder zu verstärken, Forderungen und Absichten zu erhalten oder zu hindern hätte; ungerechnet noch die Autorität und die Absichten und das Wirken jedes Domherrn, welche in allen geistlichen Staaten stattfinden, wenn während der Bischofstuhl unbesetzt ist, das Regiment vom Domcapitel geführt wird."

„Die Lage wird in Osnabrück noch verwickelter dadurch, daß neben dem regierungsfähigen Domcapitel, bestehend aus

aus alten Edelleuten, die Ritterschaft oder die Eigenthümer der Burgsitze, welche die Landtagsfähigkeit im ritterschaftlichen Collegium haben, landtagsfähig sind, an Geburt und Ahnen den Domherren gleich, an Interesse oft von ihnen abgesondert, den unmittelbarsten Einfluß auf die Landesgeschäfte haben. Und in Osnabrück ist noch dazu der größte Theil der landtagsfähigen Ritterschaft protestantisch, hingegen das Domcapitel größtentheils katholisch. (Das Verhältniß richtete sich nach dem Normaljahre 1624: von 25 Domherren mußten 22 katholisch und 3 protestantisch sein.) Dies setzt eine Menge Menschen, die noch dazu sehr nahe neben einander leben, in eine sonderbare Thätigkeit, wovon man in einem großen monarchischen Staate kaum einen Begriff hat, und wenn dieses beständige mannigfaltige Bestreben auch nicht immer eine Schule der Menschenliebe sein sollte, so ist es gewiß eine sehr lehrreiche Schule der Menschenkenntniß, in die besonders der unregierungsfähige Beamte des Staats geführt wird. Ist er ein Biedermann, so muß er zwar innere Güte und Festigkeit des Charakters haben, aber früh lernen, sich mit Klugheit und Vorsicht nach allen Seiten zu schmiegen, wenn er sich selbst erhalten will, um dem Staate dienen zu können."

„Osnabrück ist ferner ein geistlicher Staat von ganz besonderer Art, nicht nur aus katholischen und protestantischen Domherren und Staatsbeamten zusammengesetzt, sondern auch die Rittergutsbesitzer sind meist protestantisch, und das Land ist einem Landesherrn und Bischofe aus beiden Religionen wechselsweise unterworfen. Hier stoßen die sonderbarsten Combinationen im höchsten Maße zusammen, indem der Geist des Protestantismus sich an den Geist des Katholicismus anschmiegen

soll und muß. Dem Geiste des Protestantismus, welcher keine geistliche Gewalt erkennt, die von der weltlichen allein rechtmäßigen Gewalt abgesondert, oder gar über dieselbe erhaben wäre, sind zwar die Begriffe einer geistlichen unabhängigen Hierarchie ganz zuwider: aber die wenigen Protestanten im Domcapitel und die Beamten, welche dieser Religion zugethan sind, müssen in Absicht ihrer öffentlichen Geschäfte schon die katholischen Grundsätze gewissermaßen annehmen, denn der Staat kann einmal nicht anders als nach den Principien regiert werden, auf die er gegründet ist."

„Endlich veranlaßt auch die dem kleinen osnabrückschen Staate ganz eigene Verfassung, welche sich bei keinem andern findet, daß nämlich dessen Landesherr wechselsweise ein Katholik oder ein Protestant ist, wechselsweise zum Cölibat gezwungen oder verheirathet, wechselsweise ein deutscher katholischer Edelmann, welcher sechszehn Ahnen aufzuweisen hat, oder ein Prinz aus einem deutschen Churhause, welches aber seit Menschengedenken nicht eigentlich deutsch ist, ganz eigenthümliche und verwickelte Verhältnisse. So lange ein Bischof lebt, hängt es von ihm allein ab, wem er die Besorgung der Regierungsgeschäfte auftragen will. Ist also der Bischof katholisch, so haben die Katholischen die nächste Aussicht dazu, ist er protestantisch, die Protestanten; und es bleibt natürlich, daß die Religion, zu welcher sich der Landesherr bekennt, seinen Religionsverwandten immer zu irgend einigem Vortheil gereicht. Auch verursacht die Lage eines Staats, zumal eines kleinen, der aus Katholiken und Protestanten gemischt ist, mehr oder minder die Aufmerksamkeit beider Theile auf einander, und in den kleinen Kreisen

derselben gehen Bewegungen vor, wovon man in einem blos protestantischen Staate kaum einen Begriff hat."

Solche Misch- oder richtiger Mißverhältnisse waren es, unter denen die Wirksamkeit Möser's begann. Sie lehrten ihn frühzeitig Toleranz zu üben und sich in Menschen aller Art auch von entgegengesetzter Gesinnung und entgegengesetztem Interesse zu schicken. Daher die Neigung Mösers, alle Gegenstände von mehreren Seiten zu betrachten und zwar zuweilen selbst von der ungewöhnlichsten. Allein die Rücksicht, die er auf die verschiedenen Personen und Parteien zu nehmen hatte, beschränkte ihn keineswegs in der öffentlichen freimüthigen Vertheidigung des Rechts, und die protestantische Partei im Lande, besonders die Ritterschaft, sah ihn als ihre vorzüglichste Stütze gegen die damalige Uebermacht der katholischen Geistlichkeit an.

Wir haben oben die Grundlinien jener wunderlichen osnabrückschen Staatsverfassung gezeichnet, und fügen noch das fragmentarische Bild hinzu, das Möser selbst in den achtziger Jahren von dem Mittelpunkte dieses geistlichen Kleinstaates, von Osnabrück, der Stadt, entworfen hat. Das Bild ist freilich mit Vorliebe gemalt, allein man wird sich die Schattenseite dieser freundlichen Beleuchtung leicht ergänzen können.

„Ich wüßte," schreibt Möser, „keine Stadt, wo Jedermann so ruhig und zufrieden sein Amt verrichtet oder seinem Berufe nachgeht als hier. Der Magistrat, welcher aus sechszehn guten Bürgern besteht, geht jährlich ab, und wird von neuem erwählt. Dieses geschieht auf folgende Art. Gewöhnlich wählt man denselben wieder; doch hat der Abgegangene das Recht nicht, zu fragen, warum man ihn nicht wieder erwählet habe. Keine Patricier; jeder Handwerker ist wahlfähig."

„Keiner der Sechszehn genießt einer Besoldung, weil es Reihepflicht unter den Bürgern ist, seiner Bürgerschaft zu dienen. Nur diejenigen unter ihnen, welche besondere Amtsverrichtungen auf sich haben, genießen dafür eine billige Vergütung. Die landesherrliche Bestätigung ist in vielen hundert Jahren nicht mehr geschehen; und so giebt es auch unter den Sechszehnen keine Titel. Der Stadtrichter, um ihn von der Gunst seiner Mitbürger unabhängig zu machen, steht auf seine Lebenszeit".

„Die Polizei hat der Magistrat. Weil jedoch die landesherrlichen Bedienten nicht unter demselben stehen, und die geistlichen Freiheiten sich davon ausnehmen, so muß sich Alles so von selbst zusammenschicken und Jeder sich in seinen Schranken halten. Daher findet auch Censur oder Bücherverbot hier nicht statt. Der Buchdrucker druckt, der Buchhändler verkauft, und der Leser liest was er will, ohne daß man jemals von einem Verbote etwas gehört hat. Auch ist kein Verbot gegen Hazardspiele bekannt; und jene Verschiedenheit des Gerichtsstandes macht, daß man die menschliche Freiheit in keinem Stücke despotisch einschränken kann."

„Man hat schönes Fleisch, wohlfeiler als in andern Städten, und so wenig eine Fleischtaxe als eine Bierprobe. Jeder braut und verkauft was er hat und kann; und wer das Beste hat, verkauft am besten. Die Armen sammeln sich alle Sonnabend, was sie die Woche verzehren; und man erspart sich dadurch ein kostbares Armenwesen. Der würdige Arme, der es verdient, wird von seinen Mitbürgern besser unterschieden."

„Es sind in Kurzem zwei neue Predigerhäuser erbaut, blos durch Subscription; und auf gleiche Weise wird mancher Un-

glückliche unterstützt, manche Wittwe unterhalten und mancher arme Jüngling erzogen."

„Der Luxus geht nicht weiter als an andern Orten, und man schafft sich noch nicht alle Jahr eine neue Kutsche und alle zwei Jahre neue Hausmeubles an. Man bauet massiv und in gutem Geschmack. In der Stadt giebt es 150 Kaufleute und Krämer, Schmiede, Tischler."

„Magnetiseurs, Illuminaten, geheime Orden, Lotto's haben kein Glück dort gefunden; desto mehr Comödien: wozu sich doch höchstens nur alle zwei Jahre eine Truppe einfindet."

„Das geistliche Ministerium in der Stadt hat keinen Zank unter sich und keine Ketzer zu verfolgen, und die Prediger sind ohne allen Einfluß in das Politische."

„Beide Religionstheile leben in guter Eintracht; Controverspredigten sind aus der Mode, und man sieht mehr auf Handlungen als auf Glauben." —

Die Zeit des siebenjährigen Krieges nahm auch die Thätigkeit Möser's sehr in Anspruch. Bei dem Durchzuge fremder Truppen wurden dem Hochstifte Osnabrück wiederholt Lieferungen und Contributionen aller Art auferlegt, wobei es Möser, der von den Ständen mit den bezüglichen Verhandlungen beauftragt wurde, durch sein umsichtiges und taktvolles Benehmen gelang, dem Lande einige hunderttausend Tahler und außerdem sehr viel Unannehmlichkeiten zu ersparen. Noch wichtigere Dienste leistete er seinem Vaterlande, als er im Jahre 1763 gegen das Ende des siebenjährigen Krieges von den Ständen nach London geschickt wurde, um die Bezahlung der von Osnabrück für die alliirte Armee geleisteten Lieferungen zu betreiben.

Möser's Aufenthalt in London dauerte acht Monate, und es

braucht kaum gesagt zu werden, wie fruchtbringend gerade einem solchen Manne von so hellem Auge, so beweglichem Geist und so gewissenhafter Liebe für alle nationale Eigenthümlichkeit ein derartiges Verweilen in der Weltstadt werden mußte. Alles öffnete sich seiner lebendigen Beobachtung. Landesverfassung, Politik, Industrie, Handlung, Literatur, Schauspiele, National-Belustigungen und vor Allem menschliche Charaktere von der interessantesten und verschiedensten Art beschäftigten Möser's Aufmerksamkeit. Auch das Geringste entging ihm nicht. Sogar ein Speisehaus für Bettler besuchte er in Gesellschaft des berühmten komischen Schauspielers Shutter. Dieser Zuwachs mannigfaltigster Kenntnisse übte zugleich auf den Geschäftsmann und den Schriftsteller einen wichtigen Einfluß. Wir sehen dies schon an der Menge der Gegenstände, welche der Letztere nachher ins Auge faßte. Auch fand die französische Literatur, welcher Möser wesentlich die Bildung seiner Jugend zu danken hatte, hier an der englischen eine mehr als ebenbürtige Genossin, die an der Entwickelung des gesunden Humors seiner späteren Aufsätze großen Antheil hat.

Von besonderer Wichtigkeit für das Stift Osnabrück wurde, daß in die Zeit seines Londoner Aufenthalts die Wahl zur Besetzung des erledigten Bischofstuhles fiel. 1761 war nämlich der Bischof und Churfürst Clemens August gestorben, und den Bestimmungen des westfälischen Friedens gemäß, mußte jetzt ein protestantischer Bischof aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg der Nachfolger werden. Nach zweijährigem Zögern wählte man endlich, anstatt des schon bejahrten Bruders des Königs, den zweiten neugebornen Prinzen des letztern. Die Frage war nun, wer der Vormund des minderjährigen Bischof-Regenten

sein solle. Das Domcapitel nahm dieses Recht für sich in Anspruch, weil der Regent ein Bischof war, und verlangte also bis zu dessen Volljährigkeit, also zwanzig Jahre lang, das Land aus eigner Macht und unabhängig zu regieren. Andrerseits behauptete jedoch der Vater der natürliche Vormund zu sein, weil ja der neugewählte Landesherr ein Fürst war. Beide Theile verfochten ihr Recht mit gelehrten Gründen. Die des Königs von England trug Möser so gelehrt als scharfsinnig vor, und stützte sich dabei sogar auf das kanonische Recht, durch welches wesentlich auch das katholische Domcapitel zu siegen gemeint hatte. Außerdem aber war auf Seiten des Königs die Macht, und er hatte nicht gezögert, ohne Weiteres die Oberaufsicht zu übernehmen und Anordnungen für die Regierung zu treffen. Leichter wurde man darüber einig, die beim Reichstage zu Regensburg abzugebende Stimme — das von Oesterreich inspirirte Domcapitel verlangte sonderbarer Weise, dieselbe müsse für eine katholische gerechnet werden — zwanzig Jahre lang ruhen zu lassen. Die Regierung des Landes aber konnte natürlich nicht ruhen, und das Domcapitel mußte sich endlich darein ergeben, sie dem Könige von England zu lassen, der sie ja ohnehin schon übernommen hatte. Möser, der schon in London wegen eines Theils dieser Angelegenheiten zu Rath gezogen worden war, wurde vom Könige dem kleinen Bischof beigeordnet und erhielt insgeheim den ehrenvollen Auftrag, über alle Regierungssachen, bevor ihre Ausführung beschlossen würde, sein Gutachten abzugeben.

Das heißt also, Möser war während der Minderjährigkeit des Bischofs, also zwanzig Jahre hindurch, zwar nicht dem Titel und Range nach, doch in der That, der erste Rathgeber des Regenten und übte einen unmittelbaren Einfluß auf

die wichtigsten Regierungs-Angelegenheiten. Es läßt sich kaum eine schwierigere Lage denken, als die, in der sich Möser befand; denn er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen, und obgleich das Interesse beider Parteien oft entgegengesetzt war, sollte er doch mit Unparteilichkeit für beide Sorge tragen. Auch bei der größten Gewissenhaftigkeit erschien es fast unvermeidlich, das Mißfallen des einen oder des andern Theils zu erregen, und es spricht für die außerordentliche geschäftliche Befähigung Möser's, die sich mit einer unerschütterlichen Rechtschaffenheit, mit so viel Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit verband, daß trotz so mancher äußerst verwickelter Fälle, welche vorkamen, doch Jeder mit ihm zufrieden war und auch zufrieden blieb, nachdem der Fürstbischof selbst die Regierung angetreten hatte.

Bei Gelegenheit seines Amtsjubiläums, 1792, äußert sich Möser in einem Brief an Friedrich Nicolai: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig Jahren Vieles erfreut, Wenig betrübt und Nichts gekränkt hat; ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden, und für jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et sic vice versa. Aber was kann man nicht, wenn man ein langjähriges Vertrauen für sich hat? Am Ende ist doch für Kläger und Beklagte der liebe Frieden das Beste, und zu diesem Zwecke kann man wohl mehreren Herren zugleich dienen."

1762 hatte ihn das während der Sedisvacanz regierende Domcapitel zum Justitiarius beim Criminalgericht in Osnabrück ernannt, eine Stelle, welche mit gutem Gehalt verknüpft war, und 1768 erhielt er das wichtige Amt eines geheimen

Referendars bei der Regierung, das er zum großen Nutzen des Landes bis an sein Ende bekleidete. Im Jahre 1769 empfing er eine Zulage zu der Pension, die er schon vorher aus der Landeskasse bezogen hatte. Mit der ihm eigenthümlichen Laune schrieb Möser über diese unverlangt erhaltene Zulage eigenhändig auf einen Brief des hannöverschen Ministers: „So wie mir die neue Zulage ohne mein Wissen und ich möchte fast sagen, wieder mein Verlangen zugelegt war, indem ich auf mehrmaliges Sondiren der Regierungsräthe erklärt hatte, wie ich in Allem genug hätte, und doch nicht mehr als einen Pudding auf den Tisch bringen lassen wollte, wenn ich auch zehnmal so viel einzunehmen hätte, eben so hatten sie noch an einen neuen Rang und neuen Titel für mich gedacht, wie mir der Regierungsrath v. d. Bussche eröffnete. Ich schrieb deswegen bei Gelegenheit der Danksagung für die Zulage an den Minister, daß er mich ja mit Titeln und Hörnern verschonen möchte, indem ich das Recht, durch einen Zaun zu kriechen, nicht daran geben wollte." Doch nahm er 1783 beim Regierungsantritt des Fürstbischofs auf wiederholtes Verlangen der Regierung den Titel als Geheimer Justizrath an.

Im Jahre 1787 verlor Möser seine durch Geist und Herz ausgezeichnete Frau, mit der er einundvierzig Jahre verbunden gewesen war. Ihr energischer Charakter soll auf den Gatten auch in geschäftlichen Angelegenheiten nicht ohne Einfluß geblieben sein, sogar bei Besetzung von Aemtern. Doch schwerlich geschah dies bei bedeutenden Fällen; wenigstens bezeigt ein Brief, den Möser an einen seiner Neffen schrieb, der im Osnabrück'schen angestellt sein wollte, seine große Gewissenhaftigkeit. — Noch vor dem Tode seiner Frau hatte er das Unglück gehabt,

daß ihm sein einziger hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität starb; dagegen blieb ihm bis an sein Lebensende die treueste Pflege einer vortrefflichen Tochter, die an den k. großbritannischen Rath v. Voigts in Welle bei Osnabrück verheirathet war.

Bei herannahendem Alter litt Möser, dessen kräftiger gewaltiger Körperbau bis dahin von Schmerz und Krankheit wenig empfunden hatte, an einer Art von Krämpfen, die einige Tage anhielten. Er schrieb dies kalten Bädern zu, welche er früher genommen hatte und erklärte die inneren Spannungen durch eine sinnreiche Hypothese, der zufolge die Natur von innen heraus arbeiten sollte, um nach und nach das Gleichgewicht der körperlichen Oekonomie wieder herzustellen. In dieser Ueberzeugung streckte er sich, sobald er jene Beschwerden verspürte, ruhig aufs Bett, um die vermeinten wohlthätigen Bemühungen der Natur abzuwarten. Selbst schlaflose Nächte achtete er nicht und war nicht zu bewegen, Mittel zu nehmen, welche die Schmerzen gelindert und die Krankheit vielleicht ganz gehoben hätten. In der Nacht vom 7. zum 8. Januar 1794 hielt er den Todesschweiß, der ihn überfiel, sogar für eine wohlthätige Reaction der Natur. Als er seinen Irrthum bemerkte, sagte er, eingedenk des Streits mit seinen Freunden über die Wichtigkeit seiner Hypothese, mit größter Gleichmüthigkeit: „Ich habe meinen Prozeß verloren.“ Er gab sodann ruhig noch einige Aufträge, ließ seiner Tochter für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit danken und sagte, er sei nun müde und wolle schlafen. — So entschlief er ruhig, so wie er lebte.*)

*) In der Darstellung des äußeren Lebensumrisses ist die liebevolle und gewissenhafte Biographie Nicolai's zu Grunde gelegt. Für das Folgende vergleiche man noch die treffliche Charakteristik Möser's von Abeken im ersten Theil der sämmtlichen Werke, sowie eine nicht minder vorzügliche Arbeit: „Justus Möser. Geschildert von F. Kreyßig.“ Berl. 1857.

Osnabrück hat dem Gedächtniß Möser's im Jahre 1836 ein herrliches Denkmal von der Meisterhand Drake's gewidmet. Möser's schriftstellerischer wie persönlicher Charakter läßt sich in Kürze dahin bezeichnen: er war im besten Sinne des Worts ein wohlwollender Freund und Erzieher des Volkes. Die Bildung eines kräftigen und sittlichen Bürgerthums, in welchem Möser vor allem andern die sichere Bürgschaft gesunder Zustände erblickte, eines Bürgerthums, in welchem Jeder die Ehre seines Standes achten und behaupten gelernt hätte, ist das Ziel und der Kern seiner Schriften. Dem aufrichtigen, uneigennützigen Wohlwollen, das uns diese bezeugen, vereinigt sich eine seltene Welt- und Menschenkenntniß, die klare Einsicht in alle socialen Verhältnisse der höheren und unteren Schichten der Gesellschaft, so wie der praktische Blick für das Nothwendige, Wünschenswerthe und Erreichbare. Die eigenthümlichen Rechts- und Verfassungszustände seines Ländchens, so wie die Ausnahmestellung, welche er selbst darin einnahm, ließen ihn mit besonderer Behutsamkeit und Schonung des Hergebrachten und Bestehenden vorwärts gehen. Und diese Schonung ging ebensowohl aus seiner großen Gewissenhaftigkeit, wie aus dem weichen und liebevollen Gemüth des Mannes hervor, den wir im Uebrigen so durchweg als einen mann- und kernhaften Charakter bezeichnen können. Seine Natur war zugleich praktisch und erhaltend; darum hielt sich der Fortschritt, welchen er anstrebte, auf dem Boden der Wirklichkeit, und sollte, nach Möser's Absicht, ein Fortwuchs auf der Grundlage des Bestehenden und aus der Kraft und Fülle des eignen Organismus sein. Es thut der Werthschätzung Möser's keinen Abbruch, wenn wir auch heut zu Tage Manches nicht mehr als gültig

ansehn können, das eben an der freien Entfaltung des Organismus abstarb. Lebt ja doch Keiner mit und in der Zeit, der nicht mit einem Theile seiner Anschauungen in dem zu engen Gesichtskreise der Gegenwart stecken bliebe und darum nothwendig auch so weit mit ihr veraltet, als sie sich selbst nicht mehr lebensfähig erweist. In Manchem geht auch die Liebe Möser's für das Herkömmliche augenscheinlich zu weit; das aber versöhnt uns mit ihm, daß diese Liebe bei ihm, dem „Patriarchen", wie ihn Goethe nennt, wahrhaft in seiner Seele wurzelte, und zwar in jener kindlichen Ehrfurcht, die unter dem Ausdrucke „Pietät" verstanden wird und die gerade der Selbstsucht entgegenarbeitet.

Die vortrefflichen Worte Goethe's, welcher die Pietät gleichsam als eine zur Thätigkeit gelangte Erbtugend rühmt, die ihre segensvolle Einwirkung verbreite von Geschwistern über Blut-, Stammes- und Landesverwandte, sich wirksam erweise gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere, und somit gegen Grund und Boden, Stadt und Land, die Alles umfasse, und indem ihr die Welt gehöre, ihr Letztes, Bestes dem Himmel zuwende, die, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen würde, an denen sie gegenwärtig, und vielleicht unheilbar krank liegt — finden auf Möser ihre vollste Anwendung. „Er war", sagt Abeken in seiner Charakteristik Möser's, „die Pietät selbst; wie sein Privatleben, das Leben des Hausvaters und Bürgers auf dieser Tugend ruhete, so tragen alle seine Werke den Stempel derselben, und offenbaren jene Richtung des Gemüths, „„gegen Fürst, gegen Grund und Boden, gegen Stadt und Land;"" sie hat einen un-

austilgbaren Eindruck auf Alle hinterlassen, die Mösern kannten; und denselben Eindruck machen seine Schriften auf Alle, die sie, unangesteckt von dem weitverbreiteten Geiste der Zeit, lesen."

Die so gediegene liebevolle Persönlichkeit Möser's, den Goethe zugleich als den tüchtigen Menschenverstand selbst bezeichnet, „werth, ein Zeitgenosse von Lessing zu sein", entfaltet sich schriftstellerisch am reichsten in seinen Patriotischen Phantasien, die Möser's großer und einziger Aufgabe, einer Volkserziehung in seiner Weise, musterhaft nachstreben, und ihm selbst unter den didaktischen und humoristischen Schriftstellern Deutschlands einen Ehrenplatz sichern. Die Phantasien, welche einzeln, von 1766 ab, in den wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblättern erschienen, wurden zuerst 1774 von Möser's Tochter gesammelt herausgegeben. In einem Brief an Letztere spricht Möser selbst über den Werth dieser Aufsätze mit größter Anspruchslosigkeit. Er besorgt, daß dasjenige, was auf einem Provinzialtheater erträglich geschienen, auf der großen Bühne Deutschlands nicht gefallen werde. Vieles sei zu local und beziehe sich auf einheimische Verhältnisse, die zum Theil gemacht, zum Theil mißlungen seien. Seine Landsleute seien einzig und allein für die politische Moral, und oft habe er wider seine Gewohnheit declamiren und bekannte Wahrheiten mit einer wichtigen Miene vortragen müssen, um sich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu erwerben. Daher werde Vieles auswärts einen Erdgeschmack haben." Allein der „Erdgeschmack" hat eine Frische, die man mit Freuden immer wieder empfindet, und der lokalste Gegenstand, welcher an sich jede Bedeutung verloren haben würde, kann doch den Möserschen Geist, welcher in ihm lebendig wurde, nicht verläugnen. „Und wären es", sagt Goethe,

„nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren, und noch einen höhern als das Ausgemünzte selbst.“

An einem andern Orte (Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben Th. 3) spricht sich die hohe Verehrung Möser's in folgenden Worten aus, mit denen Goethe zugleich die patriotischen Phantasien sehr bezeichnend charakterisirt:

„An diesen kleinen Aufsätzen, welche sämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn, und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz, ja schädlich wäre. Wie vorurtheilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände auseinander, so wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehn. Man erfährt ihre Gerechtsame zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird uns bekannt, wo das Grundcapital des Staats liegt und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verschiedener Art, sodann den mannichfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt.“

„Osnabrück, als Glied der Hanse, finden wir in der ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhält-

nissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Producte des Landes zueignen, und ist nicht allzuweit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der spätern Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dies zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Conflict Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile derer, welche der See anwohnen, herausgesetzt, und ernstliche Vorschläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den Verfall, als den Erfolg von mancherlei Ursachen, und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls, in einem ewigen schwer zu lösenden Cirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar, deßwegen er auch die Sammlung Patriotische Phantasien genannt, obgleich alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält."

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht,

rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man politisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald aber hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlich als frohen Humor, wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen."

„Ein solcher Mann", schließt Goethe, „imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben."

„Doch das ist unser schönster und süßester Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben

verursacht, daß wir das, was wir schätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns selbst hervorbringen und darstellen möchten."

Weil Möser's Darstellungen ihren Anlaß immer aus dem Leben selbst schöpften, und zwar zum Theil unmittelbar aus nächster Nähe, so konnte Möser, wie schon bemerkt, nicht Alles so unumwunden und entschieden hinstellen, daß es für nähere und entferntere Leser die gleiche Durchsichtigkeit gehabt hätte. Er selbst sagt darüber in einem Briefe an Nicolai:

„Eine sehr kitzliche Sache war es immer für mich, wenn ich entweder den Präsidenten eines Kollegiums, oder den Herrn Landmarschall, deren Rollen der Local-Leser kannte, öffentlich zur Schau stellte, und über Sachen, worüber ich in den Kollegien vortrug, meine Meinung ins Publicum schrieb. Hiezu gehört eine eigne Behutsamkeit. Zur Stelle wußte man meine Meinung recht gut, und diejenigen, welche ich zum Besten hatte, lachten mit mir ohne böse zu werden, weil sie wußten, daß ich es gut meinte." —

Oft schien er auch hier der Sachwalter zweier Parteien zu sein, indem er gewissenhaft Meinung gegen Meinung hielt und bis zum letzten Votum Gründe und Gegengründe untersuchte. Für die Entfernteren ging dies Verfahren, die Gegenstände von verschiedenen Seiten zu betrachten, nicht immer ohne Mißverständnisse ab. So schreibt er u. a. an Nicolai: „Das Sonderbarste ist, daß man mich daheim als den größten Feind des Leibeigenthums und auswärts als den größten Vertheidiger desselben angesehen hat." Er würde ihm aber offen den Krieg erklärt haben, wenn nicht, bemerkt er zu seiner Rechtfertigung, „das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter

Gutsherren bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden."

Im Ganzen und Großen enthalten die patriotischen Phantasien das sociale Glaubensbekenntniß Möser's (gleichwie die Osnabrückische Geschichte sein politisches). Manche scheinbare Widersprüche im Einzelnen finden in der Gesammtbetrachtung ihre Lösung, und über manche Seltsamkeiten, in welche sich die Vorliebe für das Alte verirrte, ist längst die Zeit zur Tagesordnung hinweggegangen. Im Ganzen und Großen aber haben uns Liebe und gesunder Menschenverstand hier ein unschätzbares Capital hinterlassen, das wir zu aller Zeit für's Leben fruchtbar machen können.*)

Das zweite große aber unvollendet gebliebene Hauptwerk Möser's ist seine Osnabrückische Geschichte, die ihm, auch als Fragment, gleichwohl einen Ehrenplatz unter Deutschlands Geschichts-Forschern und Schreibern bewahrt. Sie ist das erste Muster einer deutschen Specialgeschichte, die sich nicht blos mit einer äußerlichen Darstellung des Geschehenen begnügt, sondern gleichsam aus dem innersten Volksleben selbst herausgewachsen ist. Das Werk reicht leider nur bis zum Jahre 1192. Möser ließ die erste später vielfach umgearbeitete Ausgabe desselben 1764 und 65 bogenweise als Manuscript drucken; doch erst 1768 entschloß er sich, das schon gedruckte Buch bekannt zu machen.

Wir haben noch auf zwei größere sehr interessante Aufsätze

*) Es möge nochmals hier auf die schon erwähnte treffliche Schrift von Kreyßig verwiesen sein, die unbefangen und gewissenhaft die aus den einzelnen Aufsätzen Möser's gezogenen Resultate zusammenstellt.

Möser's hinzuweisen, die uns gleichfalls von seinem gesunden Menschenverstande auf einem andern literarischen Gebiet Zeugniß ablegen. Es ist die 1761 erschienene Abhandlung: „Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen“ und sein „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur“ (1780).

In jenem ersten Aufsatze weist Möser durch die beredte und lebendige Vertheidigung, welche er Harlekin gegen die altklugen Moralisten und steifen Pedanten in den Mund legt, der heitern, selbst ausgelassenen naturwüchsigen Laune ihr gutes Recht zu, und hebt die Verdienste hervor, die auch in der Carricatur liegen. „Es geschieht niemals ohne Erfurcht“, läßt er seinen Harlekin sagen, „daß ich an die Apologie der französischen Geistlichkeit denke, wodurch sie die Gewohnheit der jährlichen Narrenfeste gegen das bischöfliche Verbot vom 12. März 1444 zu rechtfertigen sich bemühte. Die Thorheit, heißt es in diesem ernsthaften Werke, ist dem Menschen gleichsam angeboren und gewinnt durch diese sanfte und heilige Ergötzung (die Bezeichnung sanft und heilig paßte freilich sehr wenig zu der Art der Belustigung!) jährlich nur einmal ihren Ausbruch. Frische Weine sprengen das Faß, wenn man ihnen nicht das Spundloch öffnet. Es sei ferne von mir, daß ich eine solche abscheuliche Gewohnheit, wie das Narrenfest war, billigen sollte. Allein der Grund der Vertheidigung ist wahrlich aus der menschlichen Natur genommen, und ich fühle in mir selbst, daß die Freude ein Bedürfniß unsrer Seelen, und der Trieb dazu eben so begründet wie der zum Trinken sei.“

„Die weisesten Männer erwarten bei einer kleinen komischen

Erzählung mit Ungeduld den Schluß zum Lachen; die Geistlichkeit verlangt ihre fêtes des fous (Narrenfeste), und die Weltlichen sind sehr zufrieden, wenn ich ihnen eine freie Gelegenheit dazu verschaffe. So ist es jederzeit gewesen; nur der Geschmack ist feiner geworden. — Ich sehe meinen philosophischen Lehrsaal niemals leer, und der selige Herr v. Hagedorn, welcher in seinen Ansprüchen an die Freude so unbillig war, daß er von jedem gedruckten Werke wenigstens einen guten Gedanken forderte, versäumte solches selten. Er lachte, wie Andere lachen, und antwortete dem spitzmündigen Tadler nicht, welcher sich nach der Ursache seines Lachens erkundigte. Ihm war es genug, diese Wohlthat ungekitzelt zu genießen und seine Augen aufzuklären, wenn sie von vielem Lesen erstarrt waren. Die größte Wahrheit ist diese: daß jeder Mensch wechselsweise klug und närrisch. Das Mehrere und Wenigere in diesem Gemisch entscheidet sein Loos. Ich in meiner Wenigkeit fordre nur eine Stunde aus dem Tage des Weisen. Ich lasse ihm also noch dreiundzwanzig zu seinen übrigen Beschäftigungen, und derjenige ist wahrlich weise, der nur eine Stunde nicht verliert, sondern zu seiner nöthigen Ermunterung anwendet. Der Ausspruch strenger Sittenlehrer schreckt mich nicht."

An einer andern Stelle bemerkt Möser-Harlekin über das Lächerliche selbst: „Ich habe gesagt, daß es meine eigne Art zu malen sei, die moralischen Gestalten, und besonders ihre Auswüchse zu übertreiben, und daraus grotesk-komische Gemälde zu verfertigen. Die Erfahrung könnte mir hier die Gewähr leisten, daß ich solchergestalt eine vollkommne und besondre Art des Lächerlichen zur Bühne bringe, wenn ich es nicht auch zugleich nach Gründen erweisen könnte. Dasjenige, worüber gelacht wird, was lächerlich und lachenswerth ist, hat sich zwar bisher noch nicht genau

bestimmen lassen, weil, nach dem unterschiedenen Geschmack der Menschen, Mancher über dasjenige weint, worüber der Andre aus vollem Halse lacht. Aristoteles, dieser große Meister in allen Wissenschaften, glaubt, der Uebelstand ohne Schmerz würde den ganzen weiten Umfang des Lächerlichen erschöpfen; und so oft ich an den Staatsminister denke*), welcher durch seinen am unrechten Orte ausgehängten Hemdzipfel den königlichen Staatsrath mitten in seinen Berathschlagungen über das Wohl Europens zum Lachen bewog, so bin ich fast bereit ihm Recht zu geben. Allein ich finde doch bei einer genaueren Prüfung, welche Cicero bereits angestellt, eben nicht, daß dieser Satz hinreichend sei, die ganze Lehre des Lächerlichen daraus abzuleiten. Die Größe ohne Stärke scheint mir ein weit fruchtbarerer Stamm zu sein, wenigstens ist mir noch nichts Lächerliches begegnet, wozu ich nicht den zureichenden Grund in diesem A gefunden. Ein Mann fällt zur Erde und neben ihm stürzt ein Kind. Man lacht über den Ersten, weil man seiner Größe Stärke genug zutraute, um sich vor dem Fall zu bewahren; letzteres im Gegentheil erweckt Mitleid."

Aber Möser hat nicht nur eine Vertheidigung des Grotesk-Komischen geschrieben, sondern er hat auch (1763) in einem kleinen Nachspiel zu einem von ihm verfaßten aber verloren gegangenen ernsthaften Schauspiel selbst ein Musterstück von Witz und glücklicher Laune im grotesk-komischen Style gegeben. Es führt den Titel: „Die Tugend auf der Schaubühne; oder Harlekin's Heirath."*)

Sein Schreiben endlich über deutsche Sprache und Literatur

---

*) Popens Brief an Cromwell vom 30. Dec. 1710.

**) In Mösers vermischten Schriften, Th. 2., 1798.

war eine würdig gehaltene und sehr verständige Entgegnung auf Friedrichs des Großen Lettre de la littérature allemande, die gleichzeitig für das deutsche Gemüth Möser's ein schönes Zeugniß ablegt. Auch Goethe's Götz, der von dem Könige so hart verurtheilte, erfuhr bei dieser Gelegenheit eine Ehrenrettung.

Büffon's bekannter Ausspruch, daß der Styl der Mensch sei, findet auch auf Möser vollkommen Anwendung. Wir können die fortschreitende Reife und Vertiefung seines Geistes zugleich an der gedrängteren Sprache und dem bestimmteren Ausdruck sehr wohl verfolgen. Mit dem gediegenen Inhalt, der alles Ueberflüssige ausschied, ward auch die Form knapp und fest. Der bloßen Redensart ohne Inhalt, dem gedankenlosen Spiel leerer Worte begegnen wir nirgends.

Wie großen Werth Möser selbst auf die entsprechende Form legte, wie sorgfältig er seine Stoffe durcharbeitete, um ihnen die rechte Einkleidung, den treffenden Ausdruck zu geben, ersehen wir aus einer Abhandlung in den patriotischen Phantasien: „Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelangte.“ Auch zeigt uns die große Zahl seiner mannigfaltigen kleineren Aufsätze, wie meisterhaft sich seine Darstellung den verschiedenartigsten Gegenständen anzupassen vermochte. Der leichte Ausdruck heitrer Laune stand ihm ebenso zu Gebote, wie körnige Gediegenheit, Ernst und Würde.

Von Möser's Werken erschien zuerst eine Gesammtausgabe 1798 in acht Bänden, und die neueste vollständigste Ausgabe (die in keiner größeren deutschen Bibliothek fehlen sollte) in zehn Theilen, Berlin, 1842. Den wesentlichen Inhalt derselben bilden:

I. Patriotische Phantasien 1. (Einleitung von B. R. Abeken: Zur Charakteristik Möser's.) I—LXVII.
II. Patriotische Phantasien 2. I—LXXXIV.
III. Patriotische Phantasien 3. I—LXIX.
IV. Patriotische Phantasien 4. I—LXVII.
V. Kleinere den Patriotischen Phantasien verwandte Stücke. I—XLVIII. Schriften über Religion, Kirche und verwandte Gegenstände.
VI—VIII. Osnabrückische Geschichte. 4 Thle.
IX. Kleinere Schriften. (Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften. Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen. Harlekin's Heirath. Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur u. s. w.) Vermischtes: Aus Möser's frühester Periode, in Zeitschriften Erschienenes, Fragmente. Historisches, über Klöster und Stifter.
X. Leben Justus Möser's von Fr. Nicolai mit Beilagen und Stammtafel. Briefwechsel.

Aus Justus Mösers sämmtlichen Werken.

Patriotische Phantasien.

Die Spinnstube, eine Osnabrückische Geschichte.

Selinde, wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufname war sonst Gertraud, war die älteste Tochter redlicher Eltern, und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel möglich, alles nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. Die Wissenschaften, sagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen. Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebauet zu sein, und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand eben so. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhete sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächse nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor; und der Bischof hatte keine andre Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte,

war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt; jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sein glaubte. Das einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Haideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte; und man konnte denselben um so viel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren hatten.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen; jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz; ein anderes auf den Platz vor der Thür, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigten Stuhle, (denn einen solchen zog sie den vierbeinigten vor, weil sie sich auf demselben, ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das Geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt, und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging, und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich*) boiserie

*) Pannel ouvrage a pans oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig als das erste Stück eines Schillings seinen Ursprung hat, drückt die Sache unstreitig besser aus, als boiserie.

genannt wird, gezieret war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahret waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von Allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stünde, und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schooße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte, und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um Alles mit Wenigem zu sagen: so waren alle nothwendige Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicher Weise erreichet werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birn darin gegessen, welche sie ihm geschälet hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen, und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federhute in

die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuchs schämte, wenn Andre in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gern gesehen, und die ihrigen wünschten eine Verbindung, welche allen Theilen ebenfalls eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pfleget. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satirische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. „Ist es möglich", sagte er einsmal gegen den Vater, „daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht, und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall, wo ich in der Welt gewesen, haben die Bedienten ihre eigene Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin, die Knaben bei dem Hofmeister; der

Herr vom Hause wohnt in einem und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammlen. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden."

„Mein lieber Arist", war des Vaters Antwort, „ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsre dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen; allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen und meine Frau nähete. Im Anfang ging Alles gut; bald aber wollten unsre Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu, und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher ihnen so sehr mißfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens; nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten."

„In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnichten Nächten auf den Vorposten sich an ein schlechtes Wachfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken und ein Stück Commisbrod essen sehen? Wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen? Wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden? Und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erwecket hatte? Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß, in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht,

den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerban minder edel, als das Kriegeshandwerk? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermiethen, als sein eigener Herr zu sein und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?"

„Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn, die Wollust sucht ihn, und der Geiz verspricht sich Alles von seinen Kräften. Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde; und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgnen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dienet mir besser, als Andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern, und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführet, und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herren und Frauen zu werden. Sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den

christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich Andre sonst mehr aus Stolz als aus Religion herablassen. Ordentlicher Weise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten als Andre, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlene Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Copien hervor."

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. „Es ist einem Jeden nicht gegeben," fiel er jedoch hier ein, „sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen; und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich. Allein unsre Umstände wollen doch einigen Unterschied haben; und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht bewiese ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinenden Hofleute Langeweile verursachet, sich oft in einem Bauernhause gelabet, und ihren getreuesten Unterthanen unerkannter Weise zugetrunken haben."

„Und Sie wollten dieses verwerfen?" versetzte Selindens Vater mit einem edlen Unmuthe; „Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie, fuhr er fort, ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie (und in dem Augenblicke las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel):

Der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hector kehrte sich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung!" rief er aus. „Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht, und den Kopf an einer poetischen Stange unerschrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er Alles in einen prächtigen aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Art von Nasen verliebt! Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert, und durch übertriebene Vergrößerungen und Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helena ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen."

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen, und sagte nur noch: „Ich weiß wohl, die veredelten, verschönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unserer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt, und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsre Würde zu verlieren. Es giebt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eignem Verstande wie aus offnen Herzen reden, allezeit größer sein werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht

klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten, so müßte uns der Umgang mit ländlichen, unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmer Schauspiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affekte daher schwatzen."

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eignen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte: sie würde sich's von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blicke, daß er auf einmal die Satire vergaß, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen; doch sagte sie endlich: „Die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß zum Voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen sein werde." Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeitstag ging fröhlich vorüber, und wenn gleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu, nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und ein gutes Bier, welches im Hause gemacht war; denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Nachtheil das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihr Haideblümchen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reizungen; sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie nach der

Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte, so würde man sie doch eben so wenig verstehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik*) von gemützerten, geflützerten, verschnittenen und verzattelten, von kleinspalt, kogeln, sorkett und disselsett lieset.

Selinde, die Alles, was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielete ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernet hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Caffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um vier, spielete bis achte, setzte sich wieder zu Tische bis zehn, zog sich aus bis um zwölf und schlief wieder bis achte; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

---

*) Die Worte davon lauten in fastis Limburg. S. 18 also: „Die Kleidung von den Leuten in deutschen Landen war also gethan. Die alten Leute mit Namen trugen lange und weite Kleider, und hatten nicht Knauff, sondern an den Armen hatten sie vier oder fünf Knäuff. Die Ermel waren bescheidentlich weit. Dieselben Röcke waren um die Brust oben gemützert und geflützert, und waren vornen aufgeschlitzt bis an den Gürtel. Die jungen Männer trugen kurze Kleider, die waren abgeschnitten auf den Lenden, und gemützert und gefalten mit engen Armen. Die Kogeln waren groß. Darnach zu Hand trugen sie Röcke mit vierundzwanzig oder dreißig Geren, und lange Hoiten, die waren geknäufft vornen nieder bis auf die Füß. Und trugen stumpe Schuhe. Etliche trugen Kugeln, die hatten vornen einen Lappen und hinten einen Lappen, die waren verschnitten und gezattelt. Das manches Jahr gewähret. Herren, Ritter und Knechte, wann sie hoffarthen, so hatten sie lange Lappen an ihren Armen bis auf die Erden, gefüdert mit Kleinspalt oder mit Bund, als den Herren und Rittern zugehört und die Knechte als ihnen zugehört. Die Frauen gingen gekleidet zu Hof und Dänzen mit paar Kleidern, und den Unterrock mit engen Armen. Das oberste Kleid hieß ein Sorkett, und war bei den Seiten neben unten aufgeschliffen, und gefüdert im Winter mit Bund, oder im Sommer mit Zendel, das da ziemlich einem jeglichen Weib war. Auch trugen die Frauen die Burgersen in den Städten gar zierliche Hoicken, die nennte man Fyllen, und war das kleine Gespense von Disselsett krauß und eng beisammen gefalten mit einem Same beinahe einer Spannen breit, deren kostet einer neun oder zehen Gülden." Die Kugeln hingen vermuthlich auch an den Kappen; und rührt daher das heutige Sprichwort: Kappen und Kugeln verspielen.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmählig an Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war Vieles verloren, Vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein Ansehnliches mehr als sonst verzehrt. Er mußte sich also entschließen auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt; denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmählig mit einem Blicke zu fragen, wiewohl mit aller Bescheidenheit, und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten, und mit einem stählernen Haken an eben derselbigen Stelle befestigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehete das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eines für Selinden kommen lassen, und für sich ein Gestell zum Knöthen; denn die Mannspersonen fingen eher an zu knöthen als zu trenseln*). Ehe sich's Selinde versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das charmante Rädchen mit einer unendlichen Menge Berloquen wäre gezieret gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sah doch ganz wohl ein, daß dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte; indessen schwieg sie und spann. Arist aber machte Knötchen.

---

*) Das Trenseln, welches vor dreißig Jahren Mode war, bestand darin, daß man goldne und silberne Borten, auch seidne Zeuge in ihre Fäden auflösete. Viele modische Leute kauften sich neue Torten, um ihre Hände solchergestalt zu beschäftigen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlete Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß Nichts als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen, und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden; jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schiene, daß sie Recht behalten würde . . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug, zu wissen, daß Selinde den Sieg und eine ganz neue Spinnstube erhielt, woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arist nicht, daß sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten, und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dies war leicht eingeräumt; und Jedermann weiß, daß sie beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreichet haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen, und daß sie zum Andenken derselben eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

Die gute selige Frau.

Ich habe meine Frau im vierzigsten Jahre verloren, und meine Umstände erfordern, daß ich mich wieder verheirathe. Allein so viele Mühe ich mir auch dieserhalb bereits gegeben, so kann ich doch keine finden, die mir ansteht, und der lieben Seligen einigermaßen gleich ist. Ich höre von keiner, oder man sagt mir sogleich, diese Person hat sehr vielen Verstand,

eine schöne Lektüre und ein überaus zärtliches Herz. Sie spricht französisch, auch wohl englisch und italiänisch, spielt, singt und tanzt vortrefflich, und ist die artigste Person von der Welt.

Zu meinem Unglück ist mir aber mit allen diesen Vollkommenheiten gar nichts gedient. Ich wünsche eine rechtschaffene christliche Frau, von gutem Herzen, gesunder Vernunft, einem bequemen häuslichen Umgange, und lebhaften doch eingezogenen Wesen; eine fleißige und emsige Haushälterin, eine reinliche verständige Köchin und eine aufmerksame Gärtnerin. Und diese ist es, welche ich jetzt nirgends mehr finde.

Der Himmel weiß, daß ich es nie verlangt habe: allein meine Selige stand alle Morgen um fünf Uhr auf, und ehe es sechse schlug, war das ganze Haus aufgeräumet, jedes Kind angezogen und bei der Arbeit, das Gesinde in seinem Beruf, und des Winters an manchem Morgen oft schon mehr Garn gesponnen, als jetzt in manchen Haushaltungen binnen einem ganzen Jahr gewonnen wird. Das Frühstück ward nur beiläufig eingenommen: jedes nahm das seinige in die Hand und arbeitete seinen Gang fort. Mein Tisch war zu rechter Zeit gedeckt, und mit zween guten Gerichten, welche sie selbst mit Wahl und Reinlichkeit simpel aber gut zubereitet hatte, besetzt.

Käse und Butter, Aepfel, Birn und Pflaumen, frisch oder trocken, waren von ihrer Zubereitung. Kam ein guter Freund zu uns, so wurden einige Gläser mit Eingemachtem aufgesetzt, und sie verstand alle Künste, so dazu gehörten, ohne es eben mit einer Menge von Zucker verschwenderisch zu zwingen; was nicht davon gegessen wurde, blieb in dem sorgfältig bewahrten Glase. Ihre Pickels *) übertrafen Alles, was ich jemals gegessen habe; und ich weiß nicht, wie sie den Essig so unvergleichlich machen konnte. Sie machte alle Jahr ein Bitters für den Magen, wogegen Dr. Hills und Stougthons Tropfen nichts sind. Ihren Hollundersaft kochte sie selbst, und in keinem Nonnenkloster fand man bessers Krausemünzen-Wasser, als das ihrige. In unserm

*) Er versteht vermuthlich Sachen, so in Salz oder Essig gelegt werden.

ganzen Ehestande hat keines aus dem Hause dem Apotheker einen Groschen gebracht, und wenn sie etwas Lächerliches nennen wollte, so war es ein Kräuterthee aus der Apotheke. Auf jedes Stück Holz, das ins Feuer kam, hatte sie acht. Nie ward ein großes Feuer gemacht, ohne mehrere Absichten auf einmal zu erfüllen. Sie wußte, wie viel Stunden das Gesinde von einem Pfund Thran brennen mußte. Ihre Lichter zog sie selbst, und wußte des Morgens an den Enden genau, ob jedes sich zu rechter Zeit des Abends niedergelegt hatte. Das Bier ward im Hause gebraut, das Malz selbst gemacht, und der Hopfen daheim besser gezogen, als er von Braunschweig eingeführet wird. Der Schlüssel zum Keller kam nicht aus ihrer Tasche. Sie wußte genau, wie lange ein Faß laufen und wie viel ein Brod wägen mußte. Butter und Speck gab sie selbst aus, und ohne geizig zu sein, bemerkte sie das Gesinde so genau, daß nichts davon verbracht werden konnte. Eben so machte sie es mit der Milch. Sie kannte jedes Huhn, das legte, und futterte nach der Jahreszeit so, daß kein Korn zu viel oder zu wenig gegeben wurde. Das Holz kaufte sie zu rechter Jahreszeit, und ließ die Mägde des Winters alle Tage zwei Stunden sägen, um sie bei einer heilsamen Bewegung zu bewahren. Im Sommer ward des Abends nie warm gegessen. Die warmen Suppen schienen ihr eine lächerliche Erfindung der Franzosen; und bei dem kalten Essen konnte das Geschirr auch mit kaltem Wasser gewaschen werden. Man brauchte alsdenn kein Feuer, und bei Winterabenden ward bei dem letzten Feuer im Ofen gekocht. Was in der Dämmerung geschehen konnte, geschah nicht bei Lichte, und die Arbeit war darnach abgepaßt. Ihre schmutzige Wäsche untersuchte sie alle Sonnabend, und hing solche des Winters einige Tage auf Linien, damit sie nicht zu feucht weggelegt und stockigt werden möchte. Wenn die Bettetücher in der Mitte zu sehr abgenutzt schienen, schnitt sie solche los und kehrte die Außenseite gegen die Mitte. Auch die Hemden wußte sie auf eine ähnliche Art umzukehren und die Strümpfe zwei bis dreimal anzuknütten. Alles, was sie und ihre Kinder trugen, ward im Hause gemacht, und sie verstand sich auch sehr gut auf

einen Mannsschlafrock; sie konnte ihn in einem Tage mit eigner Hand fertig machen. Im Stopfen ging ihr keine Frau vor; alle Jahre wurden einige Stücken Linnen in der Haushaltung gemacht, und einige greis zugekauft, welche sie hernach zusammen bleichen ließ. Sie bückete solches selbst, und bewahrte es so viel möglich für die gewaltsame Behandlung des Bleichers. Das Garn zu einem Stücke mußte von einer Hand und von einer Art Flachs gesponnen sein. Von dem Besten ward gezwirnet; und keine Nadel oder Nähnadel konnte verloren gehen, weil nicht ausgefegt werden durfte, ohne daß sie zugegen war.

Ihr Garten war zu rechter Zeit und mit selbst gezogenen Samen bestellt. Im Frühjahr erholte sie sich in demselben von der langen Winterarbeit, indem sie säete und jätete. Die Früchte lachten dem Auge entgegen, ob sie gleich kaum den halben Dünger gebrauchte, den ihre Nachbaren ohne Verstand untergruben. Da sie allem Unkraut zeitig widerstand, so hatte sie nicht die halbe Arbeit. Alles, was sie pflanzte, gerieth recht wunderbarlich, und ihr Vieh gab bei kluger Futterung bessere und mehr Milch, als andre mit doppeltem Futter erhalten konnten. Keine Feder wurde verloren, und kein Brocken fiel auf die Erde.

Das Bewußtsein ihrer guten Eigenschaften gab ihr einen ganz vortrefflichen Anstand. Alles, was bei Tische mit Appetit gegessen wurde, war die schmeichelhafteste Lobrede für sie. Das Tischzeug konnte nicht bewundert werden, ohne daß nicht der Ruhm davon auf sie fiel. Ihre emsigen, reinlichen und muntern Kinder verkündigten der Mutter Lob vor allen Augen; und die Ordnung im Hause, die Fertigkeit, womit alles von Statten ging, und die Zufriedenheit, womit sie Vieles ohne Beschwerde geben konnte, erheiterten ihre Blicke dergestalt, daß alle Gäste davon entzückt wurden. Keiner Frau ist mehr geschmeichelt, und keiner weniger Schmeichelhaftes gesagt worden. Ihr Blick breitete Lust und Zufriedenheit über Alles aus, und ich kann es nicht genug sagen, wie artig sie jede Gesellschaft mit in den Plan ihrer Arbeiten ziehen konnte. In der Dämmerung schäleten wir Aepfel mit ihr, oder pflückten Hopfen, und wer sein ihm zugetheiltes Werk zuerst fertig hatte, bekam von ihr einen Kuß.

Man glaube es oder nicht; der eine hielt den Zwirn, der andre wickelte ihn auf, der dritte las Erbsen oder andere Samen aus, der vierte machte Dochte zu Lichtern, und ich glaube, wir hätten ihr zu Gefallen gern mit gesponnen, wenn wir es verstanden hätten. Spinnen, sagte sie uns oft, giebt allezeit warme Füße, und würde sehr gut gegen die Hypochondrie sein. Wenn wir unsre Arbeit gut gemacht hatten, setzten wir uns, nachdem die Jahrszeit war, an das Darrenfeuer und tranken ein Glas September-Bier, welches damals noch nicht so schwach gebrauet wurde, daß es in dem ersten Monat sauer werden mußte; oder wir thaten uns sonst mit Plaudern etwas zu gute.

Nach ihrem Tode, ach ich kann ohne Thränen nicht daran gedenken, fand ich die Brautwagen für unsre vier Töchter fertig; und wie ich Alles, was sie während unserm 16jährigen Ehestande in der Haushaltung gezeugt hatte, überschlug, belief es sich höher als das Geld, was sie in aller Zeit von mir empfangen hatte; so Vieles hatte sie durch Fleiß, Ordnung und Haushaltung gewonnen.

Jetzt will ich Ihnen sagen, wie es mir damalen mit meiner allerliebsten Braut gehet.

Die allerliebste Braut.

Wir haben zwar in unserm Letztern versprochen, die Abbildung der allerliebsten Braut, welche dem Wittwer von allen Menschen empfohlen worden, von seiner Hand zu geben. Allein er ist so unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müssen; er hat so wenig Empfindung und Kenntniß von dem jetzt üblichen Schönen; und die Art, womit er das Ding angreift, ist so unbehülfsam, daß wir Bedenken tragen, unsre Leser mit seiner extra curiösen Relation zu unterhalten. Die jetzigen Schönheiten sind ohnehin so fein, so zart und so geistig, sie verfliegen

so leicht und sind so changeant, daß man es fast nicht wagen kann mit dem Pinsel oder der Feder daran zu kommen, ohne etwas davon zu zerstören. Was dem guten Manne am seltsamsten vorgekommen ist, ist dieses, daß er keine einzige gesund angetroffen hat. Alle haben sich über eine Schwäche der Nerven, und einige über Migräne und Wallungen beklagt. Zwei haben ihre Sinnen dergestalt verfeinert gehabt, daß die eine von dem Schnurren eines Rades und die andre von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen sind. Die mehrsten haben französisch und immer die Worte tant pis und tant mieux überaus zierlich gesprochen. Alles ist Empfindung an ihnen gewesen. Weswegen auch keine das Herz gehabt, sich zum Säen und Pflanzen in die Märzen- und Aprillenluft zu wagen. Einmal ist ihm eingefallen mit ihnen von Kartoffeln mit Senf zu reden; er hat sich aber dadurch dergestalt lächerlich gemacht, daß man mit ihm eine geschlagene Stunde von nichts als dem Belisaire des Marmontels gesprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen aufs Theater springt, wenn der Kutscher den Drosmann nicht recht spielt, ist keiner unbekannt gewesen. Allein, kaum eine hat einen Tissot auch nur dem Namen nach gekannt, oder ihm zu sagen gewußt, wie lange ein Rockenbrei kochen müßte, ehe er gar würde. Seine Beschreibung von ihrem Auszuge ist vollends eine außerordentliche Karikatur. Die Worte haben ihm hier schlechterdings gefehlt, und seine Absicht ist, sie zur Warnung aller Freier mit Anmerkungen in Kupfer stechen zu lassen. Am Ende sagt er blos, daß eine Kammerjungfer mit einem Cacadoue en Colere auf dem Kopfe, ihm die Thüre gewiesen habe, nachdem er sich bei ihr erkundiget, ob ihre Jungfer im vorigen Sommer auch Kohlsamen aufgenommen habe.

Die Vollkommenheit in der französischen Sprache muß ihm besonders anstößig gewesen sein, denn er thut auf dieselbe einen recht ernsthaften Ausfall. Ist, sagt er, wenn es uns erlaubt ist, seine Gründe recht zu verdeutschen, der allermindeste Gebrauch in der Haushaltung, in Küchen und Kellern davon zu machen? Ist irgend ein Nutzen anzugeben, welcher unsre Kinder für den Zeitverlust schadlos hält, den sie in ihrem lehrbegierigen

Alter darauf verwenden müssen? Zugegeben, daß sie ihre Erkenntnisse dadurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzungen dadurch ausdehnen und in allen Gesellschaften erscheinen können, sind darum diese Erkenntnisse nützlich? Haben wir bei einer guten Haushaltung nöthig unsre Zeitkürzungen aus französischen Romans zu betteln? Und ist die Kunst, in allen Gesellschaften erscheinen zu können, nicht die abscheulichste Verrätherin ihrer Besitzer? Wer erscheinet in Gesellschaften anständiger, der redliche, fleißige, bescheidene Mann, der seinen Beruf würdig erfüllt, und sein Gutes in der Welt mit Freuden thut; oder der Unbesonnene, der nicht einsieht, daß ihm seine glänzendsten Vorzüge zum größten Verbrechen angerechnet werden? Der Mann, der dem Kaiser einen guten Tag wünschet, spricht freier und anständiger mit ihm, als alle unterthänigsten Bücklinge.

Und wie groß sind denn die Wahrheiten, womit sie durch Hülfe der französischen Sprache ihr Erkenntniß erweitern? Ich habe eines der gelehrtesten Mädchen, das ich sonst wohl leiden mochte, befragt: Wie viel Pfund Mehl aus einem Scheffel Rocken kämen? Wie viel Garn auf ein Stück Linnen von 60 Ellen zu Schierung und Einschlag gehöret? Und welches die beste Art sei, einen Monat lang das Gesinde gut und wohlfeil zu unterhalten? Allein so wahr ich ehrlich bin, sie hat mir nichts als dreimal comment? geantwortet, und mich spottweise gefragt, ob ich wohl eine Sauce de diable zum wilden Schweinskopf verstünde, und wüßte, wie man die Citronen am feinsten dazu schälen könnte.

Vermehrung unsers Vergnügens .... Das müßte erschrecklich sein, wenn sich meine Mädchen nicht mehr in einer Comödie ergötzen sollten, als alle, die sich daran müde und krank gelesen hätten. Dieser Lust genießen sie sehr leicht und wohlfeil, und brauchen darum das Magazin der Frau Beaumont nicht zu lesen. Sie genießen ihrer besser, als diejenigen, die in der Comödie nicht lachen dürfen, als wenn ihnen von dem bel esprit du jour die Erlaubniß dazu ertheilet wird.

Die ganze sogenannte schöne Erziehung ist höchstens die Frisur der gesunden Vernunft, und es ist eine lächerliche Thor-

heit, ehender an die Frisur als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wann der Luxus den Ueberfluß zum Grunde hat, so ist er anständig; und er kann auch dem Staate nützlich sein. Allein da, wo er auf Kosten des Nothwendigen gesucht wird; wo die Seele noch Mangel an den nothdürftigsten Wahrheiten leidet, und sich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höhern Weisheit erheben will; wo unsre Töchter französisch und englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Haushaltung zu haben, da ist dieser Luxus der Seelen nichts als ein prächtiges Elend, und die Folge davon ist für die Seele eben so erschrecklich, als die übermäßige Wollust für den Körper ist. Sie verzärtelt, schwächt und verwöhnt den Geist von den alten ehrlichen Tugenden, womit unsre Mütter wie in einer sammtnen Mütze umher gingen; sie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten bei; sie verführt die Einbildung gutherziger und leichtgläubiger Kinder zu Hoffnungen, die kaum der Romanschreiber mit aller seiner Zauberei kunstmäßig erfüllen kann, und so wie der durch den Genuß der Wollust geschwächte Gaumen mit der Zeit Liqueurs und übertriebene Speise zu seiner Kitzelung haben muß: eben so muß die Seele zuletzt sich an allerhand moralisches Tollkraut, an schwärmerische und beißende Schriften halten, um sich des Ekels und der tödtenden Langenweile zu erwehren. Und der Himmel sei demjenigen gnädig, der alsdann nicht ohne Schwindel lesen, und ohne Migräne denken oder verdauen kann; ja der Himmel erbarme sich des Mädchens, das sich aus Büchern und philosophischen Gründen beruhigen soll. Die Philosophie ist eine abgefeimte Kupplerin, und die beste Sittenlehre eine barmherzige Schwester; zur Zeit der Trübsale und Anfechtung hilft nichts besser, als ein Rad für die Schiene und ein: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Die schönen Wissenschaften, schließt unser Wittwer weiter, vertreten beim Frauenzimmer jetzt höchstens die Stelle der Leberreime. Sie dienen ihnen blos zur Zeitkürzung; und in diesem Falle sei es besser, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen. Bei den erstern komme nichts heraus. Eine Französin werde mit

Hülfe des Rollins und der Frau Beaumont keine Genies aus ihren Untergebenen ziehen. Sie sei nur eine Putzmacherin für den Geist, und Alles, was sie die Mädchen lehrte, sei ein bischen gelehrte Entoillage; und höchstens laufe alles auf einen kleinen Schleichhandel der Eigenliebe beiderlei Geschlechter hinaus; indem die weiblichen Thoren so viel lernten, als sie gebrauchten, um sich von dem männlichen Narren bewundern zu lassen, und umgekehrt. Beide hätten sich ganz unbesonnen verglichen, alle Tage von einem Dutzend Kerls, von Shakespeare, Young, Voltairen und Lessingen und Andern zu sprechen. Man wäre vor funfzig Jahren, ehe Talander und Menantes auf dem Nachttisch erschienen, glücklicher und vergnügter gewesen. Das menschliche Herz habe sich bei allen guten Büchern eher verschlimmert als verbessert, und die Treuherzigkeit, womit seine gute selige Frau ihre Knipptasche den Armen geöffnet, wäre eine ganz andere Tugend gewesen, als das zärtliche Mitleid, womit man jetzt die Noth der Unglückseligen empfände. Er siehet es als einen Rest der ehemaligen Galanterie des französischen Hofes unter Ludewig dem XIV. an, der sich aus der Garderobe auf den Trödelmarkt geschlichen hätte, daß ein Frauenzimmer viele Bücher gelesen haben müßte; gerade als ob sie nicht zehnmal so viel Vernunft, Geschicklichkeit, Würde und Anstand aus eigener Erfahrung und von guten Leuten lernen könnte.

Endlich kommt er in das Haus, wo er seine jetzige Braut findet. Die Mutter sitzt bei ihrer Arbeit, und sagt ihm, ohne aufzustehen: er möge sich setzen, wenn er wolle. Dieser Empfang reizt ihn gleich, verführt ihn aber auch zu einer abermaligen bittern Ausschweifung über die Verneinungen und Complimente. Was ist erschrecklicher, will er ungefähr sagen, als die lächerliche Nachahmung des französischen Verneigens. Wie edel ist der Stolz einer Frau, die, fest im Knie, ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin? Erstere ist in ihrer Art vollkommen; sie ist original, sie ist dreist mit Anstand, sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin, und sagt ihr einen großen Dank, wenn ihr diese einen guten Tag bietet. Man sieht, daß sie

sich fühlt, und glücklich ist das Land, wo das Mädchen, das das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist, als Voltaire auf sein Marquisat. Es war eine Zeit, wo die Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte. Allein diese Zeit ist nicht mehr. Jetzt verachtet man nur, und verachtet mit Recht die Thörinnen, die ihren eignen Stand verachten, und ehret die Frau, die ihren Sitten und ihrem Stande getreu, dasjenige rechtschaffen ist, was sie sein muß. Der Minister besucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer, und die ganze Welt erkennet, daß eine unüberlegte Geringschätzung der niedrigen aber ehrlichen arbeitsamen und bescheidenen Stände, uns beinahe in die Gefahr gesetzt habe, anstatt einer guten tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzessinnen zu erhalten. In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr; sie geht damit stolz dem ganzen Hofe unter Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge coquettiren, und die Würmer in einem frisirten Todtenhemde empfangen. Bei uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung für den ungelenken Rückgrad, da sie kühn ihre beiden runden Arme in die Seite setzen, und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllet. Hat der Mensch denn keine Würde mehr, als in so fern er ein Affe des Hofes ist? Ist da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geist ein sklavischer Nachahmer, und unser edles Selbst eine entlehnte Rolle ist?

Jedoch wir dürfen unserm Wittwer in seiner altdeutschen Laune nicht zu weit folgen. Zu seiner Entschuldigung muß ich aber noch sagen, daß er den vornehmen Damen einiges Klapperwerk erlaube, um einigen vornehmeren Kindern die Langeweile zu vertreiben. Er bedauert sie aber von Herzen, und bemerkt nicht unrecht, daß sehr viele unter ihnen heimlich seufzeten und arbeiteten, und nichts mit den Affen gemein hätten, die ihre Manieren copirten, ohne sich an ihre Werke wagen zu dürfen.

Endlich kommt er auf seine Braut. Wir wollen ihn hier

selbst reden lassen. „Meine gute Catharine“, sagte er, „saß hinterm Webestuhle und webte den Drell zu ihrem Brautbette. Der Webestuhl war hübsch, und vielleicht eben so schön als derjenige, welchen die Fürstin von Ithaca in ihrem Visitenzimmer hatte. Ich fragte sie, ob es nicht vortheilhafter wäre, außer Hauses weben zu lassen? „Ich glaube wohl“, war ihre Antwort; „allein wenn wir auch nichts dabei gewinnen, so sind wir doch sicher, daß unser gutes Garn vom Leinweber nicht vertauscht, nicht halb unterschlagen, und nicht verdorben wird.“ „Ich habe“, fügte die Mutter hinzu, „allen meinen Töchtern das Weben gelehrt. Es dient zu ihrer Veränderung; sie lernen eine gute Arbeit kennen, und wissen bis auf einen Faden, was der Leinweber gebraucht. Vordem war in jedem Hause, und unser Pastor sagt, es wäre bei den Hebräern, Griechen und Römern auch so gewesen, ein Webestuhl; und das Weben ist leichter gelernt als das Clavierspielen. Wenn man es recht kann, so ist es auch wirklich angenehmer, und unsre Nachbarinnen können sich nicht so sehr an einem Concert ergötzen, als meine Töchter an einem neuen Muster. Was ihre Augen sehen, können ihre Hände machen, und der Nutzen davon ist merklich größer, als der verschwindende Schall des schönsten Concerts. Meiner Meinung nach ist es gut, daß die Kinder allerhand Arbeit lernen. Die meinigen knütten alle ihre Strümpfe selbst; sie machen ihre Kanten, ihr Linnen, und weben sich bunte Zeuge, von Baumwolle und allerlei Garn.“ Sie zeigte mir ein Bette, wozu der Umhang wie die Schnüre von ihrer Arbeit waren. Ich bewunderte die schöne Zeichnung an verschiedenen Stücken und hörte mit Vergnügen, daß alle Mädchen auch zeichnen und malen könnten. Die Mutter machte hier wieder eine Anmerkung, die nicht uneben war. „Wenn man“, sagte sie, „in meiner Jugend, wie das Frauenzimmer noch keine Bücher las, auf ein fürstliches, gräfliches oder adeliches Schloß kam, so wurden einem in jedem Zimmer Tapeten, Stühle, Bettgestelle und andere hübsche Meubles gezeigt, und dabei erzählt, daß dieses Stück von der Großmutter, jenes von der Großtante und ein andres von der Urürtante höchsteigenhändig wäre gemacht worden.

Man erstaunte dann über die schöne Stickerei, über den großen Fleiß, über die artigen Erfindungen, und über den Witz, womit jedes Läppchen Zeuges, was hundert andre weggeworfen hätten, genutzt und angebracht war, und ging mit dem heimlichen Wunsche nach Hause, daß man doch auch so geschickt sein möchte. Die lieben Ehemänner, welche nichts als die Jagd verstanden, waren entzückt über die vorzügliche Geschicklichkeit ihrer Weiber und Töchter, und bliesen sich von dem Lobe auf, welches diese erhielten und verdienten. Diese Umstände bewogen mich, da ich noch klein war, meine Eltern zu bitten, mich doch auch so etwas lernen zu lassen, und in einigen Jahren brachte ich es so weit, daß ich mein Brod auf zehnerlei Art hätte verdienen wollen. Und so habe ich auch meine Mädchen erzogen. Sollte ihnen Gott ein Unglück zuschicken, so sind sie gewiß im Stande, sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Wenn ich ihnen das Werkzeug dazu gäbe, so sollten sie mir Uhren machen. So kunstmäßig ist ihr Gefühl durch eine beständige Uebung in allerlei Arbeiten geworden."

Ich bewunderte die alte Frau, die, ob sie gleich den Kopf nicht gerade, und den Leib nicht so einwärts hielt, wie es der französische Tanzmeister den guten Deutschen ohne Unterschied befiehlt, meine ganze Hochachtung erhielt; und ich versprach mir von ihrer Tochter, die während dieser Rede immer fortwebte, daß sie eine eben so gute Mutter für meine Kinder sein würde. Die Mutter befahl ihr aufzustehen, und mir das letzte Stück Damast zu zu zeigen, was sie von ihrem eigenen Garn gewirkt hätte. Flugs war sie bei der Hand, und brachte es ihrer Mutter mit einer Zuversicht, die meines Beifalls gewiß war. Erstere zeigte mir zugleich die Spitze, die ihre Tochter vor der Mütze hatte, mit dem Beifügen, daß Muster und Arbeit von ihr wären. Allein, fügte sie hinzu, dergleichen Arbeit erlaube ich ihnen nur zu ihrer Veränderung in den Freistunden. Durch die Größe der Ordnung, durch ihre Fertigkeit, und durch die Aufmerksamkeit, womit sie jedes kleine Uebel in der Geburt ersticken, gewinnen sie sich Zeit genug. Sie dürfen mir kein Wurmloch ins Holz kommen lassen, oder ich schmäle und erlaube

ihnen den ganzen Tag keine Feierstunde zu ihrer eigenen Arbeit. Eben so halte ich es, wann sie einen Schlüssel verlegt haben, oder ich ein Stück von ihnen auf der unrechten Stelle finde. Diejenige, welche des Tages das Hauswesen und die Küche zu besorgen hat, darf mir in den Zwischenzeiten nichts thun als spinnen, weil dieses eine Arbeit ist, wobei man ab- und zugehen kann, und keinen Augenblick verlieret. Mit Ordnung und Fleiß kann einer mehr beschicken als zehn andre, und es ist unglaublich, wie reichlich sich beides belohne. Ich erstaune oft über die künstlichen Sachen, welche wir aus der Türkei erhalten, und gleichwohl soll dort alles von Frauensleuten im Hause gezeugt werden. . . .

Wir können das Uebrige aus der Erzählung unsers Wittwers weglassen, weil er mit seiner Catharine keinen Roman spielt, und an ihr eine würdige Tochter ihrer Mutter findet.

Johann konnte nicht leben. Eine alltägliche Geschichte.

„Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperren, und die Lügen unter Gottes Geleite, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?"

„Ja, Herr Kriegesrath, aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprichwort . . . ."

„Kein aber, mein guter Kerl, das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprichwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten A B C-Buch sein sollten. Sie sind mir verhaßter als die Rechtsregeln, und du weißt schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Kammer-Etat nicht gut gethan werden."

„Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahrs hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut, so thun die Kaufleute den Beutel zu."

„Schon wieder eine Sentenz. Aber weißt du auch wohl, Johann, was Leben sei? Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann; der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegesrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahres gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist, wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dies ist doch dein größter Wunsch, so würdest du ja auch nicht leben können?"

„Freilich nicht, Herr Kriegesrath; aber ich hätte denn doch bessere Gelegenheit als jetzt, bei Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdann nur meine Augen des Tages einmal zuthue, so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bei Ihnen Nacht und Tag aufsperre."

„Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner; allein, er konnte wieder nicht leben. Er kam als Secretair bei der Gartenkanzlei; noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser, und nun glaubte der Fürst, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde, er hatte Bediente, hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könnte, so gab er ihm zur Antwort: Ach, gnädigster Herr! der Staat erfordert heutigen Tages so viel, es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen, man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen, und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist, als Intendant des Jahrs mit zweitausend Thalern auszukommen . . . . . Ich wette, Johann, du würdest auch Bob oder wohl gar Herr von Bob werden, wenn du erst ein paar Jahr Thorschreiber gewesen wärest."

„Das käme auf die Probe an, Herr Kriegesrath. Indessen ist es doch so gut, als eine gestempelte Wahrheit, daß, wenn die Frau Visitatorin ein schwarze Saloppe trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine von große Beauté haben müsse."

„Just so philosophirte Bob auch. Weißt du aber auch wohl, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben mußte? Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen, sagte er, daß ich mir gerade die größten Narren zu Mustern gewählt habe? Ich dächte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin kollerte, so müßte die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wohl am besten, daß du das Heirathen noch eine Zeitlang aufschiebst. Denn wirklich die Weiber sind es jetzt, welche die Männer ins Zuchthaus bringen, und du könntest ohnedem leicht dahin kommen, wenn du die Augen zu oft verschlössest."

„Ach, Herr Kriegesrath, das hat gute Wege. Wem der König ein Amt giebt, dem giebt er auch zu leben; dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit, und was das Fürnehmste ist, sein eigenes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut gedient."

„Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster, und zieht dreimal in der Woche an die Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt ernähren? Das wäre eine schreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages, und noch manche des Nachts ihrem Herrn aufopfern müssen, von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worin er sie setzt, zu leben gäbe, so ist ihre Forderung gerecht. Allein, daß der Mann, der ihm alle Monat ein paar Schuhe macht, sogleich von diesen zwölf paar Schuhen leben will, das ist unerträglich."

„Hören Sie, Herr Kriegesrath, mein voriger Herr, ein Burgemeister, sprach ebenso. „„Wovon,"" sagte er zu dem vorigen Präsidenten, „„muß ich, wovon, müssen so viele Rathsherren

leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in die Futterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von je her ganz andre Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte Leute zu Burgemeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleiße leben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung, das eine Jahr wie das andere, und die beste Besoldung von jedem rechtschaffenen Manne. Die großen Herren haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können, und nicht wissen, wie sie leben wollen. Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht, aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg, und der Herr hat nicht mehr übrig als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen übrigens nichts; indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen, und dann ihre Diener über alle andre erheben, und diejenigen, welche keine andre Besoldungen, als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig heruntersetzen. In unserm Bürgerrath werden keine andre als angesessene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Reihelasten betrachtet, die jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbediente, die keinen Theil an unsrer Ehre haben. Und der Unterbediente, insbesondere aber den Untervogt und den Visitator besolden wir kärglich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum spintisiren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheeren können, wenn sie alles auf's Schärfste suchen und Knötchen zu Knoten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten, so würden sie müßige Spione abgeben, und nicht fürs gemeine Beste, sondern nur für die Kasse sorgen."" So sprach mein voriger Herr, der Burgemeister, zum seligen Präsidenten. Und ich habe seitdem allezeit gewünscht, ein bemittelter Mann zu sein, das weiß der liebe Himmel."

„Ist deine Predigt aus, Johann? Nun so gehe hin, und

sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden erlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe. . . . .“

Wer war vergnügter als Johann? Er ward Thorschreiber und konnte nicht leben. Er heirathete die Kammerjungfer von der Frau Kriegsräthin und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweimal die Augen zu, und konnte doch alle die Saloppen von große Beauté, welche die junge Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Sie machte ihn zum Hahnrei, und dem allen ungeachtet, konnte auch sie nicht leben. Sie kamen beide ins Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

Schreiben einer Dame an ihren Capellan über den Gebrauch ihrer Zeit.

Mein lieber Herr Capellan! Ich muß Ihnen einmal einige Gewissensfragen thun. Sie sagen mir immer, ich müßte von jeder Stunde meines Lebens am Ende Rechenschaft geben, und die Stunde dieser Rechenschaft rücke mit jedem Augenblicke näher. Nun wollte ich gern beim Schlusse dieses Jahres, um nicht übereilt zu werden, einen kleinen Anfang mit der Rechnung machen. Ich finde aber dabei einige Schwierigkeiten, worüber ich mir Ihre Erläuterungen ausbitten muß.

Erstlich habeich auf dem Lande gesehen, daß die Leute bei der schwersten Arbeit nur 5 und höchstens 6 Stunden schlafen. Ich aber bin des Abends um 11 Uhr zu Bette gegangen und des Morgens um 8 wieder aufgestanden, mithin vier Stunden länger im Bette geblieben. Sollte ich diese auch berechnen müssen, oder werden sie so mit durchlaufen?

Zweitens habe ich in meinen jungen Jahren wohl einige Stunden am Kaffee- und Nachttische zugebracht; jetzt aber, da ich eben keinen Trost mehr vor dem Spiegel finde, und meine Dormeuse sehr geschwind aufsetze, bringe ich diese Zeit mit der

größten Langeweile zu. Sollte ich dafür nicht billig eine Schadloshaltung fordern können?

Drittens habe ich oft Gott gedankt, daß ich drei Stunden am Tische verweilen könnte, weil mir sonst die Zeit bis zur Assemblee zu lang wurde. Diese Wohlthat habe ich mit Dank genossen; und so wird man von mir doch nicht verlangen, daß ich dieserhalb noch lange Rechnung geben solle?

Viertens hoffe ich doch, eine Stunde zum Kaffetrinken werde einem jeden Christenmenschen freigegeben sein?

Fünftens habe ich von 5 Uhr bis um 8 in diesem Jahre 730 Spiel Karten verbrauchen helfen, und solchergestalt arme Fabrikanten unterstützt; könnte ich diese nützliche Anwendung meiner Zeit nicht doppelt anrechnen?

Sechstens habe ich von 8 Uhr bis um 11 zu Abend gegessen, und mich einigermaßen zu den Verrichtungen des folgenden Tages vorbereitet; auch wohl, nachdem ich eben aufgeräumet war, ein hübsches Buch zu meiner Ermunterung in die Hand genommen; diese Stunden können also richtig berechnet werden. Wollten Sie mir aber wohl dieserhalb ein Zeugniß geben, womit ich bestehen könnte?

Sagen Sie mir nicht, daß ich die Zeit hätte nützlicher anwenden sollen. Denn dieses ist hiesigen Orts, wo man weder Opern noch Comödien, weder Redouten noch Akademie hält, fast unmöglich. Gesetzt also, ich hätte weniger Zeit im Bette und bei Tische zubringen wollen, was hätte ich in aller Welt anfangen sollen? Reiten habe ich nicht gelernt? Die Jagd ist mir zu mühsam; des Spazierens werde ich bald müde; und durch jede Arbeit, die ich verrichtet hätte, würde ein armer Mensch sein Brod verloren haben. Mein gutes Einkommen überhebt mich auch der Arbeit, und je weniger ich selbst thue, je mehr gebe ich fleißigen Armen zu verdienen. Es würde ein sträflicher Geiz sein, wenn ich selbst die Küche versehen oder ein Kammermädchen weniger halten wollte.

Ich habe es einmal versucht und bin mit einem heroischen Vorsatze um 4 Uhr des Morgens aufgestanden; allein so wahr ich ehrlich bin, ich mußte mich um 6 Uhr wieder niederlegen,

bloß um mich von der Langeweile zu erholen. Was für ein entsetzlicher Morgen war dieser! Es fror mich, ich gähnte, mein Kammermädchen grämelte; die Leute murreten, und die ganze Haushaltung gerieth in Unordnung. Ich las ein Buch ohne das Gelesene zu empfinden; ich war geschäftig ohne was zu beschicken; dabei regnete es, sonst wäre ich wohl hingegangen, um ein bischen im Holze bei den Nachtigallen zu schaudern. Kurz, den ganzen Tag über war mir nicht wohl; und da that ich ein Gelübde, niemals ohne die höchste Noth vor 8 Uhr aufzustehen.

Eben so bin ich einmal des Nachmittags zu Hause und allein geblieben. Um 4 Uhr trank ich meinen Kaffee, um 5 Uhr Thee, um 6 Uhr ward ich etwas matt; ich ließ mir meine Tropfen und eine kleine Bouteille Kapwein geben. Ich nahm etwas davon und las; nahm wieder ein Bischen, und was meinen Sie? — Aus war die Bouteille, ehe es acht schlug. Bei Tische des Abends war ich nicht ein bischen heiter, und alles, was ich mit Mühe herunter bringen konnte, war eine Tasse Chocolade, und nach Tische mußte ich mich gleich zu Bette legen. So übel lief dieser Versuch ab.

Was aber bei dem allen das beste sein mag, mein Herr Capellan, so preise ich die Leute glücklich, die alle Tage 16 Stunden mit nützlichen Arbeiten zubringen können; ich beneide sie sogar, wenn dieses etwas zu meiner Entschuldigung helfen kann. Ja, mich dünkt, daß Leute, die im Leben so glücklich sind, alle ihre Stunden nützlich hinbringen zu können, wenn es dermaleinst zur Rechnung kommen sollte, mindern Lohn verdient haben, als ich, der es so sauer wird, nur eine Stunde ohne Schlaf, Spiel oder Essen zu nutzen. Ich spreche im Ernst; die Tage gehen mir so langsam und die Jahre so geschwind hin, daß ich ganz verwirrt darüber bin. Oft schmäle ich noch mit meiner seligen Mutter im Grabe, daß sie mir nicht mehrern Geschmack an der Haushaltung beigebracht, und daß ich in den Jahren, wo die Begierde zu gefallen, mich zu keiner ernsthaften Ueberlegung kommen ließ, mir nicht wenigstens eine kleine gute Faust, womit ich einen Topf vom Feuer nehmen könnte, erworben habe. Allein, da sagte meine liebe

Mutter: „Kind, wer will dir die Hand küssen, wenn sie nach der Küche riecht"; und um einen kleinen Fuß zu behalten, trippelte ich höchstens einmal auf einer grünen Terrasse herum. Jetzt in meinem Alter kann ich mir nicht einmal abgewöhnen ohne Handschuh zu schlafen; wie wollte ich mich denn in andern Stücken ändern können?"

Sie, Herr Capellan, haben mir oft gesagt, daß Sie keine Stunde hinbringen könnten, ohne eine Prise Taback zu nehmen. Ach nehmen Sie jetzt auch eine, und überlegen dabei einmal, wie ich meine Rechnung besser einrichten könne? Zeigen Sie mir einen Plan, der meinen Kräften und meiner Gewohnheit angemessen ist. Einen Plan, wobei ich nicht nöthig habe, mein Bette früher zu verlassen oder die Assemblee zu versäumen. Nehmen Sie mich als ein Geschöpf an, das lahme Füße und Hände, und dabei einen Kopf hat, der durch die Länge der Zeit nun einmal so verdorben ist, daß er zu einsamen, ernsthaften Betrachtungen gar nicht mehr aufgelegt ist, dem Youngs Nachtgedanken sogleich die heftigsten Schmerzen verursachen, und der diese Nacht gewiß nicht schlafen wird, da ich so lange geschrieben habe.

Ich bin in dessen Erwartung 2c.

Antwort des Herrn Commendeurs auf das Schreiben einer Dame, über den Gebrauch ihrer Zeit.

Ich habe Ihnen einen kleinen Streich gespielt, meine gnädige Frau, wofür Sie mir wirklich Dank schuldig sind. Ihr Kutscher brachte mir Ihren Brief an den Capellan; und weil der Kerl glaubte, es sei darin gewiß die Frage: Ob es erlaubt sei, Kutschen und Pferde zu halten, wenn man sich mit einer Sänfte behelfen kann, so brachte er den Brief zu mir, und bat mich, ich möchte doch einmal durch die Falten sehen, und ihm sagen:

ob er seinen Kutscherdienst wohl verlieren würde, wenn er ihn bestellete? Ich wollte meine Herrschaft ungern verlassen, setzte der ehrliche Johann hinzu, die Pferde sind so gut im Stande, unsre gnädige Frau auch, sie bezahlt so gut, sie schmählet so sanft . . . . Kurz, dem guten Kerl, der gemerkt zu haben glaubte, daß Sie seit einiger Zeit sich allerhand Bedenklichkeiten machten und ganz tiefsinnig geworden wären, flossen die Thränen durch den Schnurrbart, und ich ließ mich dadurch bewegen den Brief zu öffnen. Besondre Geheimnisse, dachte ich, schreibt man wohl eben an seinen Capellan nicht, und die Gewissensfragen einer Dame kann ich besser als dieser beantworten, der vielleicht auf einen scharfen Text verfallen möchte. Genug, ich erbrach ihn, und bediente mich des Rechts, welches Sie mir mehrmalen gegeben haben. Aber nun zum Inhalte.

Wie ist es möglich, daß Euer Gnaden sich mit zu den Menschen rechnen, zu diesen Geschöpfen, die ihre Zeit nützlich zubringen und von jeder Stunde Rechenschaft geben müssen? Sagen Sie mir doch ums Himmels willen, was Sie mit diesen gemein haben, und ob Sie sich vorstellen können, daß Sie eine Seele wie andre Menschen empfangen haben? Gewiß, die Natur verschwendet ihre Kräfte nicht. Ein so feiner, zärtlicher Körper wie der Ihrige, kann durch die geringste Wallung des Geblüts in Bewegung gesetzet werden; wozu dann eine ganze rüstige Seele? Haben Sie Gefahren zu überstehen, Unglücksfälle auszudauern, große Entwürfe auszuführen? Nein; Sie essen, trinken, spielen und schlafen; und dieses so regelmäßig, daß man keine einzige freie Bewegung der Seele dabei bemerkt. Die Seele zeugt nur Gedanken, und diese hindern den Schlaf mehr, als daß sie ihn befördern; die Verdauung geht auch weit besser von statten, wenn man sich gedankenlos hinsetzt. Lassen Sie sich also, ich beschwöre Sie, nicht beifallen, sich eine solche Unruhe in den Kopf zu setzen, die Ihnen zu nichts dienen würde, als Grillen und Vorwürfe zu machen. Sie haben sich so lange darum beholfen; warum wollten Sie sich denn dergleichen im Alter wünschen, und die Natur in unnöthige Kosten stürzen? Fühlen Sie einige Schwächen, so lassen Sie Ihre Kammer mit eau

de venise besprengen. Sogleich werden Sie alle nöthige Begeisterung empfinden.

Ein gemeines Frauenzimmer würde es vielleicht für ein schlecht Compliment aufnehmen, wenn ich ihm eine Seele absprechen wollte. Allein Sie, gnädige Frau, kennen mich, und wissen, daß Sie keinen eifrigern Bewundrer in der Welt haben als mich. Sie sind also auch versichert, daß ich dieses nicht thun würde, wenn ich es nicht als einen besondern Vorzug von Ihnen betrachtete, daß Sie ohne Seele tausendmal mehr thun als Andre, die sich dieser allgemeinen Gabe rühmen. Bei Ihnen wird der Feldherr zärtlich, der Minister heiter, und der ganze Hof gefällig. Gesetzt nun, Sie wollten durchaus eine Seele haben, sich Andern gleich beschäftigen und auf ihrem Canapee der Rechenschaft, welche Sie davon abzulegen hätten, nachdenken; gesetzt, andre Damen folgen diesem traurigen Exempel: wo wollte der Arbeiter im Cabinet und im Felde sich erholen? Wer würde ihnen Empfindungen beibringen? Empfindungen, welche das rauhe Herz zum Mitleiden und zur leutseligen Hülfe herabstimmen? Ohne Erholung ist keine Arbeit; und wo Sie nicht behaupten wollen, daß wir uns wie unsre Vorfahren blos am Weine erholen sollen: so müssen Sie mit ihrer glücklichen Muße dem allgemeinen Besten zu statten kommen, so müssen Sie sich vor wie nach in der Gallerie oder in der Assemblee zeigen, und die Stelle des Gestirns vertreten, das auch die finstersten Philosophen zu seiner Betrachtung reizet; so müssen Sie den Scherz und die Heiterkeit zu Tische führen, und damit den arbeitsamen Seelen neue Kräfte geben. Dabei aber können und dürfen Sie nicht arbeiten, nicht denken und nicht rechnen, denn dies würde Ihnen nichts als frühe Runzeln einbringen; und welcher Staatsmann würde bei diesen nur ein einziges Projekt vergessen? Bedenken Sie nur das einzige: Die Leute, welche von ihrer Zeit Rechenschaft abzulegen haben, sind zugleich verdammt, ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts zu essen. Wie schickt sich dieses aber für eine Hofdame, die den ganzen Tag geschminkt sein soll? Würde nicht alle Farbe von ihren schönen Wangen fließen?

Haben Euer Gnaden aber jedoch eine kleine Herzstärkung nöthig, gut, so will ich Ihnen eine vorschreiben, die gewiß nach Ihrem Geschmack sein wird. Verrichten Sie alle Tage in diesem Jahre eine gute Handlung. Der Arbeitsame, der immer an seinem Werke klebt, und unermüdet beschäftigt ist, wird nur durch unmittelbare Gegenstände zum Mitleid bewegt. Er ist barmherzig, hülfreich und fertig, wenn ihn seines Nächsten Unglück rührt; allein die Noth derjenigen, so im Verborgenen oder in der Entfernung unglücklich sind, kommt nicht so leicht zu seinem Herzen. Euer Gnaden aber hören bei Ihrer Muße und Langeweile manche traurige Erzählung; Ihr empfindliches Herz wird schneller gerührt; Sie können länger bei der süßen Betrachtung, wie Sie einem Unglücklichen helfen wollen, verweilen. Sie kommen täglich zu solchen Personen, welche Verdienste unterstützen, und den Fleiß glücklich machen können. Bedienen Sie sich Ihres zärtlichen Auges, Ihres schmeichelhaften Tons, Ihres ganzen Einflusses, um täglich das Glück eines Menschen zu befördern, ihn nur in gutem Andenken zu erhalten, ihn von der besten Seite zu zeigen, eine ungegründete üble Meinung von ihm zu unterdrücken und überall das Beste zu befördern. Wie Mancher wird Ihnen nicht noch beide Hände dazu küssen, daß Sie ihm nur Gelegenheit gegeben, eine edle Handlung zu verrichten?

Sie sehen, ich bin ein bequemer Gewissensrath; ich fordere nicht von Ihnen, daß Sie Filet machen oder Marly nähen sollen; dieses können Sie in Ihren Umständen Andern überlassen, die ihr Brod damit verdienen. Ich lasse Ihnen Ihren Schlaf, Ihr Assemblee und Ihr Soupé, und gebe Ihnen vier- und zwanzig Stunden für eine einzige gute Handlung. Dazu lasse und gönne ich Ihnen Ihre Langeweile, entweder zur Strafe oder zur Besserung.

Es bleibt aber dieses unter uns. Ihr Capellan ist verpflichtet bei der Regel zu bleiben. Er wird Mehrers von Ihnen erfordern und die Entschuldigung der verwöhnten Zärtlichkeit nicht gelten lassen. Ich aber denke anders, weil ich auch nicht viel mehr in der Welt beschicke, und ich möchte nicht gern, daß

die Rechnung von Ihrer Zeit besser ausfiele als die meinige. Hiemit küsse ich Ihnen ehrfurchtsvoll die Hände und bin, wie Sie wissen ꝛc.

Ein gutherziger Narr bessert sich nie.

Das ist das letzte Mal, sagte Arist, und schwur dazu, daß ich Jemanden meinen Beutel öffnen will. Verwünscht sei die Gutherzigkeit, wenn man ihr ewiger Märtyrer sein muß! Ich habe Frau und Kinder, und leihe Geld, um Andern zu helfen, die es vielleicht nicht werth sind. In dem Augenblick, da er sich allen Entzückungen dieses großen Vorsatzes überließ, schrieb ihm ein Fremder, der sich auf seiner Durchreise in der äußersten Verlegenheit befand. — Er hatte das Unglück gehabt, auf der Reise eine ansehnliche Summe Geldes zu verspielen; hier wäre er völlig unbekannt, voll Verzweiflung über seinen Verlust und über die Nothwendigkeit ihn um ein geringes Anlehn von zehn Pistolen anzusprechen; er wüßte sich an Niemanden zu wenden als an den Mann, von dem er schon in der Ferne viel Gutes gehört hätte, und dessen menschenfreundlicher Charakter ihn in diesen traurigen Umständen nicht verlassen würde. Arist fing an zu zweifeln, ob er sein Gelübde von dem heutigen Tage schon an rechnen sollte. Er hatte die zehn Pistolen noch; das Unglück eines Mannes von Stande ging ihm nahe. Kurz, er gab sie hin, schwur aber noch einmal, daß dieses das letzte Mal sein sollte. Der Tag ging glücklich vorüber, ohne daß er in die Versuchung gesetzt wurde, sein Gelübde noch einmal zu brechen.

Er war des andern Morgens noch im Bette, als ein Freund in der größten Angst und außer Athem zu ihm kam. — O mein Theuerster, was fang' ich an? Meine Haushälterin ist schwanger; ihre Niederkunft ist nahe, ich muß sie fortschicken, oder ich werde auf das Empfindlichste beschimpft; Sie wissen

meine vorhabende Heirath, meine Hoffnung zur nächsten Beförderung, Alles ist verloren, und ich bin der unglücklichste Mensch; mit funfzig Pistolen können Sie mich retten, diese verlangt das Mensch zur Reise und zum Wochenbette. — Die Gefahr des Freundes war zu dringend. Arist stand auf, kleidete sich in der Eile an, lieh die funfzig Pistolen, gab sie hin und dachte nicht an sein Gelübde.

Gutes Herz! schreckliches Geschenk der Gottheit! was kostest du mir? Du begnügst dich nicht allein mich unglücklich zu machen, du machst mich auch meineidig. — So philosophirte Arist eben mit sich selbst, als ihn die Wittwe eines angesehenen Mannes in seiner Einsamkeit mit der Anrede überraschte. Meine Thränen sagen Ihnen schon meine ganze Noth. Schwerlich kann ein Zustand grausamer sein, als der meinige. Gott, du weist wie vieles mir dieser Schritt kostet! Allein, liebster bester Arist, Sie sind allezeit meine einzige Zuflucht gewesen; Sie haben mir schon oft geholfen; könnte ich Ihnen nur einmal meine ganze Erkenntlichkeit ausdrücken! Sehen Sie, hier diesen Brief erhalte ich soeben. Mein Sohn, mein einziger Sohn, soll seine Compagnie verlieren, oder er muß 1500 Thaler bezahlen, die er derselben schuldig ist. Ach! einen Theil habe ich selbst von ihm geliehen. Wie mein seliger Mann starb, hatte ich nicht so viel, daß ich ihn standesgemäß begraben lassen konnte; und das übrige — für dasmal dünkte sich Arist sicher. Funfzehnhundert Thaler hatte er nicht baar, und konnte sie auch sobald nicht anschaffen. Die Thränen der Wittwe flossen also umsonst. Jedoch zu seinem Unglück forderte die Compagnie nur erst einen Bürgen auf 6 Monate; und wie konnte er der dankbaren und unglücklichen Emilie diese Hülfe versagen? Verlor ihr Sohn die Compagnie, so wären Mutter und Sohn in die erschrecklichste Armuth gerathen; und sollte er sich diese einst vorzuwerfen haben? Das wollte der Himmel nicht.

Arist dachte jetzt an kein Gelübde mehr. Er sah es ein, daß es vergeblich sei, sich selbst Gesetze zu geben, und seinem Herzen das Dispensationsrecht zu lassen. Indessen klagte er seine Noth einem würdigen Freunde, einem Manne, den er

unter allen am höchsten schätzte, um sich seinen Rath zu erbitten. Himmel, antwortete ihm dieser, was bin ich unglücklich! In dem Augenblick, da mich der schrecklichste unter allen Zufällen nöthigte, Sie, mein edelster, mein werthester Arist, um einen Vorschuß von tausend Thalern zu bitten, so erfahre ich mit Schrecken, wie sehr ich Ihre Freundschaft auf die Probe gestellet haben würde. Aber der Himmel soll mich bewahren, daß ich Sie nicht zu neuen Schwachheiten verleite. Es ist genug, daß ich allein unglücklich bin; ich werde Muth haben, mein Schicksal zu ertragen, so hart es auch immer sein mag. Ich will mich entfernen und vor den Augen der grausamen Menschen verbergen. — Arist fühlt alles, was ein Freund fühlen kann, und halb zweifelhaft, ob sein Freund jene Klage nicht für einen Kunstgriff halten würde, lieh er noch tausend Thaler und ließ nicht eher nach, als bis sein Freund solche von ihm annahm. Und so verlor er immer mehr und mehr von seinem Vermögen, ohne den Ruf eines reichen und guten Mannes zu verlieren. — Er hieß immer Menschenfreund, wenn er gleich diesen Titel, der ihm schon viele Tausende kostet, für den Zunamen eines Narren hielt.

Wie war aber Aristen zu helfen? Den Kopf auf seinen eignen Tisch gestützt schrieb er lange Zeit Satiren, und beging immer neue Thorheiten. Endlich aber entschloß er sich, diese Erzählung abdrucken zu lassen, und so oft Jemand Geld von ihm begehren würde, solches darin zu wickeln, und es mit diesem Blatte hinzuschicken.

Schreiben eines Frauenzimmers vom Lande an die Frau *** in der Hauptstadt.

Wertheste Freundin!

Unser Beruf in der Welt ist sehr von einander unterschieden. Ihnen, wertheste Freundin, steht es sehr wohl, daß Sie des Morgens bis 10 Uhr schlafen, drei Stunden am Nachttische sitzen, und die übrige Zeit in angenehmen Gesellschaften zubringen. Allein uns, die wir auf dem Lande wohnen, und ganz andere Pflichten haben, müssen Sie deswegen nicht verachten.

Unser Nacken kann nicht so risch, wie der Ihrige stehen, und unsere Schulterknochen sind mit gutem Rechte etwas mehr ausgebogen, als diejenigen, welche Ihnen die gütige Natur blos zur Zierde gegeben.

Sie haben Recht, über Langeweile zu klagen, sobald Ihnen Spiel oder Gesellschaft fehlt. Sie haben Recht, Ihren Geschmack, Ihre Wahl im Anzuge, Ihren süßen Ton, Ihren anständigen Gang, Ihr herrschendes Auge, Ihr gelenkes Köpfchen, Ihre zarten Hände und andere Vorzüge, welche ich recht mit Vergnügen an Ihnen bemerke, selbst zu bewundern; und ich gestehe gern, daß Ihnen Ihre Belesenheit, Ihre Kenntniß der besten englischen und französischen Schriftsteller, und Ihre Einsicht in vielen Dingen einen befugten Ekel vor allem dummen Zeuge, wie Sie zu sagen pflegen, wirken müsse. Allein das Blut, welches Arbeit und Gesundheit uns Landmädchen in die Wangen treibt, muß uns in Ihren erhabenen Augen keine unerträglichen Physiognomien geben. Sie müssen nicht über unsere alten Moden spotten, und sich unsere eisernen Hände in Ihre Küche wünschen.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen die Wahrheit ein bischen nach unserer Art sage. Wie Sie uns das letzte Mal auf dem Lande besuchten, war Ihre Aufführung wirklich ein wenig sehr unhöflich, ich forderte bei Ihrer Ankunft nur eine freundliche

Miene von Ihnen; allein Sie waren von Ihrer viertelstündigen Reise dermaßen fatigirt und aneantirt, daß ich zufrieden war, wie Ihre Blicke es nur beim Zanken bewenden ließen. Ich lief Ihnen mit offenen Armen entgegen. Sie spitzten aber Ihren Mund so weit voraus, daß ich nicht das Herz hatte, die Rosenblätterchen ein wenig aus Ihren Falten zu drücken. Meine Mutter führte Sie in unser bestes Zimmer: allein die weißen Wände waren Ihnen unerträglich, der Armstuhl unbequem und der unbedeckte Boden abscheulich. Es wurde des Abends um 8 Uhr gedeckt, und Sie hatten keinen Hunger; weil Sie nicht gewohnt waren, vor 11 Uhr zu essen. Der Geruch unserer besten Talglichter erweckten Ihnen eine affreuse migraine. Weil kein Burgunder dort war, tranken Sie Wasser, und dieses war das einzige, was Sie rühmten. Wie wir des andern Tages von dem theuersten Burgunderwein aus der Stadt holen ließen, fanden Sie ihn zur Dankbarkeit abominable. Ein schöner Kalbsbraten schien Ihnen vortrefflich, um auf einer Bürger-Hochzeit zu paradiren, und Sie sprachen von Fricandons und Poppidons bei dem Anblick einer schönen Schafmilch. Auf solche Art bezeugten Sie uns Ihre Höflichkeit. Sie ließen uns gar noch dabei empfinden, wie vielen Dank wir Ihnen für Ihre gütigen Anmerkungen schuldig blieben, und trieben endlich Ihre Gnade so weit, daß Sie sich bei unsern Caffeetassen Ihres schönen Dresdener Porcellains zu erinnern geruhten.

Wie Sie zu Hause kamen, und durch die Stadtluft wieder in Ihr wahres Element versetzt wurden: so ward unsere wohlgemeinte Bewirthung der Gegenstand Ihres Spottes. Es ist eine erbärmliche Sache, sagten Sie, um ein Landmädchen, es weiß doch von nichts. Den grünen und rothen Kohl kennet es besser, als die Livres verds et rouges à la Mode.*) Es läuft ohne Sonnenschirm und Saloppe wie ein Schaf im Felde. Wenn man von Whistspiel mit ihm spricht, so sperret es zwei

---

*) Der Aufsatz ist vom Jahr 1760, wo diese französischen Kinderspiele Mode waren.

große Augen auf, und ein Schneidermädchen bei uns würde sich eher zur Prinzessin als ein solches Ding auch nur zu einer Kammerjungfer schicken.

So urtheilten Sie von mir, wie Sie zu Hause waren, und alle meine aufmerksame Sorgfalt, die schöne Milch, die vortreffliche Butter, die schmackhaften Gartenfrüchte, die angenehmen Lustgänge, das offenherzige Vertrauen, die freundschaftliche Gefälligkeit, welche unsere Nachbaren bei uns zu rühmen die Gütigkeit haben, mußten Ihren undankbaren und verwöhnten Empfindungen zum Spotte dienen.

Wie konnten Sie aber dieses verantworten? Und wie konnten Sie bei Ihren großen Einsichten die Absichten nicht unterscheiden, wozu wir beide geboren, erzogen und gewohnt sind? Glauben Sie denn, daß ein Frauenzimmer auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt alle die unglücklichen Bequemlichkeiten nöthig habe, welche in der Hauptstadt unentbehrlich sind? Wissen Sie nicht, daß die Menge Ihrer Bedürfnisse nur ein Zeichen Ihrer Armuth sei? Welch ein Unsegen für uns, wenn wir an die täglichen Assembleen, wie an unser Spinnrad gewöhnt wären? Wenn wir Voltairen und Popen besser, als unser Intelligenzblatt, und mehrere Arten von Spielen, als Hausarbeiten kennten?

Denken Sie nicht, daß ich das Lesen guter Schriften verachte. Ich kenne den Werth derselben sehr gut, hüte mich aber sehr davor, daß ich meine Empfindungen nicht aus meinem Stande gewöhne, und das Lesen bloß zu einer nothwendigen Ausfüllung meiner Langenweile mache. So weit darf es mit mir nicht kommen. Ich habe meine gesetzten Stunden dazu; so, wie zu meiner Arbeit, welche ich in meinem Berufe dem Lesen freudig vorziehe. Und eben diesem Lesen habe ich den nöthigen Ehrgeiz zu danken, daß ich mich durch die höhnischen Anmerkungen der Stadtleute in meinen Pflichten nicht irre machen lasse. Vor 2 Jahren lag ein französischer Offizier bei uns. Sein Lied war beständig: On ne vit q'uà Paris, on végète ailleurs. Er verlangte auf unserm Dorfe nichts weniger, als Bälle, Opern, Comödien, Soupés

fins und petites maisons. Doch begriff er endlich, daß wir sehr unglücklich sein würden, wenn wir dieses nöthig hätten, um uns zu zerstreuen. Ja er ging zuletzt so weit, und machte ein Lobgedicht auf den wohlthätigen Fluch, daß jeder Mensch sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen sollte.

Sie sprachen, wertheste Freundin, wie Sie bei uns waren, sehr vieles vom Wohlstande und von der guten Erziehung in Hannover; und unsere Frau Pastorin, welche Ihnen keinen Blick entwandte, so sehr huldigte dieselbe ihrer Größe, sucht jetzo eine Französin. Sie hat von Ihnen vernommen, daß zu einer guten Erziehung die französische Sprache rc. rc. rc. gehöre. Alles dieses glaubt sie, als eine rechtschaffene Mutter, ihren Kindern geben zu müssen. Sie beruft sich darauf, daß eine gute Erziehung das beste Erbtheil sei, was sie ihren Kindern lassen könne. Und was hat sie anders zu diesem Vortheile verleitet, als die Verachtung, welche unbilligerweise den Personen erwiesen wird, die nicht nach Art der Hauptstadt erzogen sind?

Wie leicht wird die Frau Pastorin durch eben dieses Vorurtheil verführet werden, die Kinder des Krämers und des Schulzen zu verachten? Und wenn ich denn diesen letzten nur ein wenig Schwachheit leihe, welches ich gewiß mit gutem Grunde thun kann, so schicken sie ihre Kinder auf die hohe Schule in die Hauptstadt, entziehen dem Staate einen würdigen Ackersmann, und schenken ihm dafür einen wichtigen Auditor. Wenn ich zur Frau Pastorin komme, so setzet sie mir zwei Wachslichter vor, und neulich war ich bei unserer Frau Amtmännin, da braunten in einem Zimmer allein 24 an den Wänden. Ich mag nicht sagen, was ich dabei gedachte, so viel aber kann ich Ihnen wohl im Vertrauen entdecken, daß ich mir eben keine vortheilhaften Begriffe von ihrem Verstande machte.

Wie leicht ist aber dieser Fehler zu heben, wenn man nur demjenigen eine Achtung erwiese, welcher sich am besten nach seinem Stande richtete, und wie vieles würden die Vornehmen (die Vornehmsten berühre ich nicht, denn diese schränken sich

merklich ein) nicht dazu beitragen, wenn sie auf dem Lande nicht das Kostbarste und Prächtigste, sondern nur dasjenige bewunderten, was jeder durch die Kunst seiner Wirthschaft zur großen Vollkommenheit gebracht hätte? Sie glauben nicht, wertheste Freundin, wie gut ich in diesem Stücke von meiner Einfalt gedienet bin. Ein Jeder, der in unser Haus kömmt, bleibt in seiner Einbildung überzeuget, daß er in Ansehung der Kostbarkeiten vor uns einen Vorzug habe. Dieser Gedanke schmeichelt ihm, und er ist mit uns, als mit Leuten zufrieden, welche ihm den Rang nicht streitig zu machen gedenken. Aus einer gleichen Dankbarkeit sieht unsere Frau Oberhauptmännin mit einem nicht eifersüchtigen Auge unsere Wirthschaft an. Sie bewundert alles, und fühlet sich bei uns weit bequemer als bei der Frau Oberamtmännin, deren damastenes Bette dem ihrigen Trotz bietet. Wir sind ihre guten Leute, sie geht mit uns, wie mit ihren besten Freunden um, wir sehen sie stündlich, so liebenswürdig, wie sie wirklich ist; und wir genießen der Herzen, ohne uns an den tyrannischen Zwang der städtischen Rangordnung zu binden.

Gewiß, wertheste Freundin, die Damen aus der Hauptstadt sorgen wirklich sehr schlecht für ihr Vergnügen, wenn sie auf dem Lande die Nachahmung der Stadt suchen; das Landleben hat etwas originales, welches sie ihm billig zu einer vergnügten Abwechselung lassen sollten. Ich freue mich wenigstens recht, wenn ich in ein wohleingerichtetes Bauerhaus komme, die besonderen Vortheile und Erfindungen dieser Familie sehe; und eine Tapete von Flachs, das schon zubereitet und nett aufeinander gelegt ist, ergötzet mich da mehr, als eine haute lice. Das erste, was ich besehe, ist die Milchkammer. Nach dieser beurtheile ich die Wirthin; und das gesunde Kind, welches mir in einem reinlichen und stumpfen Rocke entgegen springet, küsse ich mit Empfindung, wenn ich die Staatspuppen unserer Frau Amtschreiberin sehr gelassen vorbeineigen sehe.

Und so sollten Sie auch denken, wertheste Freundin, wenn Sie zu uns kämen. Sie sollten sich des städtischen Zwanges und der kostbaren Beschäftigungen, wozu Sie der Müßiggang

verdammet, auf dem Lande entschlagen, den Athem aus freier Luft schöpfen, und mit aller Empfindung eines befreiten Sclavens auf einem tanzenden Fuße um die gesegneten Fluren hüpfen. In der Hauptstadt können und müssen Sie ganz anders leben. Leute, welche in Bedienung stehen, welche den ganzen Vormittag ihre Arbeit haben, und gleichsam in einem vergüldeten Kerker wohnen, woraus sie nicht zu jeder Stunde gehen können, haben ganz andre Arten von Ergötzlichkeiten nöthig. Ihre Frauen befinden sich durch die Umstände an ein gleiches Joch gefesselt. Die Assembleen, repas, Soupés fins, und alle Arten von Spielen werden Ihnen mit der Zeit zu unentbehrlichen Bedürfnissen. Ich lasse Ihnen also solche mit Recht. Ich schenke Ihnen Bälle, Comödien, Redouten und alles, was dazu gehöret, im Kauf; ich bin überzeuget, daß Sie sich oft dabei in Ihrer Art vollkommen erfreuen; ich glaube, daß die Pracht der Meubles, Nippes und ajustements die besten Puppen für solche große Kinder sind. Allein, eben diese Forderungen auf das Land zu erstrecken, diejenigen zu verachten, welche solche nicht erfüllen, darüber noch wohl gar zu spotten und auf solche Art den nützlichsten Theil der Menschen, welche auch ihre Schwachheiten haben, zu einer thörichten Nachahmung zu verführen, dieses ist wahrlich Sünde.

Vergeben Sie mir dieses altfränkische Wort. Ich glaube, Sie werden solches nicht verstehen, darum setze ich nur erklärungsweise hinzu, daß vor nicht gar langer Zeit die verächtliche Miene einer vornehmen Dame aus der Stadt unsern guten Pachter verführet hat, an seiner Frauen Schmuck eines Jahres Pachtgeld zu verwenden, den König zu betrügen, und sich, seine schöne Frau und Kinder unglücklich zu machen. Wie viel Verantwortung würden Sie nicht auf sich haben, wenn ich schwach genug gewesen wäre, mich durch einen Blick von Ihnen beschämt zu halten? Und wahrlich, es hat zwischen meiner Schwester und mir schon einen kleinen Zank gesetzt, daß sie nicht ein Stück Hemdlinnen in Agrements verwandeln dürfte, weil Sie ihre einfältige Volante verachtet hatten. Glauben Sie mir, die Mädchen auf dem Lande sind nicht alle so stark, dieser Ver-

suchung zu widerstehen. Und es kann gar leicht dahin kommen, daß wir sagen werden, wie der letzte Krieg uns nicht so viel Schaden gethan habe, als die Raserei, auf dem Lande alles das zu haben, was zur Noth ein Vorzug der Hauptstadt bleiben kann. Die Last dieser Verantwortung liegt aber größtentheils denjenigen auf, welche die Pflichten nicht unterscheiden, und dasjenige an einem Landmanne nicht mit Fleiß verehren, was zu seinem Beruf und zu seinem Stande gehöret. Ich bin u. s. w.

Schreiben eines angehenden Hagestolzen.

Weg mit dem Einfalle, liebster Freund! Das Heirathen ist keine Sache mehr für mich. Was mein Vater und Großvater gethan, geht mich nichts an. Zu ihrer Zeit war eine Frau noch der beste Segen eines Mannes; sie kam ihm in der Haushaltung zu Statten, erleichterte ihm seine Sorgen und brachte noch etwas mit, um die Ehstandes-Lasten, wie es in den alten Ehpakten heißt, zu tragen. Aber jetzt — ist es Raserei, eine Frau zu nehmen. Man schelte mich immerhin einen Hagestolzen und setze auch diesen Namen auf mein einsames Grab. Es ist besser, daß gar keine Thräne als die Thräne eines betrogenen Gläubigers darauf falle. Setzt dann nur ein treuer Freund hinzu, daß ich der größte, der zärtlichste Verehrer der weiblichen Tugend gewesen: so forscht noch vielleicht ein vorübergehendes Mädchen der Ursache nach, warum ich meine Tage einsam beschlossen, geht in sich und mindert den Staat, welcher jetzt einen ehrlichen Kerl abhält, sich durch das heilige Band der Ehe an den Bankerottierpranger schließen zu lassen.

Denken Sie nicht, daß ich zu sehr in's Traurige oder in's Ernsthafte verfalle. Es ist dieses sonst, wie Sie wissen, mein Fehler nicht. Allein, nachdem die letzte, worauf ich ein Auge

geworfen hatte, unter einer Menge von andern Geschenken, außer den Uhren zum Negligé noch drei Staatsuhren von mir erwartete, wovon eine jede mit Diamanten nach der Farbe ihrer Kleider besetzet sein sollte: so müßte ich wohl der unempfindlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich nicht entweder im Lustigen oder im Traurigen ausschweifen sollte. Mein künftigen Ehherr, sagte sie, ohne zu wissen, daß ich in der Hoffnung es einmal zu werden, ihr meine Aufwartung machte, wird an mir einen kostbaren Schatz finden, und hoffentlich zufrieden sein, wenn ich ihm für seine Gefälligkeit alle Tage einmal ein freundliches Gesicht mache. Wie glücklich bist du, sagte ich zu mir selbst, daß du auf dieses freundliche Gesicht noch nichts geborget hast; und wie sehr bedaure ich den Mann, der einmal deinen Artischockenkopf (sie war à l'artichaut frisirt) zu behandeln haben wird. . . . . Was meinen Sie aber, liebster Freund! wie hoch sich der Brautschatz belief, wofür diese Ehestandslast getragen werden sollte? Auf 10000, schreibe zehntausend Thaler. Damit hätte ich vielleicht nicht einmal die Uhren mit dem zu jeder gehörigen Hals-, Kopf- und Ohrenschmuck bezahlen können; und was wäre mir denn für's Flicken geblieben?

Eine andre, die ich mir vorher ausgesehen hatte, war zwar in Ansehung des Schmucks etwas billiger, und hätte sich vielleicht mit einem mittelmäßigen von Brillanten befriediget. Allein ihre Schwester, die eben heirathete, nahm der entbehrlichen Kostbarkeiten so viel, und ihre Eltern sahen mit einem so gefälligen Lächeln auf dasjenige herab, was der künftige Herr Schwiegersohn mit seinem halben Ruin angeschafft hatte, daß ich mir nicht getrauete, ihm in dieser Bahn nachzurennen. Ihm kosteten seine Geschenke gewiß dreitausend Thaler; und die Eltern hatten ohne Zweifel noch mehr angewandt, um die Braut mit einer neumodischen Garderobe zu versehen. Die guten Leute, dachte ich, werden Bankerott machen, ehe sie ihre Handlung anfangen. Denn ihr beiderseitiges Vermögen, womit sie als Kaufleute handeln wollten, lief nicht höher wie der Brautschatz meiner Prinzessin mit den drei Uhren.

Meiner ersten Braut, da sie nachher so unglücklich geworden,

will ich in allen Ehren gedenken. Sie hatte ein hübsches Gesicht, ein unschuldiges Herz, und eine feine Erziehung. Was konnte sie dafür, daß ihre thörichten Eltern sie gleich einer Person von dem vornehmsten Stande und dem größten Vermögen erziehen lassen, da sie ihr doch keinen Thaler mitgeben konnten? Gern hätte ich sie genommen, wenn sie nichts wie ihr gutes Herz und dabei eine häusliche Erziehung gehabt hätte. Allein wenn ich an die grausame Nothwendigkeit gedachte, ihr als einer vornehmen Dame alles dasjenige geben zu müssen, was ihre Erziehung und die jetzige Mode zu unentbehrlichen Bedürfnissen gemacht hat: so getrauete ich mir nicht die ganze Ehestandslast allein zu übernehmen. Bei der ersten Unterredung traf ich sie in einer Gesellschaft von ihres gleichen an. Sie sprachen von nichts als neuen Moden und Geschmack. Die eine wollte, wenn ich es recht verstanden, à la Tocke, die andre à la Henry quatre sein; diese trug ihr Kleid à la Poniatowsky, jene à la Duchesse; dies Stück hieß ein Pet en l'air, jenes ein Fichu; und dann trugen sie considerations, pretensions, poches de Paris, Entre deux, Pelerines und ich weiß nicht was alles. Gerechter Himmel, dachte ich, und einen solchen Pet en l'air sollst du zur Frau nehmen? — Doch die arme Hexe hat jetzt einen hübschen, feinen und frisirten Mann, aber leider ihr Duchessen-Kleid versetzt, um die Wehmutter und den Pfarrer zu bezahlen . . . .

Solche traurige Erfahrungen sind es, worauf sich meine Abneigung zum Heirathen gründet. Ich habe einen guten Dienst und wie mein Vater rechnete, ein ziemliches Vermögen. Eine fromme und kluge Wirthin könnte ich davon mit aller Bequemlichkeit unterhalten, aber keine Prinzessin, deren Apanage nicht hinreicht, das Nadelgeld, was sie gebraucht, zu bezahlen. Sie sehen mich vielleicht für einen Liebhaber an, der ein bischen nach Gelde freiet, und weil er dessen nicht genug bekommen kann, dem Heirathen entsagt hat. Kann man aber bei diesen verdorbenen Zeiten anders handeln? Und ist die Forderung überhaupt so unbillig, daß eine Frau so viel mitbringen soll, als sie zum Unterhalt ihres Putzes gebraucht? Handelt das

Frauenzimmer nicht noch schlimmer? und ist unter tausenden auch nur eine einzige, die nicht mehr nach Equipage, nach Rang und Titel oder nach den Mitteln, woraus sie ihren Staat führen kann, als nach einem ehrlichen Kerl freiet? Nennen Sie mir diese einzige, und vielleicht bedenke ich mich noch.

Woher rührt aber dieses Verderben unserer Zeiten, dieser Fluch, der so manchen redlichen Mann und so manches gute zärtliche Mädchen zum ledigen Stande verdammt? Gewiß von nichts anderm als der Thorheit der Eltern. Die Mutter, die nur ein seidnes Band oder ein Entre deux bezahlen kann, schmückt gleich ihr kleines Ebenbildchen damit aus; es muß von unten bis oben gemützert und geflützert sein, und mit den Jahren ist das Mädchen mit allen kostbaren Moden dermaßen bekannt und so daran gewöhnt, daß sie nach dem ordentlichen Laufe der menschlichen Handlungen gar nicht davon zurückkommen kann; und was wird zuletzt daraus? . . . . . . Sie mögen es rathen. Unter den vielen unglücklichen Personen in den Hauptstädten sind nur wenig ihrer Neigung, die mehrsten aber der Eitelkeit zum Opfer geworden, die ihnen eine thörichte Mutter auf das sorgfältigste eingeprägt hatte. Anstatt ihre Kinder herunter zu halten, sie bei andern in Dienste zu geben oder sie zu häuslicher Arbeit zu gewöhnen, müssen sie immer in dem Strudel der Moden schwimmen, und zuletzt auch darin versinken.

Haben die Eltern vollends ein paar tausend Thaler mitzugeben, so wird das Köpfchen der künftigen Marquisin so hoch frisirt, und das Näschen so zugespitzt, daß es Keiner als ein eben so albernes Närrchen wagt, ihr Herz durch seinen Krep zu rühren und mit ihr ein prächtiges Elend zu bauen, oder sie wird grau in schmeichelnden Erwartungen, und bietet sich zuletzt so wohlfeil aus, daß sie Niemand verlangt.

Doch Sie verlangen und brauchen nichts weiter zu wissen, um meinen Entschluß vollkommen zu billigen. Hätten Sie eine Tochter, und Sie wollten mich durch ihre Hand glücklich machen, so würden Sie sehen, daß ich aller Empfindungen fähig,

und blos ein Hagestolz aus Verzweiflung bin. Beklagen können Sie mich, und ich glaube es zu verdienen; aber verdammen müssen Sie mich nicht.

Der Galgen ist für uns und für unsre Kinder.

Man erzählt es sich im Scherze, daß eine gewisse Stadt über ihren Galgen oder über ihren Pranger, ich weiß es nicht genau, welcher von beiden es war, die Worte gesetzt hätte: „Dieser ist ist für uns und unsre Kinder.“ Es fehlt aber doch auch nicht an Gelegenheiten, wo eine ernstliche Anwendung davon gemacht worden. Aus einer gewissen Stadt schickte man vor einigen Jahren die Missethäter auf ein nahegelegenes Amt, um an ihnen dort das Urtheil vollziehen zu lassen. Anfangs achteten dessen Eingesessene darauf nicht; wie sie aber gar zu oft aufgeboten wurden, einen armen Sünder zur Gerichtsstatt zu begleiten, denselben zu fahren, den Galgen dafür zu errichten und andre damit verknüpfte Beschwerden zu übernehmen: so fiel es ihnen endlich ein, einen Rechtsgelehrten darüber zu vernehmen, und dieser wußte die Sache nicht besser zu entscheiden, als daß er ihnen sagte: Der Galgen ist bloß für Euch und für Eure Kinder. Der Amtmann, wie er dieses hörte, stimmete mit ein, und fühlte gleich, daß er auch nicht schuldig wäre, jeden schlechten Kerl, der dahin geschickt wurde, zum Galgen vorzureiten, und der Pfarrer weigerte sich aus einem gleichen Grunde, dergleichen Wechselbälge für die gewöhnliche Gebühr zu begleiten. Einem fremden Diebe, der in meiner Pfarre ergriffen wird, fügte er wohlbedächtlich hinzu, bin ich diesen letzten Dienst schuldig, so wie ich auch einem Fremden, der in meinem Kirchspiel stirbt, ein Plätzchen gönnen muß. Dies ist ein Nothrecht, und den es trifft, den trifft es; aber mir solche nach Belieben zuschicken zu lassen, sie drei Tage und drei Nächte zum Tode zu bereiten, und dafür nur die gewöhnliche Gebühr zu erhalten,

das ist in der That etwas hart. Die Obrigkeit fand die Vorstellung gegründet, und verordnete, daß die Vollstreckung der peinlichen Urtheile künftig unter den Aemtern in der Reihe herumgehen, und solchergestalt die Gleichheit wieder hergestellet werden sollte.

Es währete nicht lange, so sollte ein Dieb gerichtet werden, der auf einem freien Hofe, dessen Besitzer nicht mit zur Gerichtsfolge gehörte, ergriffen war. Dessen Besitzer und seinem Gesinde, sagten die Amtsunterthanen, sind wir den letzten Liebesdienst schuldig, denn er hat seine Vorrechte ehedem um uns verdient. Aber wenn er andre Leute aufnimmt und heget, so mag er auch sehen wie und wo er sie hängt; unser Galgen ist für uns und unsre Kinder, und da jener mit uns nicht zur Leiche gekommen, so sind wir auch nicht schuldig ihn zu begleiten. Er kann so wenig unsre Folge als eine Galgenstätte auf unserer Gemeinheit von gemeiner Pflicht wegen fordern. Wir sind nicht schuldig ein Gefängniß für ihn zu erhalten, ihn dort zu bewachen, und den Scharfrichter für ihn zu holen. Wer den Vortheil davon hat, mag sich auch des Schadens nicht erwehren. . . . . Der Proceß hierüber währte lange, und wurde endlich dahin verglichen, daß der Besitzer des freien Hofes jährlich eine Tonne Bier und einen Schinken an die Gemeinheit dafür entrichten sollte, daß seine Hintersassen mit unter die Kinder aufgenommen würden, für welche der Galgen gehörte; der Amtmann und der Pfarrer sollten, so oft sich der Fall zutrüge, besonders dafür erkannt werden, wenn sie die Begleitung nicht aus Gefälligkeit übernehmen wollten.

Der Landesherr, dem dieses als ein Geschichtchen erzählt wurde, nahm aber die Sache ganz ernstlich auf. Nein, sagte er, dieses soll nicht geschehn, der Galgen ist für meine getreuen Unterthanen, die ihn bauen und erhalten, und mich durch Steuern, Schoß und Brüchten in den Stand setzen, die peinliche Gerichtsbarkeit zu ihrer Sicherheit auszuüben. Ist also Jemand in meinem Lande, der Leute in seinem Bezirke hat, die nicht zur gemeinen Folge kommen, der mag auch für Wachen, Gefängniß, Scharfrichter und Galgen sorgen.

Auf diese Weise, warf die Fürstin ein, würde auch mein Spinnhäuschen, was mit lauter fremden Landstreichern besetzt ist, nur für Ihre getreuen Unterthauen sein müssen.

Allerdings, antwortete der Fürst, ich habe es lange sagen wollen, daß Euer Liebden hierin zu weit gingen. Das Spinnhäuschen hat über zwanzigtausend Thaler zu bauen gekostet, und erfordert jährlich noch an die tausend Thaler, wenn wir alles rechnen. Warum sollen meine getreuen Unterthanen, welche doch am Ende alles bezahlen müssen, mit einer solchen Schatzung einigen fremden Landstreichern zum Besten belastet werden? Die Fremden sind Feinde; wir sind ihnen kein Recht schuldig; und wir werden sie, wenn sie es verdienen, als Sklaven auf die Galeeren verkaufen, oder wenn sie nicht so viel verbrochen haben, an ein benachbartes Werbehaus mit der Bedingung abliefern lassen, daß es dieselben in guter Zucht und auf hundert Meilen von unsern Gränzen halten solle. Kommen sie denn wieder, so sollen sie ohne Proceß und ohne Begleitung an dem ersten Baum hängen. Das Spinnhäuschen ist denn allein für unsre getreuen Unterthanen, die, wenn sie daraus laufen, das Land von selbst räumen, oder, wo sie wieder kommen, als Fremde, die ihr Bürgerrecht verlaufen haben, hängen sollen.

Aber . . . sagte die Fürstin, jedoch nur um das letzte Wort zu behalten.

Das leichteste Mittel um zu gefallen.

Man schreibt viel von der Kunst zu gefallen; und wenn jemals die Regeln Krücken gewesen, welche der Kranke gebraucht und der Gesunde verwirft; so ist es in dieser Kunst. Das ganze Geheimniß besteht in einem großen Verdienste und einem Loche im Strumpfe, oder, um mich deutlicher zu erklären: man bemühe sich, der Erste in seiner Art zu werden, und gebe dem Feinde einen, und dem Freunde zwei Fehler preis. Der Neid

des erstern und die Phantasie des andern wird durch dieses geringe Opfer befriediget, und der eine wie der andere so sanft erhöhet werden, daß er sich selbst bei uns gefallen wird. Denn die Kunst zu gefallen bestehet nicht sowohl darin, daß wir Andern, sondern Andere sich mit uns gefallen.

Ein vollkommener Mensch würde unerträglich sein, und dieses aus sehr natürlichen Ursachen. Erstlich würden wir seiner Vollkommenheit einen Anspruch auf Vorzug und Bewunderung leihen, und dieses räumet unser theures Selbst ungern ein. Zweitens würden wir ihm keine Schwäche zeigen wollen, und in seiner Gesellschaft alle unsre Kräfte anspannen, um dieses zu verhindern. Niemand aber ist gern beständig in einer Staatskleidung, und noch weniger in einer Staatslaune. Drittens würden wir gegen einen solchen Moidor nicht gerne unsere Scheidemünze auskramen, und also in unsern eigenen Augen alberne Geschöpfe bleiben. Dies ist nun ein pro primo, pro secundo und pro tertio. Mehrere Ursachen darf ein Pedant nicht haben.

Noch gefährlicher aber ist es, und dieses ist der gemeinste Fall, wenn wir Fehler haben, und doch keinen einzigen zeigen wollen; wenn von der Fußsohle an bis zur leeren Scheitel alles in der feinsten Ordnung erscheinet. Da kömmt die beleidigte Eifersucht mit ihrem scharfen Auge, und richtet die Seele so viel strenger, je weniger der äußerliche Bau ihr einen Fehler preisgeben will. Sie bringt Gold, welches den Strich gehalten, unter die Kapelle, und wehe dann dem armen Sünder, wenn er hier die Probe nicht hält! Wer gefallen will, muß, wohl zu verstehen, des Andern Narr werden. Er hat nur die Wahl über die Art.

Ein bewährtes Mittel wider die böse Laune, von einer Dame auf dem Lande.

Ich muß Ihnen in der Geschwindigkeit eine Entdeckung mittheilen, die ich in der vorigen Woche gemacht habe. Mein Mann und ich waren so unaufgeräumt, als zwei Eheleute bisweilen sein können, wie sich eben Herr und Frau . . . . bei uns ansagen ließen. Nun so wollte ich . . . fuhr mein Mann heraus, man kann doch keinen Augenblick auf dem Lande allein sein; es ist doch eben keine Zeit um zu schmausen, da so viele arme Menschen Hunger leiden, und ich weiß nicht, was den Leuten ankommt; es sind ja erst vierzehn Tage, daß sie uns besuchet haben. Und ich bin auch nicht im Stande, stimmte ich ihm grämlich bei, einen Besuch anzunehmen, indem ich noch in meinem ersten Negligé und wahrhaftig außer Stande bin, diesen Mittag einen Braten zu schaffen. Indessen und da die Gäste schon vor dem Thore und zwei Meilen gefahren waren, mußten wir doch die Antwort sagen lassen: es sollte uns viele Ehre sein.

Nun! sagte mein Mann, das wird eine recht schöne Gesellschaft sein; ich bin nicht im Stande drei Worte zu sprechen, und du . . . O! antwortete ich ihm, hier ist nichts zu thun, als wir müssen beide eine Rolle spielen; ich will die allerliebste Frau und du sollst den allerliebsten Mann agiren; wir wollen sehen . . . . In dem Augenblick kamen unsre Gäste auf den Platz gefahren, und wir machten den Anfang unsrer Rolle so vortrefflich, daß die guten Leute ganz entzückt darüber wurden. Die rührendsten Versicherungen der Freude über ihre Ankunft, die zärtlichsten Umarmungen, die schmeichelhaftesten Liebkosungen folgten einander ganz ungezwungen; und mein Mann, der durch diesen possierlichen Einfall fortgerissen wurde, gab mir nichts nach. Wir lachten beide über unsre Rollen von ganzem Herzen, und unsre Gäste, die dieses Lachen vor lauter Zeichen der Freude über ihre Ankunft dankbar annahmen, drückten ihre Zufriedenheit mit gleicher Lebhaftigkeit aus, und ehe eine Viertelstunde

vorüber ging, waren wir alle so aufgeräumt, als wenn wir uns recht zum Vergnügen bei einander versammelt hätten. Der Mangel des Bratens wurde leicht ersetzt; das Negligé fand Beifall und der Tag lief uns in dem Tone so fort, daß wir uns am Abend nicht scheiden konnten. Es war, als wenn sich auf einmal ein ganz neuer Geist unser bemeistert hatte, und was erst blos Rolle war, hatte sich dergestalt in Natur verwandelt, daß wir wirklich alles dasjenige fühlten, was wir Anfangs nur spielen wollten.

Was dünkt Ihnen, liebste Freundin! von diesem Mittel, sich in eine gute Laune, die wir so selten in unsrer Gewalt haben, zu versetzen? Sollte es nicht zu dieser Zeit, wo man oft so verdrießlich empfangen und so kaltsinnig entlassen wird, eine öffentliche Bekanntmachung verdienen? Die ganze Kunst scheinet nur darin zu bestehen, daß man seine Freunde erst aufgeräumt und erkenntlich macht; und wird dieses gleich Anfangs durch eine glückliche Verstellung erzwungen, so können wir selbst nicht unaufgeräumt und unerkenntlich bleiben, sondern müssen nach einer ganz natürlichen Harmonie mit einstimmen. Wir vergessen sodann das Mittel und schmecken nur die Süßigkeiten des Erfolges.

Mein Vater, ein tiefsinniger Mann, der seine Hausrechnungen niemals nachsah, aber dagegen den Lauf der Cometen desto genauer zu berechnen suchte, den alle fünfhundert Hofnarren des Königs von Monomotapa nicht zum Lachen gebracht haben würden, pflegte sich alle Tage einmal in seinen Lehnstuhl zu setzen und so lange mit dem Munde zu lachen, bis er wirklich von Herzen lachen und seiner Lunge eine wohlthätige Erschütterung geben konnte. Hier war also noch ein andrer Grund der veränderten Laune; und ich glaube, wenn man aus Muthwillen oder aus Ueberlegung sein Gesicht eine Zeitlang vor dem Spiegel zu freundschaftlichen Zügen übte, es würde diese Bewegung der Lachmuskeln auch eine glückliche Mitwirkung auf unser Herz hervorbringen.

Doch Sie können ohne dieses Mittel vergnügt sein; aber wir armen geplagten Hausfrauen mit unsern grämlichen Män-

nern müssen bisweilen unsre Zuflucht zur Kunst nehmen, um die Falten zu verziehen, welche sich wider unsern Willen zu Runzeln aufwerfen wollen. Leben Sie indessen wohl, und vergessen uns tragicomischen Landleute nicht. Ich bin

Amalia * * *

Johann, seid doch so gut!

„Johann! Nun, wo bleibt der Kerl? Sofort lauft mir zu dem verfluchten Schuster, und sagt ihm, wo er mir die Stiefeln nicht in Zeit von zwei Stunden ins Haus lieferte, so sollte er funfzig Stockprügel haben, und du eben so viel, wenn du nicht läufst was du kannst . . . .“

„Ja, Herr Hauptmann,“ sagte Johann, und ging, ohne eine Nerve mehr als gewöhnlich anzustrengen.] Allein indem er noch so ging, rief der Hauptmann: „Johann, bringt mir doch etwas Tobak mit!“ „Recht gern,“ versetzte dieser und ging etwas eilfertiger zu seinem Hute. In dem Augenblick, da er aus dem Hause gehen wollte, kam ihm der Herr nach und sagte mit einem sehr freundschaftlichen Tone: „Johann, Ihr könntet mir wohl einen rechten Gefallen thun, wenn Ihr zu meiner Frau (diese war auf einem nahgelegenen Landgute) hinausliefet und ihr sagtet, daß ich diesen Mittag einige gute Freunde mitbringen würde. Ihr müsset aber, wie Ihr wisset, in der Stunde wiederum hier sein.“

Wer lief freudiger als Johann? In weniger als einer Stunde waren alle Aufträge verrichtet, ohnerachtet das Landgut beinahe eine Stunde von der Stadt lag; und der Hauptmann sah mit Verwunderung seinen Diener noch eher, als er ihn erwartet hatte, zurückkommen, ihn seinen Bericht mit Freuden abstatten, nach einer kleinen Lobeserhebung von seinem Herrn, verschiedene Bedürfnisse, welche die Frau Hauptmännin verlangt hatte, wiederum heraustragen, den Mittag unverdrossen auf-

warten, den Nachmittag seine Geschäfte thun, und in der Nacht zu Fuße neben seines Herrn Pferde nach der Stadt traben; anstatt, daß er sonst gerade nur dasjenige that, was er thun mußte, so oft ihm sein Herr ohne Vorrede: „Johann, thue das," sagte.

Der Oberst, welcher mit von der Gesellschaft gewesen war und die Unverdrossenheit des jungen Menschen bewunderte, bat den Hauptmann inständig, ihm diesen Bedienten zu überlassen; lange hätte er gewünscht, einen solchen Kerl zu haben; alles Gesinde, was er hätte, wäre träge und faul, und man müßte den Leuten Alles, was sie thun sollten, ins Maul stopfen, ohnerachtet er doch meinte, daß sie es besser bei ihm hätten als sonst irgendwo in der ganzen Stadt, und daß er ihnen den Lohn noch kürzlich verbessert hätte. . . . .

„Von Herzen gern," sagte der Hauptmann, „allein der Herr Oberst müssen mir einen von den Ihrigen wieder überlassen, weil ich sogleich keinen Andern habe . . . ."

Gut, der Wechsel wurde vollzogen; Johann kam bei dem Herrn Obersten, und Peter, ein stockischer Maulaffe, bei dem Hauptmann. Kaum waren acht Tage vorüber, so führte der Oberst seine vorige Klage, und Johann, dem er doch seinen Lohn verbessert hatte, war nicht besser als die übrigen. Peter hingegen wollte sich für den Hauptmann, der, ob er gleich bisweilen mit Stockprügeln drohete, allemal zu rechter Zeit ein gutes Wort gab, zu Tode laufen.

„Ich weiß nicht, wie Sie es in aller Welt anfangen," sagte der Oberst zu ihm, daß Ihre Leute Ihnen so gut dienen; ich gebe den meinigen einen bessern Lohn, sie haben mehrere Freiheit und weniger Arbeit als bei Ihnen, sie erhalten überdem so viel Spielgelder, und doch . . . ."

„O," erwiederte der Hauptmann, „daran liegt es Alles nicht. Der Mensch ist ein wunderliches Thier; sein Körper steht unter unsrer Fuchtel, aber seine Seele nicht. Wir können diese zwar auch nach unserm Gefallen regieren, aber dann wird sie immer enger und kleiner, und man kann Einem nicht befehlen, Witz und Verstand zu haben. Dieses sind Eigenschaften, welche wir

in Andern auf mancherlei Art erwecken, nähren und unterhalten müssen. Wenn ich zu meinem Koch sage, schaffe mir eine Pastete: so schaffet er mir eine, dergleichen ich ihm alle Jahre eine mit allen Ungewittern in die Küche schicke. Sage ich aber: Mein guter Koch macht mir doch einmal eine Pastete, so wie sie die Frau Oberstin gern ißt, und so, daß wir beide Ehre davon haben, so können Sie glauben, der König hat sie nicht besser. Meiner Frau geht es mit ihrem Kammermädchen eben so. Ist die Hexe übler Humeur: so sitzt meiner Frauen das Zeug ordentlich und steif, aber nicht ein bischen gefällig; sie sieht aus wie eine Schuldigkeit in puris naturalibus. Meine Frau, die dieses weiß, versäumet es daher nie, ihr, so oft sie ein wenig glänzen will, schon früh Morgens ein gutes Gesicht zu machen, sie ihre liebe Lisette zu nennen, und ihr alles bittweise zu befehlen. Und dann lacht gewiß aus jeder Schleife, die sie ihr anlegt, eine Grazie. Dieses hindert aber nicht, daß sie nicht bisweilen, wenn meine Frau im Nachtzeuge bleiben will, das dumme Thier zum Henker schickt, und ihr sogleich das Haus zu räumen befiehlt, wenn sie es nicht besser verdient. Nein; dieses muß auch sein, man muß zu rechter Zeit das Böse mit dem Guten abwechseln lassen, wenn jedes die gehörige Empfindung erregen soll.

„Ei zum Henker," versetzte der Oberst, „wer kann mit den Menschen solche Capriolen machen? Ich befehle meinen Leuten trocken und gut was sie thun sollen, bezahle sie richtig, gebe ihnen, was sich gebühret, auch noch wohl zu Zeiten ein mehrers, und mehr kann ich nicht thun; ich habe andre Sachen zu bedenken, als mich mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben und . . . . . "

„Aber Herr Oberst! wie macht es unser König? Dem einen schreibt er: Mein Herr General, dem andern: mein lieber Herr General, dem dritten: mein lieber Freund; dem einen versichert er beim Schlusse seiner Gnade, den andern umarmt er, den dritten umarmt er von ganzem Herzen; bisweilen befiehlt er trocken, bisweilen gnädig, bisweilen gar freundschaftlich und zärtlich. Alles dieses thut er, um seinen Generalen neuen

Eifer, schärfere Einsichten, muthigere Unternehmungen und gleichsam eine besondere Seele einzuflößen. Jeder ist schuldig ihm zu dienen, Jeder hat seinen Sold richtig, auch noch wohl eine gute Verbesserung. Allein um Verstand, Zutrauen und Liebe im höchsten Grade zu erwecken, um alle Kräfte in Bewegung zu bringen, macht er es wie eine schlaue Kokette, die ihres Liebhabers Beutel rein ausfegen will. Die hitzigen Liebhaber opfern Gut und Blut auf, und so will die Welt, so mein Koch regieret sein. . . ."

Der Oberst schüttelte den Kopf; Johann ging seinen steifen Gang und that seine Pflicht; Peter ließ seinen Hut nach der neuesten Mode fassen, und that, was er immer konnte. Dabei aber aß der Hauptmann allezeit gute Pasteten, und die Frau Hauptmännin war ganz allerliebst gekleidet.

Wieviel braucht man um zu leben?

Was braucht man um zu leben; ist zwar eine alte aber auch noch nie völlig beantwortete Frage. Ein Thorschreiber, dem der Fürst jährlich hundert Thaler gab, stellete einmal unterthänigst vor:

> Es sei unmöglich bei den gegenwärtigen theuren und verschwenderischen Zeiten von hundert Thalern zu leben; er habe eine Frau und sechs Kinder; wenn er auf jede Person auch nur jährlich zwanzig Thaler rechne, und so viel bewilligte man doch wohl zum Unterhalte eines Findlings: so wäre es offenbar, daß er damit nicht auslangen könnte; er müsse also nothwendig ein Betrüger werden, oder als ein ehrlicher Mann verhungern. . . . .

Der Fürst ließ sich endlich bewegen, demselben jährlich dreihundert Thaler zu geben, ohnerachtet die Accise an dem Thore, wo der Thorschreiber stand, nicht völlig tausend Thaler des Jahrs einbrachte, und der Schreiber solchergestalt über dreißig

Procent von der Einnahme erhielt. Wer war froher als der Thorschreiber? Seine Frau, welche bisher nur Kontuschen getragen, legte sich eine Andrienne zu, die Töchter wurden Mademoiselles geheißen, und die Söhne mußten als Kinder eines großen fürstlichen Bedienten zum Studiren angehalten werden. Kaum aber hatte diese Veränderung einige Jahre bestanden, so war der Thorschreiber in Schulden, und stellete abermals vor:

> Es sei schlechterdings unmöglich, daß er mit dem ihm gnädigst bewilligten Gehalt auskommen könnte. Höchstdieselben würden gnädigst erwägen, daß wenn er nur einigermaßen standesmäßig leben sollte, auch der sparsamste Bediente von seinem Stande damit nicht ausreichen könnte. Der Unterricht seiner Kinder, welche doch nach ihrem Stande studiren müßten, nehme wenigstens das dritte Theil seines Gehalts weg, und da der Aelteste bald auf die Universität müßte, so würde dieser allein den Ueberrest seines Gehalts verzehren. . . . .

Der Fürst legte hierauf seinen Ministern die Frage vor, ob er keinem seiner Bedienten eine Zulage geben könnte, ohne zugleich eine Standeserhöhung zu veranlassen? Die Minister antworteten:

> Es wäre natürlich, daß ein Mann, der viertausend Thaler jährlicher Besoldung hätte, mehr verzehren müßte als ein anderer, der nur zweitausend erhielte; und daß derjenige, der vierhundert Thaler erhielte, sich höher achtete als ein anderer, der nur die Hälfte bekäme. Die Folge hievon wäre, daß diejenigen, so große Besoldungen hätten, eben so wenig leben könnten, als die andern, so geringere hätten; und wenn Ihro Fürstl. Durchlaucht Dero eignen Kammer-Etat nachsehen zu lassen geruhen wollten, so würde sich finden, daß Höchstdieselben eben wohl nicht standesmäßig leben könnten. Es wären in dem fürstlichen Hause so viele Prinzen und Prinzessinnen, so viele Apanagen, so viele hohe und niedrige Bediente. . . .

Der Thorschreiber wurde nun zwar hierauf in Gnaden beschieden, daß, wenn er von dem Dienste nicht leben könnte, es

ihm frei stehen sollte einen bessern zu suchen. Allein der Fürst war dadurch doch nicht beruhiget, und glaubte immer noch, daß seine Minister der Frage keine Gnüge gethan, wenigstens die Quelle des Uebels nicht recht aufgedeckt hätten. Er wandte sich also an seinen alten längst aus dem Dienste getretenen Kanzler, der vorhin seines Großvaters einziger geheimer Rath, Kammerpräsident und Secretarius gewesen war, und bat denselben, ihm seine Meinung hierüber zu entdecken. Dieser versetzte mit wenigen Worten:

Euer Fürstl. Durchlaucht Herr Großvater hielten wenige und gute Bediente; sie forderten von denselben Arbeit und Treue, und verließen sich auf beides. Ihr Herr Vater liebte eine andre Ordnung; es wurden so manche Departements gemacht als Sachen waren; dazu kam ein Ober-Departement, um alle die andern Departements zu beachten; zu jedem wurden ein paar Räthe, ein paar Secretarien und verschiedene Unterbediente nothwendig erfordert; diese Departements forderten sodann besondere Zimmer, Archive, Acten, Rechnungen und Berichte; die Mitglieder derselben beeiferten sich um die Wette, um die Sachen in die schönste Ordnung zu bringen, sie erfanden die deutlichsten Formulare, Rubriken, Tabellen und hundert andre Dinge, wozu immer mehr und mehr Hände, immer mehr und mehr Papier, immer mehr und mehr geschickte Leute erfordert wurden. Der Thorschreiberdienst wurde zu einer Wissenschaft, und der Untervogt mußte einen zierlichen Bericht zu erstatten im Stande sein. Euer Fürstl. Durchlaucht waren zu dieser Ordnung erzogen; Sie verbesserten dieselbe noch in vielen wesentlichen Stücken, und ich ging als ein alter Mann mit dem vergnügten aber auch traurigen Anblick aus Dero Diensten, daß meine Arbeit unter funfzig Personen vertheilet wurde. Indessen habe ich mir neulich den General-Etat von der jetzigen Einnahme vorzeigen lassen, und gefunden, daß Höchstdieselben jetzt jährlich zehntausend Thaler mehr, wie der Herr Großvater einzunehmen, aber auch funfzigtausend Thaler

mehr für die Dienerschaft auszugeben haben, als wie ich Kanzler mit einer Besoldung von fünfhundert Thalern war, und einen Schreiber hatte, dem hundert Thaler in Gnaden gereichet wurden. . . . .

„Aber," sagte der Fürst, „es ist doch nicht möglich, daß ich etwas von dem Allen einschränken kann. Ein Militairdepartement ist unentbehrlich, weil es mit Leuten besetzt sein muß, welche das Militaire aus dem Grunde verstehn. Das Kammerdepartement erfordert unstreitig seine eignen Leute, und diejenigen so dabei stehn, haben alle Hände voll zu thun; ohne ein Justizdepartement kann kein Land bestehen, wie vielen Ungerechtigkeiten würden sonst meine armen Unterthanen nicht ausgesetzt sein? Das geistliche Departement läßt sich mit dem weltlichen gar nicht vereinigen; und die Regierungssachen erfordern wahrlich auch geschickte Männer, damit Alles in der Ordnung und der Friede mit den Nachbaren erhalten werde. Das Hofdepartement ist in allen Ländern von den übrigen getrennet; der Stall, die Küche, der Keller, die Kapelle, das Theater, die Jagd, die Hofgebäude, die Gärten, die Lustbarkeiten — wollen durchaus besondre Leute, und ein Marschallamt; der geringste Edelmann in meinem Lande hat ja seinen Secretair, Oberverwalter, Unterverwalter oder Kornschreiber, seinen Haushofmeister, seinen Kammerdiener, seinen besondern Braten-, Pasteten- und Suppenkoch, seinen Haushaltungsgegenschreiber, seinen Kutscher, Postillon und Vorreiter, seine Jäger, Bediente, Läufer, . . . Wie will ich denn mein Ansehn unter diesen behaupten, wenn ich mich, wie mein Großvater, mit einem Kanzler begnügte, und die Departements dagegen eingehen ließe?"

„Dieses ist auch meine Meinung nicht," versetzte der Kanzler, „ich habe weiter nichts sagen wollen, als daß ein Fürst wider die schöne Ordnung und wider das viele Simplificiren, welches sich unter der Dienerschaft immer mehr und mehr ausbreitet, auf seiner Hut sein müsse. Eine große Bibliothek kann und muß nach den Wissenschaften geordnet werden. Man wählt billig für jede Klasse ein besonderes Repositorium, und in dem Bücherverzeichniß eine besondere Rubrik. Wenn man aber

dieses bei einer kleinen Bibliothek thun will, so kommt unter jeder Rubrik und in jedes Repositorium oft nur ein einziges Werk; und es wird auf diese Art viel Papier, viel Holz und Raum verschwendet. Eben so geht es auch mit den Departements, mit den vielen besondern Rechnungen, Etats und Berichtern; diese vermehren die Arbeit, aber nicht die Einnahme, und ein Fürst, der Alles selbst sehen, lesen und wissen will, ist in meinen Augen ein Mann, der, um einen Fuchs zu fangen, mit zehntausend Unterthanen ein Treibjagen anstellet. Ich dachte, man ließe dem Fuchs ein Huhn und stellete das Treibjagen ein."

„Stille, mein lieber Kanzler," schloß der Fürst, „die Ordnung, die Ordnung ist eine so schöne, so nothwendige, so wichtige Sache . . . und ein Fuchs ist für die armen Hühner ein so schädliches Thier. Doch um auf unsre vorige Frage zu kommen und von der Sache recht aus den Grunde unterrichtet zu sein, wollen wir durch unser Intelligenzblatt einen Preis von 50 Ducaten für die beste Ausführung über

die Aufgabe

bekannt machen lassen: Wie viel braucht man um zu leben?

Die Politik der Freundschaft.

Zu ihr hin will ich gehen, ihr sagen, daß sie die niederträchtigste Creatur von der Welt sei, daß sie das edelste und zärtlichste Vertrauen gemißbraucht und mich auf eine recht schändliche Art hintergangen habe. Ja dies will ich thun, diese Genugthuung will ich haben. Ich will sie in ihren eignen Augen erniedrigen, ihr den verrätherischen Brief vorlegen, und sie dann ihrer Scham und den Bissen ihres Gewissens überlassen. . . .

Und wenn Sie das denn nun gethan haben, Madame?

So bin ich gerochen.

Gerochen? und wodurch? Dadurch, daß Sie Ihre ganze Schwäche zeigen? Das ist in der That eine sonderbare Rache. O meine liebe Ismene, sollten Sie mich je beleidigen, so glauben Sie nicht, daß ich es Ihnen so leicht machen werde, mich zu vergessen und sich zu beruhigen.

Also sollte ich es mir wohl gar nicht einmal merken lassen, Arist, daß ich so schändlich hintergangen bin?

Nein Ismene. Ihr Eifer mag noch so gerecht, das Ihnen widerfahrne Unrecht mag noch so klar sein, so muß es der letzte Schritt unter allen sein, seinen Freund wissen zu lassen, daß man von seiner uns zugefügten Beleidigung unterrichtet sei. Nie kann dieser uns hernach wieder unter die Augen treten, ohne sich zu schämen; und wer sich vor uns zu schämen hat, der flieht uns erst, haßt uns leicht, und verfolgt uns zuletzt, um sich eines beschwerlichen Zeugen seiner Unwürdigkeit zu entledigen.

Aber wenn mir nun der Haß und die größte Feindschaft einer solchen Person, als diejenige ist, worüber ich mich beklage, angenehmer wäre als alle die Freundschaft, welche sie mir ehedem gezeigt hat?

Das ist nicht möglich. Eine Person, welche Sie einmal werthgeschätzt haben, kann nicht ohne alle Verdienste sein. Sie muß werth sein, gebessert und wieder gewonnen zu werden; und das können Sie nie hoffen, wenn Sie ihr einmal gerechte Vorwürfe gemacht haben. Falsche Vorwürfe treffen flach; aber wahre fassen tief, und man vergißt sie um so viel weniger, je mehr man sie verdient hat. Sie benehmen dem Schuldigen seinen Werth und diejenige redliche Zuversicht, welche doch zum wahren Vertrauen und zu einer aufrichtigen Freundschaft unentbehrlich ist. Erinnern Sie sich nur einmal Ihrer Geschichte mit Cephisen. Diese Ihnen jetzt so werthe Freundin hatte Ihnen fälschlich ein Verbrechen schuld gegeben, welches man niemals erweiset und allezeit ohne Beweis glaubt. Sie hörten es und beruhigten sich damit, daß es aus Eifersucht geschehen sein könnte. Sie veränderten nichts in Ihrem Betragen gegen sie. Sie bezeigten ihr immer das zärtliche Vertrauen, die näm-

liche Achtung und eben die Gefälligkeiten, welche Sie allezeit gegen Sie gehabt hatten. Keine Zurückhaltung, kein Ernst im Blicke verrieth die mindeste Empfindlichkeit. Kaum waren einige Wochen verflossen, so gereuete Cephisen ihre Verleumdung. Sie ward unruhig, und das Bekenntniß ihres Verbrechens schwebte ihr hundertmal auf der Zunge, ohne daß sie es wagen mochte um Verzeihung zu bitten. Von der edelsten Reue gerührt, kam sie endlich in Gesellschaft derjenigen Personen, gegen welche sie mit der falschen Beschuldigung herausgegangen war, zu Ihnen, und that Ihnen unter tausend Thränen gleichsam eine öffentliche Erklärung. Damals gestanden Sie mir, Ismene, daß Sie sich keinen Begriff von einer edlern Genugthuung machen könnten, als diese gewesen wäre. Ihre Zärtlichkeit für Cephisen verdoppelte sich, und dasjenige, was unter Andern die größte Feindschaft veranlasset haben würde, ist der Grund einer der dauerhaftesten Freundschaften geworden. Würde aber der Erfolg eben so angenehm gewesen sein, wenn Sie Ihre Freundin gleich zur Rede gestellet, derselben ihre Verleumdungen vorgeworfen und sie damit auf ewig ihrer Schande überlassen hätten? Würde die Reue Cephisens jemals zugereicht haben, eine völlige Versöhnung unter ihnen herzustellen? Und war nicht gleichsam Ihr heroischer und freiwilliger Entschluß nöthig, um ihr ein Vertrauen zu sich selbst, und mit diesem die Würde wieder zu geben, sich als eine Freundin in Ihre Arme werfen zu können?

Es ist wahr, Arist, ich fühle die Wahrheit dessen, was Sie sagen, und bin nun zu groß, um in Vorwürfe auszubrechen.

Glauben Sie nur, liebenswürdigste Freundin, der Unschuldige verzeihet leicht. Aber der Schuldige kann nie wieder ein Herz zu uns gewinnen, wofern wir ihm nicht helfen, sich vor dem Richterstuhl seines eignen Gewissens zu rechtfertigen und erst wiederum ein Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen. Die Gelegenheit dazu können wir ihm nicht besser unterlegen, als wenn wir ihn zuerst in der guten Meinung lassen, daß wir sein Verbrechen nicht wissen. Hierdurch wird er allmählig sicher, bemüht sich erst etwas wieder gut zu machen, wird immer eifriger, und zuletzt, nachdem er uns viele neue Beweise von seiner Redlich-

keit gegeben, wagt er es, Verzeihung für das Vergangene zu erwarten und zu bitten. Ehender kann er es nicht thun, ohne sich in seinen eignen Gedanken zu erniedrigen. Es fehlt ihm auch die Gelegenheit zu jener Rechtfertigung, wofern wir ihn gleich durch verdiente Vorwürfe beschämen und entfernen.

Dies wird aber doch wohl nur die Pflicht gegen solche schuldige Freunde sein, die wirklich Verdienste haben?

Freilich; aber selten ist ein Mensch ohne einige Verdienste; und man kann auch oft einen Bösewicht auf kurze Zeit oder in einzelnen Geschäften ehrlich machen, wenn man ihn für ehrlich hält und Vertrauen auf ihn setzt. Es gereicht der Tugend zur Ehre, daß auch der böseste Mensch denjenigen ungern hintergehet, der ihn für einen rechtschaffenen Mann hält. Glauben Sie, Ismene, daß ich nicht bisweilen in die Versuchung gerathen würde, Ihnen ungetreu zu werden, wenn ich versichert wäre, daß Sie ein Mißtrauen in mich setzten?

O schweigen Sie, Arist, oder Ihre Gründe fangen an bei mir allen ihren Werth zu verlieren.

Schreiben einer Frau an ihren Mann im Zuchthause.

Ja, ich bin es noch, es ist die Hand deiner zärtlichen und unglücklichen Frau, geliebter und armer Mann! von der du diese Zeilen erhältst. Sieh sie nur recht an, es sind noch die Züge, worin sich dir ehedem das beste, das empfindlichste Herz ausdrückte, worin ich dich zum erstenmal versicherte, daß ich dich über Alles liebte. Wie glänzend war damals Alles! Und wie glücklich glaubte ich zu werden! Ich stellete mir da noch nicht vor, daß ich einst nach Brode seufzen und solches nicht erhalten würde, daß ich die erste Frucht unsrer Liebe mit andern als Freudenthränen benetzen, und daß dein Erstgeborner, o Geliebter! an meiner Brust verhungern würde. Ich war jung und unerfahren, und lebte nur für dein Vergnügen. Jedes

Geschenk, das du mir so schmeichelhaft machtest, nahm ich freudig an, um mich damit zu schmücken und dir so viel mehr zu gefallen; dir trauete ich Ueberlegung, und mir nichts als Folgsamkeit zu. Warum überlegtest du denn nicht, wie deine Ausgaben unsre Einnahme nicht übersteigen dürften? Warum muntertest du mich selbst auf und nöthigtest mich, fast jeder Mode zu folgen und in einem Tage das zu verschwenden, was ein ganzes Jahr zu unserm ehrlichen Unterhalt hingereicht haben würde? Und warum mußte ich mehr der Liebling deiner Eitelkeit als deiner Vernunft sein? Dir kam es zu, mir zu sagen, wie viel ich ausgeben, und was ich ersparen sollte. Von deiner Liebe konnte ich diesen Rath erwarten; und wie süß würde mir in deiner Gesellschaft auch das Brod gewesen sein, was ich hätte mit Spinnen erwerben müssen! Ja, Geliebter, wir konnten glücklich sein. Unsre wahren Bedürfnisse waren nicht groß, wir hätten sie mit einiger Arbeit und mit einigem Fleiße von den Einkünften, die wir hatten, befriedigen können; und wenn ich dann nach einem mühsamen Tage nur einen erkenntlichen Blick von dir erhalten hätte, wie glücklich würde ich dann in deinen Armen geruhet haben! Ich war jung und zärtlich und nicht übel erzogen; ein Wort von dir würde einen unauslöschlichen Eindruck in meinem Gemüthe hinterlassen haben. Ein offenherziges Geständniß von deinen Schulden würde mich vielleicht in einige Bestürzung gesetzt haben; aber da es gleich anfangs noch möglich gewesen wäre, dich zu retten, wie lebhaft würde nicht mein Eifer geworden sein, dieses Verdienst mit dir zu theilen! Diese Aufrichtigkeit, liebster unglücklichster Mann! würde mir deine ganze Liebe bewiesen haben, ich würde mich durch dieses Vertrauen in deinen Augen recht groß gedünkt haben. Und dann, welchen Triumph für meine Liebe, ein Mitarbeiter an deiner Rettung gewesen zu sein! Jeder kleine Schritt, wodurch wir uns dieser Hoffnung genähert, und welchen wir dann nach jedem fortgearbeiteten Tage in der frohen Abendstunde miteinander überrechnet hätten, würde unsre Mühe, unsre Kost, und, o Geliebter! auch unsern Kuß versüßet haben. Die stolzeste Frau in der Stadt wäre ich geworden, wenn man mir sodann

gerühmt hätte, daß ich um deinetwillen allen Moden absagte, alle Pracht vermiede und ein Gericht Gemüse für dich und mich selbst kochte; wenn man von mir gesagt hätte, daß ich dein gutes, dein redliches, dein vernünftiges Weib wäre. Dies würde mich zu einer ganz andern Größe erhoben haben, als alle die flatternden und kostbaren Kleinigkeiten, womit du mich, deinen — ach, wie tief gefallenen! — kleinen Engel, in die größten Gesellschaften führtest. Mit was für einem edlen Stolze, mit was für einem Bewußtsein deiner und meiner Würde würde ich in Serge und Flanell auf alle die thörichten Weiber herabgesehen haben, die dem vergänglichen Glanze eines Tages ihr gutes Vermögen aufopfern, und ein Bischen neidischer Bewunderung der Ruhe ihres Lebens, dem Wohlstande ihrer Kinder und der Hochachtung aller Rechtschaffenen vorziehen. Ach Mann! Mann! wie Vieles haben wir verloren! Nicht blos das Vermögen uns zu erhalten, nicht blos deine Freiheit, nein, was größer als Beides ist, auch die Werthachtung aller Rechtschaffenen; und vielleicht — o, mein Schmerz ist der Verzweiflung sehr nahe! — auch das, woran ich nur mit Entsetzen gedenke. Konntest du, mein Geliebter, in der Verzweiflung, worein dich deine Schulden stürzten, der Versuchung nicht widerstehen, auf unsichere Hoffnungen fremde dir anvertrauete Gelder anzugreifen: wie werde ich dein Kind verschmachten sehen können, ohne mir zuvor selbst das Leben zu nehmen? Du warest redlich, ich bin's auch. Aber Gott wende die Versuchung.

Man hat mir Alles gepfändet; von allen deinen kostbaren Geschenken, von allen meinen schönen Kleidern habe ich nichts behalten. Unser Bette ist fort. Nur mein Kind ist mir geblieben, und damit sitze ich nun schon in den dritten Tag in meinem binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassenden Putzzimmer, weil ich das Herz nicht habe, vor die Thür zu gehen, und mich dem hämischen oder stolzen Mitleide meiner Nachbarinnen blos zu stellen. Was für eine Ueberwindung wird es mir noch kosten, sie um ein Stück Brod zu bitten! Und wie verdienstlos bleibt diese Ueberwindung in Vergleichung mit derjenigen, womit ich alle Verschwendungen vermieden und dich bei

Ehren erhalten haben könnte! Was soll jetzt aus mir werden? In meinem 19ten Jahre schon so unglücklich! und vielleicht auf ewig von dir getrennt! mit einem Kinde, das nur die Zähren, so meine Brust herabrollen, einsaugt und mir in einem sehnlichen Blicke das ehemals zärtliche Verlangen seines unglücklichen Vaters zeigt!

Vergieb mir, o Geliebter, den Ausbruch meines Schmerzens! Ich sollte dich schonen, denn du bist unglücklich genug, und es könnte dich trösten, mich ruhiger zu wissen. Allein du mußt daraus die Hoffnung schöpfen, dein Kind und mich bald zu verlieren. Und was hast du in deinem Unglück mehr zu wünschen, als bald allein zu leiden, und die Beruhigung zu erhalten, diejenigen, so jetzt dein Elend mit dir theilen, nicht mehr in der Welt zu wissen! Die Kräfte fehlen mir, ein Mehreres zu schreiben. Doch unterzeichne ich mich noch

Deine
ewig getreue und unglückliche Frau
Filette Marly.

Also kann man der Mode ohne Gewissensscrupel folgen.

Arabelle an Amalien.

Beruhigen Sie sich, meine Liebe; Ihre Beängstigungen kommen aus dem Geblüt, das sich vielleicht auf dem letzten Ball zu sehr erhitzt hat, und nicht aus dem Gewissen. Wenigstens sehe ich in aller Welt nicht, warum eine Haube à la Louis seize, mit plumets à la Reine und alonge à la d'Artois das Gewissen mehr als eine andere beschweren sollte. Ihre Furcht, daß die plötzlichen und schnellen Veränderungen der Mode, welche unsere jetzige Zeiten so eigentlich charakterisiren, einen üblen Einfluß auf ihren Kopf haben möchten, ist ebenso unge-

gründet. Etwas mehr Leichtfertigkeit, als unsere Großmütter blicken ließen, scheinet zwar darin zu liegen, und es wollte neulich eine alte Dame aus unsern seit Jahresfrist täglich veränderten Hüten schließen, daß die Seele ihren Sitz verlassen und sich in die Gegend der Milz zurückgezogen hätte. Ich gab ihr aber einen Blick, woraus sie völlig schließen konnte, daß die meinige noch aus ihren beiden obersten Fenstern sehe, und sagte dabei, daß die Philosophen der Seele ihren Sitz längst im Magen angewiesen hätten, daher es allenfalls kein Wunder wäre, wenn sie zur Veränderung einmal die Milz besuchte. Dieses mochte sie sich merken, denn so wie sie gut oder schlecht verdauet, denkt und empfindet sie auch. Eine Andere wollte die plumets à la Reine mit den Windfedern vergleichen, und daraus das Wetter in unsern Köpfen prophezeihen; ich bewies ihr aber mit physiognomischen, psychologischen und physiologischen Gründen, wie allenfalls auch diese Windfedern der menschlichen Gesellschaft mehr Nutzen schaffen würden, als eine eiserne Haube, welche immer einerlei Wetter anzeigte. Sie versetzte zwar ganz spitzig, unsere heutige ganze Vernunft bestände in der Wissenschaft, mit jedem Winde zu segeln. Allein wie ich sie fragte: ob sie denn immer nur mit einem segelte? vergaß sie ihren Spott, und erinnerte sich vermuthlich mit Betrübniß ihres Alters.

Doch was gehen uns die alten Matronen an? Wollen diese ihre Moden nicht verändern, so mögen sie ihren Eigensinn mit ins Grab nehmen. Sie, meine Theuerste, haben von ihnen kein Exempel zu nehmen; so wenig als wir verlangen, ihnen eines zu geben; sie haben ihr Gutes genossen und die Reihe ist jetzt an uns. Aber vor allem kein Gewissen über die vielen und großen Ausgaben. Diese fließen den Fabrikanten und Künstlern zu; und was ist edler, patriotischer und christlicher, als diese zu unterstützen? Lassen Sie den Herrn Gemahl immerhin ein bischen darüber grämeln, daß ihm die öftern Veränrungen der Moden zu viel kosten; eine zur rechten Zeit angewandte Liebkosung wird ihn schon besänftigen, und die Sorgen der Nahrung gehn ihn allein an. Hat er eine Frau genommen,

so mag er auch sehen, wie er sie nach ihrem Stande unterhält; das ist seine Sorge.

Alle Jahr einen neuen Wagen — alle Jahr einen neuen Wagen! — Nun der Herr Gemahl mag dieses zweimal oder hundertmal wiederholen; was sein muß, das muß doch sein. Man kann ja nicht ewig in einerlei gothischen Staatskarosse fahren, und der alte kann ja wieder verkauft werden. Er ist für einen Amtmann noch immer gut genug; aber in der Stadt! Ach kennen Sie den neuesten Lack von Martin? Wer kann ihn sehen und seinen Mann lieben, der einem nicht ein unvermuthetes Geschenk von einem Wagen nach dieser Art macht? Viele rechtliche Leute, sagen Sie, hätten Ihnen Vorwürfe darüber gemacht. Aber ich wette, diese sogenannten rechtlichen Leute sprechen von der Kinderzucht, und von Allem, was in den Predigten für das Frauenzimmer steht. Haben Sie es aber nicht einmal schon selbst bemerkt, daß die Theologie und Moral eben so veränderlich in ihren Moden wären, wie andere Dinge? Lassen Sie also der Mode, von Erziehung, Haushaltung und Ordnung zu schwatzen ihren Lauf, und stören Sie solche nicht; dies ist ein Recht, was wir selbst fordern, und Andern der Billigkeit nach auch gönnen müssen. Ehe ein Jahr vorüber geht, wird die Moral aus einem andern Tone sprechen, und inmittelst haben Sie doch immer schon wieder einen andern neuen Wagen. Wie machen Sie es mit Ihren Pferden? Ich hoffe doch nicht, daß Sie, wie unser General-Superintendent, immer mit schwarzen fahren? Sie müssen Ihren Herrn Gemahl bitten, daß er ein klein Gestüte für sie anlege; ach wenn der meinige das thun wollte, ich wüßte nicht, ob ich ihm nicht . . . . doch wir wollen den Lauf der Mode abwarten; diese wird uns ja endlich auch noch wohl dahin bringen . . . . Leben Sie wohl, meine Beste, und beunruhigen sich über nichts.

Arabelle.

Amaliens Antwort.

Das heißt mir nun einmal Verstand; ich schreibe Ihnen ein bischen philosophisch, und flugs soll ich ein unruhiges Gewissen haben. O! mein liebes Kind, mein Gewissen schläft auf einem sammetnen Kissen so ruhig, wie mein jähriges Mädchen, und ein plumet à la Reine wird es nicht beschweren. Aber mein Mann hat mir seinen Beutel verschlossen, und dieses war der Knoten, der mir letzthin das Herz abschlang. Ich mochte Ihnen nur nicht alles so deutlich schreiben, weil ich mich vor Ihnen schämte; jetzt aber zwingt mich die Noth, Ihnen meine ganze Verlegenheit zu entdecken. Ich thue Ihnen also hiemit kund und zu wissen, wie mein Mann des Morgens, als ich Ihnen den letzten Brief geschrieben habe, gestiefelt und gespornt in mein Cabinet gekommen sei, und mir eine ganz unerwartete aber recht feierliche Erklärung nachstehenden wörtlichen Inhalts gethan habe. Hier, fing er an, liebe Amalie, ist die Rechnung von deinem neuen Wagen, sie beläuft sich auf 1800 Livres; zugleich habe ich dir hiermit einen Aufsatz von meiner jährlichen Einnahme und Ausgabe, wovon sich die erstere nicht vermehren, und die andre, da sie blos das nothwendigste enthält, nicht vermindern läßt, zur Nachricht vorlegen wollen, damit du selbst darnach bestimmen mögest, was wir thun oder zu lassen haben. Diesem füge ich noch einen Auszug von demjenigen bei, was du seit den drei Jahren, die wir verheirathet sind, auf neue Moden verwendet hast; er wird dir zeigen, daß wir in so kurzer Zeit fünftausend Thaler mehr ausgegeben als eingenommen haben.

Aber, fiel ich ihm hier in die Rede, wozu dieser feierliche Ernst, Sie wissen ja, daß es nur von Ihnen abhängt, ob ich in einer Carrete oder in einer Carosse fahren soll? . . . Diese Antwort schien ihn zu verdrießen. Denn er drehete sich mit einer stolzen Miene um, und sagte indem er von mir ging, ich möchte es besser überlegen, seine und meine Ehre, die Wohlfahrt unsrer Kinder, und unsre ganze zeitliche Glückseligkeit hinge

von der künftigen Einrichtung ab. Ich wollte antworten, aber er war schon fort und ich meinen Betrachtungen überlassen.

In diesem Zustande schrieb ich Ihnen, meine Beste; und nun werden Sie leicht errathen, warum ich letzthin solche melancholische Grillen ausheckte; das Schlimmste dabei ist, daß ich noch über dreitausend Thaler heimliche Schulden habe, wovon mein Mann nichts weiß; und daß die Kaufleute zu Lyon und Paris alle Posttage mich mit ihren verzweifelten Rechnungen quälen, gerade als ob ich bis über die Ohren im Gelde säße. Mein Mann ist ein derber, knotiger und entschlossener Wirth, er hat mich lieb, aber nicht bis zur Thorheit, und wenn ich ihm auch die süßesten Namen gebe, so schüttelt er sie ab, wie ein Reiter den Regen, wenn ich mich nicht auch ein bischen nach seinem Sinne richte. Ich thue es auch gern, das weiß der Himmel; aber der Stand, worin ich lebe, hat doch auch sein Recht, und die Mode ihre Forderungen, die man nicht mit Sittensprüchen abweisen kann; dieses müßte er doch auch bedenken, und dann, mein Schatz, sind ja mehrere Leute in der Welt, die mehr ausgeben wie sie einnehmen, wer kann Alles so genau nach dem Maßstabe einrichten? Und wer zehrt nicht wohl ein bischen vorauf, wenn man noch Hoffnung hat, seine Einnahme dereinst zu vergrößern? Jetzt ist die Zeit, da wir unser Vermögen genießen können; über zwanzig Jahr will ich gern Alles zu ersparen suchen, was nur irgend zu ersparen möglich ist.

Rathen Sie mir indessen, was ich thun soll, meine Liebe, aber bald, bald; denn ich muß doch endlich wohl meinem Manne etwas antworten. Er sagt mir zwar nichts, und wir gehen ganz höflich mit einander um. Aber wenn doch ein recht Vertrauen wieder unter uns kommen soll, so merke ich wohl, ich muß die Materie einmal recht aus dem Grunde, und so mit ihm durchgehen, daß wir in unserm Leben nicht nöthig haben, sie noch einmal zu behandeln . . . Also, bald bald; und rein von der Leber weg. Sie kennen mich, und wissen, wie eifrig ich bin 2c.

Amalie.

Arabellens Antwort.

Wenn Ihr lieber Herr Ihnen den Beutel verschließen und der Kaufmann nicht mehr borgen will, so weiß ich weiter keinen Rath. Ihr Fall ist dann entschieden, und die Frage ist nur blos, wie Sie mit Anstand fallen können? Die sterbenden Helden, sagt man, wickeln sich in ihren Mantel ein, um kein verzogenes Gesicht im Tode zu zeigen; aber wie ein Frauenzimmer den Mund halten müsse, das seinem Vergnügen entsagen soll, hierüber haben die Gelehrten noch wenig Bestimmtes gesagt.

Anfangs wollte ich Ihnen in dem Tone unserer pedantischen Sittenlehrer rathen, Sie möchten sich ganz ihren ehelichen und mütterlichen Pflichten widmen, und der Mode eine stolze Verachtung entgegen setzen. Wenn ich aber bedachte, was die Welt dazu sagen, und wie ein jeder behaupten würde: Sie spielten die Vernünftige, oder machten wohl gar die Andächtige, so sah ich wohl, daß die Ausführung dieses Vorschlags Ihnen nicht gelingen würde. Denn welche Frau von Ehre in der Welt würde eine solche Nachrede mit Gelassenheit ertragen? Es würde Ihnen gewiß wie mir ergehen, da einmal der Prinz von . . . ., dem ich meine Verachtung bezeugte, mich überall in den Ruf brachte, ich spielte die Grausame. Um ihn völlig zu überführen, daß ich ihn im Ernst verachtete, begegnete ich einem Andern mit verdoppelter Gefälligkeit; und so würden Sie auch, um sich außer allen Verdacht zu setzen, auf eine andre Art verschwenden müssen, wenn Sie sich in Ansehung der Moden einschränken, und sich nicht in den Ruf setzen wollen, daß Sie die kleine Philosophin spielten.

Es wird Ihnen der härteste Stand sein, wie Sie der Gräfin . . . . . begegnen wollen, wenn diese in einem neuen Aufzuge kömmt, und Sie sich in einem unveränderten zeigen müssen. Wollen Sie hier die Augen verschließen, und thun als wenn Sie solches nicht bemerken, so wird die lose Spötterin dieses Ihr Stillschweigen schon zu erklären wissen. Wollen Sie

den neuen Anzug bewundern, ihn allerliebst finden, und der glücklichen Besitzerin ein Compliment darüber machen, wie gezwungen wird solches nicht aussehen, wie sehr wird Ihr Herz dabei leiden, und wie gedemüthiget werden Sie dabei in aller Welt Augen erscheinen? Sollte die Gräfin gar die Bosheit haben, und aus Barmherzigkeit noch die vorige Mode rühmen, worin Sie sodann erscheinen, so würden Sie gewiß Ihre ganze Haltung verlieren, und zum erstenmal mit niedergeschlagenen Augen ihrem Triumphwagen folgen müssen.

Tugend, Vernunft und Muth haben unstreitig ihren großen Werth, und ich verehre sie von ganzem Herzen. Aber sie müssen im Innerlichen bleiben, und sich keiner Herrschaft über die Mode anmaßen, sie müssen nicht in die Augen fallen, nicht öffentlich herrschen und sich nicht in die große Oeconomie des brillanten, galanten und magnifiquen Lebens mischen wollen. Ihre stille Wohnung ist die Seele, welche sich gar wohl in der Abend- und Morgenstunde einem frommen Gedanken überlassen kann, aber diese frommen Gedanken nicht einmal mit an den Nachttisch bringen muß. Dieses sind ausgemachte Wahrheiten, wogegen eine Person von feiner Erziehung nicht anstoßen kann, ohne für eine offenbare Närrin, oder, wenn man es fein sagen will, für eine Spröde gehalten zu werden, welche aus Noth den kleinen Mund macht.

Hätten Sie so gewiß dreißig Jahre, als Sie zwanzig haben, so würde Ihnen einige Zurückhaltung wohl anstehen, und zu einer Art von Verdienst angerechnet werden; im vierzigsten Jahre erlaubte man Ihnen auch durch Vernunft und Verstand zu glänzen, und höher hinauf gehören auch die Tugenden mit unter die erlaubten Mittel zu gefallen. Allein in Ihrem Alter kann man so wenig Tugend als Verstand zeigen, ohne daß die Welt solche nicht für Blendungen, Verstellungen und Behelfe ansehe. Der Contrast zwischen der Art der Aufführung in jungen Jahren und irgend einer ausgehangenen Tugend ist so erschrecklich, daß ich gar nicht absehe, wie Sie sich auf eine anständige Weise aus diesem Labyrinthe herausziehen wollen.

Zwar giebt es auch einige feine Tugenden, die auf gewisse

Weise mit zum Colorit gehören, und gezeiget werden dürfen, als das edle Mitleid gegen Unglückliche vom Stande, die Furcht Gottes bei einem entstehenden Gewitter, die sanfte Sittsamkeit bei schlecht geführten Angriffen, eine stille Bescheidenheit bei stark hervorscheinender eignen Größe, und was dergleichen hübsche Tugenden, die sich der Mode unterwerfen und mit ihr allemal Hand in Hand gehen, mehr sind. Aber mir fällt keine bei, womit sich der Mangel du bon ton bei einer Dame von ihren Umständen nur einigermaßen decken ließe. Ein Wagen aus der Mode bleibt immer eine alte Carosse, man mag ihn malen und vergolden wie man will, und eine Frau von Stande kann sich darin nicht auf den öffentlichen Spaziergängen zeigen, ohne mit Fingern gewiesen zu werden.

Müssen Sie indessen in diese harte Nuß beißen, so rathe ich Ihnen nur, weder Witz noch Verstand zu zeigen, und alle Ansprüche auf Bewunderung fahren zu lassen. Denn, wenn Sie in einem altmodischen Kleide die geringste Vernunft haben, oder sich gar beigehen lassen wollten, Ihre Verlegenheit hinter eine Tugend zu verbergen, so würden Sie als die lächerlichste, unerträglichste und abgeschmackteste Creatur überall ausgezischet werden. Dieses ist der einzige Rath, den ich Ihnen geben kann, und nun mögen Sie es mit Ihrem Eheherrn überlegen, was Sie in dieser wahrlich kritischen Lage thun sollen? Der meinige bekümmert sich, Gott Lob! um die Haushaltung nicht, und legt die Rechnungen meiner Kaufleute ungesehen bei sich nieder, weil er wohl weiß, daß sie ihn nicht verklagen werden — denn er könnte ihnen bei Hofe leicht einen üblen Dienst thun —; und dieses könnte der Ihrige auch thun, wenn er nicht will, daß Sie sich lebendig begraben sollen.

Ich bin recht begierig darauf, was er sagen wird, und bedaure Sie, meine Beste, von ganzem Herzen, daß Sie nach dem unerforschlichen Willen Gottes in Ihren schönsten Jahren schon so schwere Unglücksfälle zu ertragen haben. Sie können versichert sein, daß ich an diesem schweren Verhängniß den aufrichtigsten Antheil nehme und ꝛc. Arabelle.

Amaliens Antwort.

Das hätten Sie mit ansehen sollen! So wie mein Mann eine Zeile, und wieder eine Zeile, von Ihrem freundschaftlichen Briefe las, knurrete und murrete er immer vor sich hin — „Ei verflucht! Warum nicht gar? Nun! hat die Hexe noch mehr? Keine Vernunft und keine Tugend im zwanzigsten Jahre zeigen zu dürfen, ohne den Namen zu bekommen, daß man die Vernünftige spiele oder die Tugendhafte mache? Hat der böse Feind jemals einen hämischern und giftigern Angriff auf die junge, furchtsame und bescheidene Tugend unsrer aufblühenden Kinder gemacht? Nun — nun — noch weiter, das sind mir Rathschläge, welche alle darauf hinausgehen, daß man nicht allerliebst sein kann, ohne alle Fehler seiner Jahre in ihrem besten Schmucke zu zeigen, und daß nichts abgeschmackter sei, als sich zu bessern und nach den Gesetzen der Vernunft zu handeln. Wozu denn alle heutige Erziehung, Religion, Moral? beim tausend —" Hier sprang er mit beiden Beinen auf einen Stuhl, zertrümmerte ihn aber auch in tausend Stücken, und dieser Zufall, der uns beide in das größte Schrecken versetzte, brachte uns endlich zu einer angenehmen und vertraulichen Eröffnung unsrer Herzen. Denn meine Besorgniß, daß er Schaden genommen haben möchte, und die seinige, daß er mich durch seinen Fall zu sehr erschreckt hätte, erzeugten plötzlich ganz andere Empfindungen, die sich mit einer zärtlichen Umarmung und mit Bitten und Vergebung von beiden Seiten endigten.

Aber, werden Sie, meine Theuerste, fragen, was war denn nun endlich ihr gemeinschaftlicher Entschluß? Hierauf kann ich ich Ihnen vorerst nur so viel sagen, daß alle Gründe auf beiden Seiten, welche von dem geschätzten Nichts der eiteln Ehre, von dem Raupenstande, worin wir uns hier auf Erden befinden, von der Spanne Zeit,

Worauf wir eben stehn,
Von der wir nichts, eh' heute ward, gesehn,
Von der wir kaum die Spur, eh' morgen wird, noch wissen:

Da von dem Augenblick, zu dem wir eben gehn,
Schon wieder unter unsern Füßen
Das Meer der Ewigkeit — das unsern Schritt umringt,
Stets vor ihm Land enthüllt und hinter ihm verschlingt —
Den einen Theil hinabgerissen —

und andern gleich schönen poetischen Bildern entlehnt wurden, gar nichts verfangen wollten. Ich verschanzte mich bloß, nachdem wir unser moralisches Pulver gegen einande verschossen hatten, hinter den Einwurf: „aber wenn es nun der Wohlstand durchaus erfordert?" und mein Mann blieb auf seiner Batterie: „aber wenn ich es nun nicht zahlen kann?" In dieser Stellung, worin wir uns als Personenfreunde und Sachfeinde die Hände über die Verschanzungen reichten, standen wir beide eine lange Zeit, ohne einen Schritt zu weichen.

Ich fragte meinen Mann endlich, ob ein Geistlicher, wenn es ihm an einem schwarzen Mantel und Kleider fehlte, mit Wohlstand vor den Altar treten könnte; und ob er nicht dazu Rath schaffen müßte, er möchte es nun bezahlen können oder nicht? Vergeblich behauptete er dagegen, daß dieses einen alten hergebrachten und nothwendigen Wohlstand zum Grunde hätte, wovon sich auf den Conventions-Wohlstand in den Modetrachten kein Schluß machen ließe, denn ich bewies ihm klar, daß es hierbei nicht auf Alter und Herkommen, sondern auf die allgemeine Denkungsart unserer Zeitgenossen ankäme, und daß der Conventions-Wohlstand bei den Moden, wenn er diese allgemeine Uebereinstimmung einmal für sich hätte, eben so gegründet wäre wie jener. Aber wenn ich es nun nicht bezahlen kann? fiel er wieder ein. „Aber wenn der Geistliche nun nicht bezahlen kann," versetzte ich? „So jagt man ihn fort," war seine Antwort, „wenn er ein Verschwender ist, oder zwingt die Gemeine ihm das Nöthige zu verschaffen, wenn sie vorher nicht davor gesorgt hat." „Nun gut," rief ich, „eine Verschwenderin bin ich nicht, ich verlange nur den höchstnöthigen allgemein erforderlichen Ueberfluß. Also laß ihn bezahlen wer da will und

kann, so muß ich doch haben, was der Wohlstand unentbehrlich macht."

„Das ist doch erschrecklich," fuhr mein Mann wieder fort, „daß wir in einer so offenbaren Sache nicht das Mittel zu unsrer Vereinigung treffen können; ich soll doppelt so viel ausgeben, wie ich eingenommen habe, nach einer nothwendigen Folge Bankerott machen, in meinem Leben oder nach meinem Tode als ein Betrüger verflucht werden — und das soll sich alles durch den Wohlstand rechtfertigen lassen?" „Es thut mir leid, mein Engel!" erwiederte ich, „aber sage doch nur, wie es möglich ist, daß ich in meinem Stande, in meinen Jahren und in der Lebensart, worin ich mit allen meines Gleichen übereinkomme, anders handeln soll, wie ich handle; wie du siehst, ich behelfe mich ja hier in meinem Cabinet noch mit einem altmodischen Canapee, da ich doch wenigstens eine Ottomanne, oder Lehnstühle en cabriolet, wo nicht à la Reine, haben müßte. Du siehest ja also, daß ich im Verborgenen spare, und nur um deiner Ehre willen meine Kleidungen und meine Equipage nach der neuesten Mode verlange. Kann ich weniger thun, so sprich, ich bitte dich."

Er rieb sich die Stirn, stemmte seine Ellenbogen auf die Knie und seine beiden Fäuste vor die Augen, ohne ein Wort zu sagen. Endlich stand er auf, küßte mich und verließ mich den Worten: „Wenn du mich lieb hast, so weißt du wohl, was du thun mußt."

Sehen Sie, meine Beste! so stehn die Sachen. Verlangte mein Mann eine heroische Verachtung des so nöthigen Ueberflusses, man möchte darüber sagen, was man wollte; oder wünschte er, daß ich mich als ein Original in der äffenden Welt zeigen sollte, so wäre unser Streit bald entschieden; mit Freuden wollte ich mich dazu verstehen. Allein das ist seine Meinung nicht, ich soll den Wohlstand nicht beleidigen, ich soll mich auch zu keinem abstechenden Original erheben, ich soll auf eine kluge und feine Weise Sparsamkeit mit Größe, Anstand mit Einschränkung, und folglich das Feuer mit Wasser vereinigen; das ist der Knoten, den ich nicht zu lösen weiß.

Helfen Sie mir, meine Theuerste! Vielleicht fällt Ihnen etwas bei, was uns Beiden entwischt ist; aber werden Sie nicht böse, daß mein Mann Ihnen den Titel Hexe gegeben hat. Ich will mich dafür auch unterzeichnen Ihre gehorsamste arme Hexe

Amalie.

Arabellens Antwort.

Was soll ich Ihnen weiter rathen? Die Worte: Wenn du mich lieb hast, so weißt du wohl, was du thun mußt, setzen die Sache in eine ganz andere Lage. Sie haben nun leider nicht mehr mit Ihrem Eheherrn, sondern mit sich selbst zu zanken; und das ist eine Beschäftigung, wobei man sich ohne Gefahr nicht lange aufhalten darf. So machte ich es auch gestern mit mir. Mein naseweises Kammermädchen hatte ausgerechnet, daß ich im vorigen Jahre 15 Thaler für allerhand Kalender und Almanachs ausgegeben hätte, da doch meine Mutter niemals mehr als vier Pfennige hierauf verwandt hätte. Hin ist hin, dachte ich, um nicht mit mir selbst zu rechten und eine Runzel mehr zu bekommen, und damit flog ich in die Gesellschaft.

Aber aller meiner Munterkeit ungeachtet verspielte ich doch mehr, als ich bezahlen konnte; und nichts führt so sehr zu ernsthaften Betrachtungen als der Verlust im Spiel, wenn man auf keine Art zum Gelde gelangen kann. Es waren nur elende fünf Louisd'or, die mir fehlten, und ich dachte hundertmal an Harlekin, wie er den Brief seiner Colombine aus Mangel eines Gutengroschens nicht von der Post lösen konnte. Was für eine elende Summe ist ein Gutergroschen! rief er; aber wenn man ihn braucht und nicht hat, wie wichtig ist er! . . . Es blieb mir endlich kein ander Mittel übrig als zu moralisiren; und Sie glauben nicht, wie das gut thut, wenn man kein Geld hat und sich zerstreuen muß.

Ich hatte mir des Tages vorher den Entwurf gemacht, wie ich ein paar Spanier oder Neapolitaner vor meine Kutsche, ein paar Engländer vor mein Berlingot, ein paar Barben vor meine Barutsche, und dabei einen hübschen Postzug vor meine Volante haben müßte. Nichts schien mir abgeschmackter, als ein paar Friesen ohne Othem vor dem Wagen der Venus, oder ein paar Heiducken ähnliche Lakaien überall bei sich zu sehen, wo nur ein Galopin, Mohr oder Läufer sich schickt.

Ich dachte, man würde sich leicht darüber vereinigen können, daß die Berlingotten, Barutschen, Imperialen, Volanten und Dolenten wenigstens zwei Jahr dauern, und alle inzwischen einfallende Moden dabei übergangen werden sollten, um auf der andern Seite doch auch wieder etwas zu sparen. Allein die verzweifelten fünf Louisd'or — der verfluchte Jude — und meine Juwelen, die man verkaufen will, wenn ich sie nicht in dreien Tagen einlöse, haben mir den Kopf ganz verrückt, so daß ich durchaus moralisiren muß, da ich aus guten Ursachen mit meinem Kammermädchen nicht schmälen darf, und meine andern Leute, die schon bei allen Juden gewesen, ihren Theil bereits empfangen haben.

Aber moralisiren ist gut; nur hole der Kukuk das Aufschreiben. Kurz, meine Liebe! ich ergriff den ersten neuen Almanach vom künftigen Jahr, dachte an Harlekin und seinen Gutengroschen, wollte mich aus Wielands Agathon erbauen, und war so voll von schönen Gedanken, Entschlüssen und Kritiken, daß ich es nicht Alles auf's Papier setzen kann. Es dauret mich recht; aber recht viel ist doch auch nicht dabei verloren; denn das Resultat war blos: alle Dinge müssen doch ihre Gränzen haben; aber das wo? wo? wo?... Hier blieb ich stecken, und antwortete mir wie Herr Euler, als ich ihn einmal bat, mir doch zu sagen, wie viel Kraft meine Uhrfeder haben müßte, um richtig zu wirken — das weiß ich nicht. Also wird auch wohl die Algebra nicht hinreichen, das wo? auszufinden.

So viel kann ich Ihnen indessen doch sagen: verspielen Sie nicht mehr, als Sie bezahlen können; stellen Sie sich die Spanier,

Neapolitaner, Barben und Engländer nicht zu reizend vor; verlieben Sie sich nicht in Mohren und Läufer. — Aber wenn es doch nun die Mode würde? Wenn es der Wohlstand durchaus erforderte, dies Alles zu haben? Wenn man zum Vergnügen seiner Gäste eine Bank, ein Orchester, eine kleine Truppe zur Operette halten müßte? Könnte man denn mit ein paar Friesen gegen der Gräfin ihre Barben erscheinen, oder die Küchenmagd zur Soubrette gebrauchen? Ich glaube doch, man müßte, wenn einem der elende Gutegroschen fehlte, und man würde seinen Friesen die Mähnen so frisiren lassen müssen, daß sie auch ein air de barbet bekämen.

Doch nein, das geht nicht; ich verachte den Bettelstolz, der mitmachen will und nicht kann. Lieber zu Hause und in der Kinderstube geblieben. . . . . Aber dann wären wir ja wieder bei dem heroischen Entschlusse, oder bei dem abstechenden Original, und spielten die gute Mutter, oder machten die zärtliche Frau. — Verzweifelter Zirkel, der gar kein Ende nehmen will! Könnte ich Ihnen, meine Theuerste, die ganze Schelmerei meines Herzens — aber es ist keine böse Schelmerei — die Franzosen nennen sie le savoir faire — so auf das Papier malen, so würde ich Ihnen vielleicht noch einen guten Rath geben, und zeigen können, wie man das Machen und Spielen, den Mangel und die Verlegenheit, den Stolz und die Bescheidenheit mit dem Pinsel jener Schelmerei so durch einander vertiefen, vermischen, vertreiben und vereinigen könne, daß die Abstiche gar nicht bemerkt, und so wenig der desperate Bettelstolz als die contrastirende Tugend den Dilettanten auffallend werden. Aber das läßt sich so nicht malen, nicht in Regeln fassen, nicht vorschreiben. Bei meiner Treu, Ihr Mann hat Recht; es steckt Alles in der Regel: wenn du mich lieb hast, so weißt du wohl, was du thun mußt. — Eine Frau, die da klug ist — o Sie sind auch eine kluge Hexe; und ich brauche Ihnen weiter nichts zu sagen. Schicken Sie mir doch durch Ueberbringer die kahlen fünf Louisd'or, wenn Sie eben bei Gelde sind. Sollte das Glück sich heute Abend wenden, so zahle ich sie morgen

um diese Minute wieder — unfehlbar. Sie können mir in diesem Augenblick keinen größern Dienst erweisen, Ich bin auch ewig rc.

Arabelle.

Eutalie an Amalien.

Haben Sie es auch gehört, wie der Frau Arabelle ihre Juwelen gestern auf dem Lombard verkauft, und ihre Gläubiger darüber in der größten Bewegung sind? Die ganze Stadt ist voll davon, und man sagt sich einander in's Ohr, daß es zum förmlichen Concurs kommen werde. Der gute Mann ist zu bedauren; aber er hätte auch ein bischen mehr auf den Haushalt sehen sollen. Sie war gar nicht dazu geboren, und hätte gewiß eine Reichsgrafschaft fricassirt, wenn sie eine zu beherrschen gehabt hätte. In meinem Leben habe ich so ein eitles Mensch nicht gesehen; sie wollte Alles mitmachen, und dachte nicht, daß das Ende die Last trüge. Mich wundert nur, daß sie gestern noch das Herz hatte, in Gesellschaft zu kommen. Jeder sah hoch auf, wie frech sie daher strotzte, und man steckte überall die Köpfe zusammen; der Eine wußte noch mehr als der Andre; und wie sie sich nach ihrer gewöhnlichen Partie zum Spiele umsah, standen die Herren, welche bisher so gut gewesen sind, ihr das bischen Geld abzunehmen, vor verschiedenen Fenstern, und waren gar nicht eilfertig, ihr ein Compliment zu machen. Endlich erbarmte sich noch der Hauswirth über sie, und brachte für sie ein Trisette quadrigliate um einen Gutengroschen zusammen. Alte Liebe rostet nicht, dachte ich. Er war aber doch hiebei so verlegen, daß es die ganze Gesellschaft fühlte, und nur ihren Spott darüber hatte. Der Herr ... und der Herr ..., die ihr ehedem, und wie die Medisance sagt, nicht ganz vergeblich die Cour gemacht haben, schienen den ganzen Abend auf sie keine Acht zu haben. Ich neckte den

letztern darüber ein wenig, aber seine Miene gab mir zu verstehen, daß er sie eben nicht sehr bedauerte. Als der Wagen fortrollte, sagte die Gräfin . . . ganz spitzig: die Neapolitaner gehen so langsam, als wenn sie vor einem Leichenwagen zögen, und ein lautes Geräusch zeigte, daß noch mehrere spottende Anmerkungen gemacht wurden. Da ich aber keine Freundin davon bin, und die bösen Nachreden auf den Tod hasse, ob ich wohl eben nicht sagen kann, daß sie diesmal unverdient waren, so eilte ich nur fort nach Hause, um dem Himmel zu danken, daß ich nicht so bin wie diese. Wenn ich sie heute Abend sehen sollte, so können Sie sich nur noch auf ein paar recht allerliebste Anekdoten von ihr gefaßt machen. Bis dahin . . .

Eutalie.

Von Amaliens Kammerjungfer an den Gemahl derselben.

Hab' ich's doch wohl gedacht, daß es so kommen würde! Die gnädige Frau hat den ganzen Morgen nichts gethan, als Grillen fangen, und sich auch nicht einmal anziehen lassen wollen. Wenn eins die Treppe herauf kam, so fuhr sie in einander, als wenn sie befürchtete, es käme schon Jemand, ihre Juwelen abzuholen. Einige Thränchen fielen dann und wann mitunter, aber, wie es mir vorkam, aus herzlich bösem Sinn. Den letzten Brief von Eutalien konnte sie gar nicht aufkriegen. Lies doch einmal, Louise, sagte sie zu mir, und sieh, wie impertinent boshaft die Welt ist. Eure Gnaden können leicht denken, daß ich den Brief recht herunter predigte, wo es sich schickte, pausirte und manches Dacapo machte. Wie wir an die Worte kamen: in meinem Leben habe ich so ein eitles Mensch nicht gesehen, wiederholten wir solche einmal um's andre, und allemal mit einer neuen Anmerkung. Keine Person war

so gütig, so bescheiden, so gefällig, so poli, so artig, so freundschaftlich und so wenig eitel gewesen, als die ... Wohlselige hätte ich bald gesagt. Aber nun, da sie gefallen wäre, wollte Jeder an ihr zum Ritter werden — dies sangen wir Duetto. — Ich las weiter: wie frech sie daher strotzte. Himmel, sagte die gnädige Frau, sie ist allezeit wegen ihres schönen Ganges bewundert worden, und die Augen der ganzen Gesellschaft schienen sich zu erheitern, wenn sie hereintrat! Jetzt aber heißt das frech einher strotzen! c'est affreux, c'est horrible, c'est criant. Wie ich endlich darauf kam, daß der und der, wie die Medisance sagte, ihr nicht vergeblich die Cour gemacht hätte, sprang sie auf und rief: das ist, so wahr ich lebe, nicht an dem; ich wäre keinen Augenblick mit ihr umgegangen, wenn sie von der Art gewesen wäre. Hier, dachte ich, ist es Zeit, ein bischen näher zu rücken. Was diesen Punkt anlangt, sagte ich also, so hat ihre Kammerjungfer, die Dehwern, doch eine so hübsche goldne Uhr und einen Ring mit einem so schönen Steine von dem Herrn ... erhalten; wo ich auch nicht irre, so schrieben die Frau Arabelle Ihnen letzt selbst einmal in der Hitze eines bösen Anfalls, wie sie mit ihrem Kammermädchen aus guten Ursachen nicht schmälen dürfte; und dieses ist doch wohl so etwas. — Hier schienen sich die Augen der gnädigen Frau etwas zu vergrößern. Ach! sagte sie, der Neid sieht immer zu viel, und die Freundschaft zu wenig. Und was dünkt Ihnen, fuhr ich fort, von einer Frau, die das so hinschreiben kann, daß sie mit ihrem Kammermädchen aus guten Ursachen nicht schmälen dürfe? sollte die nicht schon wohl so ein Hühnchen im Salze haben? — Es ist möglich. — Und kann man es der bösen Welt, die nun einmal so ist, wie sie ist, verdenken, wenn sie sich die Augen nur so lange verblenden läßt, als ihr die Sonne hinein scheint? — Freilich so ganz und gar nicht — wenn sie an einer Person, die auf Alles Anspruch macht, die auch denen von höherm Stande vordringen will, und durch Gras und Korn geht, wenn sie nur glänzen kann, alle Fehler aufsucht? — Ach Louise! — wenn sie einer Person, welche mit der größten Unbedachtsamkeit ihre besten Freundinnen zu gleichen

Ausschweifungen mit sich fortreißt, aus der Kunst zu gefallen, zu prangen und zu herrschen, ihre einzige Beschäftigung macht, dabei die guten Leute, so ihr borgen, recht vorsätzlich betrügt, einen ehrlichen Mann in's Unglück stürzt, ihre Kinder mit Schande beladet, zuletzt mit voller Verachtung begegnet? — O! schweig Louise. —

Ich schwieg sogleich, als ich fühlte, 'daß meine Tropfen anfingen zu wirken, und that, als wenn ich aus dem Cabinet gehen wollte, mittlerweile sie, um ihre Bewegung zu verbergen, nach einem Buche langte, und statt des Buches das Packet ergriff, was ich ihr, auf Befehl Ew. Gnaden, hinten auf ihren Tisch gelegt hatte. Was ist dieses? fragte sie mich; und indem sah sie auch schon selbst, was es war, und las: „Quittungen über meiner Frau ihre bezahlten Schulden, so sich bis jetzt auf dreitausend siebenhundert dreiundachtzig Thaler zwölf Mgr. belaufen.“ Sie wollte es öffnen, aber vor Zittern konnte sie es nicht, und nun lösete eine Fluth von Thränen das beklemmte Herz; sie fühlte auf einmal Alles, was Ew. Gnaden für sie gethan hatten, und sagte weiter nichts, als: wo ist mein Mann? Der ist, erwiederte ich, nach seiner Gewohnheit ausgeritten, und wird wohl so früh nicht wieder zu Hause kommen. Sie suchte mich hierauf durch allerhand Fragen auszuholen, um zu wissen, ob Ew. Gnaden auch recht böse gewesen wären, wie Sie mir das Packet gegeben hätten. Nein, sagte ich, der Herr ist diesen Morgen, wie Sie noch im Bette waren, selbst gestiefelt hereingekommen, und hat das Packet da so hineingelegt, mit einigem Eifer, wie es schien; denn er stampfte es so dahin, wo Sie es gefunden haben.

Sie blieb hierauf wohl eine halbe Stunde in tiefen Gedanken sitzen; und man sah es ihr recht an, wie sie in der unruhigsten Erwartung bei jedem Geräusch aufhörte, ob Ew. Gnaden auch kämen. Endlich aber, wie es ihr zu lange währte, klagte sie über Herzklopfen, und ich mußte ihr erst ein Glas Wasser, hernach aber ihr den kleinen Junker holen, mit welchem sie nun schon zwei Stunden am Fenster sitzt und recht

peinlich auf den Augenblick wartet, da Ew. Gnaden kommen werden.

Ich hoffe übrigens, daß ich meine Commission recht gut ausgerichtet habe, und wünsche, daß Ew. Gnaden bald kommen mögen, die Betrübte zu trösten.

Louise.

N. S.

Arabelle hat sich eben, und zwar nur auf eine Minute recht nothwendig zu sprechen, melden lassen, ist aber nicht angenommen worden. Ich denke doch nicht, daß sie jetzt noch mit neuen Moden aufgezogen kömmt! Die böse Frau! sie taugt nichts, wie ich von der Jungfer Dehwern nur gar zu wohl weiß. Aber ich mochte es meiner gnädigen Frau nicht sagen; sie denkt zu gut, und ihre Jugend hat kein Mißtrauen. Meine vorige Herrschaft dachte ganz anders; sie sah unter jedem Maiblümchen sogleich eine garstige Kröte, wenn auch nur ein Käfer so groß wie ein Nadelkopf daran war. Ich bin ut in litteris, sagen die Gelehrten.

Bericht des Herausgebers vorstehender Briefe.

Unsre Leser werden vielleicht zu wissen verlangen, was weiter zwischen Mann und Frau vorgefallen sei. Allein der Briefwechsel hat hier aufgehört und das Gerücht nichts davon erfahren. Wenn von ihr nachher gesprochen wurde, sagte man bloß: es ist eine kluge Frau, und legte den vollen Ton auf das Wort klug; sonst kam sie in kein Gespräch als wenn sie schwanger war. Einsmals traf ich sie in einem öffentlichen Garten an, als eben die Gräfin von . . . mit vollem Geräusche in einem neuen Wagen vorbeifuhr. Ach, sagte sie, wie glücklich

schätzte ich mich ehedem, als ich auch so hervorstechen konnte; ich glaubte nicht, daß es möglich wäre, mit Anstand in der Welt zu leben, ohne die Erste in allen Moden zu sein. Aber wie der Beutel endlich mitsprach, und mich nur erst zu einiger Ueberlegung brachte, so erstaunte ich über meine Verblendung; es war, als wenn mir auf einmal die Augen aufgingen, und ich sah, daß von sechzig Personen, woraus ungefähr mein Zirkel damals bestand, nur drei waren, die so mit mir fortrauschten, anstatt daß ich vorhin glaubte, Jedermann suchte mit mir in die Wette zu galoppiren, und ich könnte nicht zurückbleiben, ohne verspottet zu werden. Ich fragte endlich die Vielen, welche so langsam nachfolgten, ob sie denn nicht mit wollten? O ja, antworteten sie mir, nach unserer Bequemlichkeit; wer will, kann vorlaufen, er wird gewiß desto eher müde werden. Himmel! dachte ich, ist es so bestellt, so verlohnt es sich wohl eben der Mühe nicht, das kostbare Wettrennen mit jenen fortzusetzen; und wie ich erst mit denen, die der Mode so ganz gelassen folgten, vertraut wurde, erfuhr ich hundert kleine Geschichtchen, von den drei Galopins, die ich mir nicht umsonst sagen ließ. Mein Entschluß ward bald gefaßt, wie Sie denken werden; und seitdem bin ich nicht wieder in die Versuchung gekommen, einen so gefährlichen Triumph zu suchen.

Man sieht hieraus, daß Amalie ihre Denkungsart so ziemlich nach ihres Mannes Wunsche gestimmt habe, und daß man am sichersten gehe, der Mode nicht weiter zu folgen, als der Beutel reicht. Nachrede für Nachrede, oder Medisance für Medisance: so ist es doch immer besser, sich eine kluge Frau schelten zu lassen, als die Ruthe zu verdienen, womit die Welt den gefallenen Stolz stäupt. Bloß unsre Empfindlichkeit oder Thorheit leget jeder Nachrede ihren Werth bei; und wenn wir diese einigermaßen in unsrer Macht haben, so werden wir dieses Schreckbild der kleinen Geister minder fürchterlich finden.

Die Politik im Unglück.

Briefe eines Frauenzimmers.

H . . . ., den 30. Dec. 1773.

Verbrennen Sie geschwind meinen letzten Brief, worin ich über den hohen Fall unserer großen A . . . . gespottet habe. Wahr bleibt es zwar immer, sie ist eine recht stolze Frau. Da Sie sich aber durch das größte Unglück, was ihr begegnen konnte, nicht niederschlagen läßt, und in der Art, womit sie solches erträgt, so viel Klugheit als Standhaftigkeit zeigt: so soll sie von nun an nicht mehr der Gegenstand meines Spottes, sondern meiner größten Hochachtung sein. Auf einmal ein Vermögen, das man auf 500,000 Mark schätzte, zu verlieren; ein Haus, das das prächtigste in der Stadt war, mit einem kleinen Stübchen zu verwechseln; Equipage und Livree, wenn man von Jugend auf daran gewöhnt ist, nicht mehr zu haben; selbst die Stelle der Hausmagd und der Kammerjungfer vertreten zu müssen; sich von dem Vergnügen, in allen Gesellschaften zu glänzen, hundert Bewundrer und Anbeter um sich zu haben, und den Ton in allen Moden zu geben, plötzlich beraubt zu sehen . . . und diesen entsetzlichen Fall mit Klugheit und Standhaftigkeit zu ertragen, sich in alle die traurigen Folgen desselben gelassen zu schicken, darin einen neuen Muth zu fassen, und der hämischen Freude aller Neiderinnen kein niederträchtiges Opfer zu bringen . . . wenn das keine Bewunderung verdient: so weiß ich nicht mehr, was man bewundern soll. Des Tags vorher, wie der Bankerott ihres Mannes ausbrach, war sie noch in ihrem völligen Glanze bei mir; aber gestern besuchte sie mich in ihrem neuen Aufzuge, kam durch den tiefen Schnee zu Fuße, und hatte ihr wollenes Röckchen so aufgehoben, als wenn sie besorgt gewesen wäre, daß etwas daran verderben möchte. Ich habe nicht ermangeln wollen, sagte sie zu mir, mich Ihnen zu empfehlen, und Sie zu ersuchen, mir einige Arbeit zu gönnen,

wenn Sie mich dazu tüchtig halten. Sie sagte dieses mit einem so freimüthigen und ungezwungnen Anstande, und redete von ihrem Unglücke mit so vieler Mäßigung, daß ich ohne alle Besorgniß, sie zu kränken, ganz frei mit ihr darüber reden konnte. Wir philosophirten lange zusammen, ohne daß ihr eine bittere Klage gegen ihren Mann oder dessen Gläubiger entfiel. Sie ließ sich, sie ließ Andern Gerechtigkeit widerfahren; und das mit so vieler Würde, daß ich es nicht wagen mochte, ihr einige Hülfe anzubieten. Aber beim Weggehen konnte ich mich nicht enthalten, sie zu umarmen, und ihr ins Ohr zu sagen: sie wäre eine recht stolze Frau. Das bin ich, erwiederte sie, und jetzt noch mehr als jemals, ich will zeigen, daß ich bessere Ansprüche auf Hochachtung habe, als diejenigen waren, die mir vorhin das Glück geliehen hatte; und ohne Knicks ging sie fort. Was sagen Sie dazu, meine Theuerste! verdient ein solches Beispiel nicht eine Stelle in der bürgerlichen Geschichte? Leben Sie wohl für heute.

H . . ., den 18. Nov. 1773.

In voriger Woche ist man endlich mit dem öffentlichen Verkaufe der A . . . ischen Sachen zu Ende gekommen. Die Frau war immer dabei, und sorgte dafür, daß Alles ordentlich vorgelegt, und zum theuersten verkauft wurde. Die Neugierde hatte eine Menge von Leuten herbeigezogen, um dieses sonderbare Schauspiel mit anzusehen; vielleicht auch um ihre Augen an der gefallenen Schönen zu weiden. Aber diese schien darauf nicht einmal Acht zu haben; sie brachte ihren Schmuck, ihre Kleidung und alle ihre besten Sachen, so wie ein Stück nach dem andern verkauft wurde, selbst hervor. Es war eine ungeheure Menge von allerlei zum weiblichen Putz gehörigen Ueberflüssigkeiten und darunter wirklich sehr viel Kostbares, was die vornehmste Dame sich nicht besser hätte wünschen können. Sie that dieses mit einer solchen Entschlossenheit, daß

sie von Jedermann bewundert wurde. Man bemerkte weder Verzweiflung noch Betrübniß in ihren Augen, sondern höchstens dann und wann ein kleines Lächeln, welches der vergänglichen Ehre zu spotten schien. Nur wie sie ihre Hemden hereinbrachte, glaubte man, und sagte es sich einander in's Ohr, daß sie draußen geweinet haben müßte; und wirklich, ihre Augen hatten eine etwas geschwindere Bewegung, wie man wohl zu haben pflegt, wenn man eine ausbrechende Thräne in der Geschwindigkeit verbergen will. Ein reicher Kaufmann erstand die Hemden, und wollte ihr ein Geschenk damit machen. Allein sie weigerte sich, solche wieder anzunehmen, unter dem Vorwande, daß sie sich künftig mit ganz andern behelfen müßte. Beide wurden hierüber verlegen; der Kaufmann, weil seine Gabe öffentlich verschmähet wurde, und sie, indem sie aus der plötzlichen Stille der ganzen Gesellschaft merkte, daß man ihr diesen Stolz übel deutete. Sie, die es am ersten fühlte, überwand sich aber gleich und nahm das Geschenk unter der Bedingung an, wenn es ihr erlaubt würde, die Hemden wieder zu verkaufen, und statt derselben das Geld anzunehmen. Der Stolz des Kaufmanns ward hiedurch sogleich auf die angenehmste Art beruhiget; er nahm selbst ein Hemd nach dem andern, bot es den Anwesenden feil, und nun war keine Dame, die nicht wenigstens ein Hemde vierfach bezahlte, für das schlechteste gab man hundert Mark. Hier konnte das edle Weib den Thränen nicht widerstehen; diese allgemeine Theilnehmung an ihrem Unglück brach ihr das Herz, und die ganze Gesellschaft gab sich die zärtlichste Mühe, ihr etwas Tröstliches und Verbindliches zu sagen. In meinem größten Glücke, erwiederte die rechtschaffene Frau, ist mir nie so sehr geschmeichelt worden als heute. O Unglück, wie Vieles lehrst du mich! und wie Viel habe ich dir zu danken!

In dem Taumel der Dankbarkeit und zärtlichen Empfindungen riß ich sie nach geschlossenem Verkauf mit fort in meinen Wagen, und brachte sie unvermuthet zur Gesellschaft, worin sie vordem die erste Person gespielt hatte. Es schien ihr dieses zwar nicht angenehm zu sein, jedoch fand sie sich sogleich, und be-

gegnete den jungen Herren, die sich mit einem neugierigen Ungestüm um sie versammelten, mit einer unnachahmlichen Bescheidenheit. Der Kreis verlor sich, ohne daß sie ihn verscheuchte oder aufzuhalten bemühet war. Sie fühlte ihre Würde, ohne daraus eine Rolle zu machen, und erweckte stilles Mitleid, ohne die Unglückliche zu spielen. Diejenigen, welche sie zuerst mit einer hämischen Freude erblickt hatten, vertieften sich in heimliche Bewunderung und verziehen ihrem Unglück den unbeleidigenden Stolz. Man wollte, sie sollte spielen, aber sie verbat durchaus die Karte, und wie die übrige Gesellschaft sich diesem gewöhnten Vergnügen überließ, setzte sie sich zu unserm redlichen R . . . der auch nicht zu spielen pflegt, und zog ihn, wie ich aus einigen Worten schloß, über verschiedene Entwürfe zu Rathe, welche sie in Absicht auf ihren und ihrer Kinder künftigen Unterhalt gemacht hatte. Er antwortete ihr nur immer mit Lebhaftigkeit: O Alles, was Sie unternehmen, wird Ihnen gerathen; meine Kasse ist Ihnen zu Dienste; mit einer so klugen Einschränkung, mit einem so entschlossenen Muthe, mit so vieler Einsicht . . . Aber sie unterbrach ihn oft, und schien mit allen diesen treuherzigen Schmeicheleien unzufrieden zu sein, wie ich aus der Bewegung ihrer Hände wahrnahm, die, was mir in's Lachen fiel, so eifrig gegen einander gingen, als wenn sie noch ihren Fächel mit Brillanten darin gehabt hätte. Was endlich beschlossen wurde, hörte ich nicht; sie dankte ihm aber auf die verbindlichste Weise und fuhr mit mir zurück, da ich sie denn bei ihrer Wirthin, einer Handschuhmacherin, absetzte, die ihr sogleich entgegen flog, und sie auf das Liebreichste bewillkommnete.

Gute Nacht, meine Liebe, sagte sie zu mir! und dieses will ich auch jetzt zu Ihnen sagen: Also gute Nacht, meine Liebe.

Ich habe gestern den ganzen Abend mit unsrer guten A . . philosophirt; es ist ein allerliebst vernünftiges Weib. Wir kamen auf die Scham, welche eine unglückliche Person in ihrer Erniedrigung insgemein empfindet, und auf die falschen Mittel, die sie denn ergreift, um ihre Blöße zu bedecken. Dieses merkte ich wohl, war eine Lieblingsunterredung für sie, weil sie dadurch eine Gelegenheit erhielt, den Plan ihres ganzen Betragens zu rechtfertigen; und Unglückliche, wie Sie wissen, thun nichts lieber, als sich rechtfertigen. Ich will sehen, ob ich den Sinn ihrer Worte wieder zusammenbringen kann, denn ich wünschte Ihnen auch ein recht vortheilhaftes Bild von ihr zu machen. Wenn Sie Ihren Wagen zerbrechen, sagte sie zu mir, so machen Sie sich keinen Schimpf daraus, zu Fuße und auch wohl ein bischen durch den Koth zu gehen, wenn es nicht anders sein kann; bleibt irgend ein Schuh stecken, nun so versteht's sich, man geht sodann im Strumpfe, besonders wenn es kein Wetter ist, sich lange zu verweilen. Unterweges erzählen sie dann Allen, die Ihnen begegnen, Ihr kleines Unglück, damit die Leute nicht glauben mögen, Sie wären von den Leuten, die zu Fuße reiseten; sagen auch wohl zu sich selbst, daß Sie dieses nur um deswillen thäten, damit man Sie nicht für eine Landstreicherin ansehen möchte, die irgendwo mit einem Schuhe flüchten müssen; denn man will doch in seinen eignen Augen nicht gern eitel scheinen; und wenn Sie diese kleine Ceremonie mit sich und Andern beobachtet haben, so schämen Sie sich ihres Zustandes, wenn Sie in einem Schuh zu Fuße gehen, nicht weiter. Dieses ist nun gerade mein Fall auch, nur mit dem Unterschiede, daß meine Reise zu Fuße vielleicht etwas länger ist, und besonders, daß ich die eitle Erzählung sparen kann. Die ganze Stadt weiß meinen Fall; habe ich ihn verdient, so muß ich mich bessern, wo ich nicht im Kothe stecken bleiben will; und habe ich ihn nicht verdient, so muß ich auch laufen, daß ich auf's Trockne komme. In beiden Fällen thut meine Aufführung dasjenige, was Ihre kleine Erzählung thut. Sie sagt den Leuten, zu welchen allen ich nicht selbst gehen möchte, daß ich nicht als eine Landstreicherin zu Fuße gehe. Meine Einschränkung bis

aufs Nothwendigste hat die Wirkung, daß mich Niemand flieht, weil Niemand besorgen darf, daß ich etwas von ihm bitten oder borgen will. Je mehr ich in meinen Handlungen Klugheit und Entschlossenheit zeige, desto größer ist das Vertrauen, was ich mir erwerbe; und die Achtung, die ich auf diese Weise erlange, hält mich für die Bewunderung schadlos, die man ehedem meinem Aufzuge weihte. Ein bischen Koketterie läuft hier vielleicht mit unter; aber dieses edle Ingredienz unsrer Natur mag immer bleiben, wenn es so gut wirkt. Wenn ich mich in einem falschen Staate erhalten, und in einem prächtigen Elend leben wollte: so würden sie mir nicht so freundschaftlich begegnen, sie würden sich vor meinen Klagen und Zumuthungen fürchten, mir aus dem Wege gehen, wohl gar meine Redlichkeit in Zweifel ziehen, und mich für eine stolze Frau halten. Dieses ist meiner Empfindung nach so klar, daß ich keinen Menschenverstand haben müßte, wenn ich hier in der Wahl der Mittel fehlte. Die falsche Scham findet sich blos in dem Herzen einer Kokette ohne Verstand, die ihre eigenen Vortheile nicht kennet, und blos in einer einzelnen Situation, wo ihr Alles zu Hülfe kömmt, glänzt; sobald ihr aber die fremde Hülfe fehlt, sich die Bewunderung erbetteln will. Was könnte mich reizen, auf die Gefahr lächerlich zu werden, eine so elende Figur zu machen, da ich den sichern Weg, im Unglück groß zu bleiben, vor mir habe? Oder halten Sie es für etwas Großes und Nachahmungswerthes, daß die Frau eines Schuhflickers in Rom nicht zur Kirche geht, ohne einen Dominichino hinter sich zu haben, den sie sich für einen Stüber miethet? Mir gefällt nichts, als was meinen Umständen angemessen ist; hiemit versöhne ich aller Welt Stolz und Neid, und man gesteht mir dagegen die Hochachtung freiwillig zu, die ich vergeblich fordern, und noch vergeblicher erbetteln würde . . .

Mich deucht, dieses ist eine sehr vernünftige Politik; ich finde nun nicht, daß sie sich ihres wollenen Röckchens zu schämen habe, und verehre die Frau, die ihn mit so vieler Ueberlegung angeleget hat. Vor acht Tagen sah ich sie bei dem französischen Residenten. Es half nichts, sie mußte sich in ihrem jetzigen

Anzuge malen lassen, und der Maler hat seitdem schon mehr als zehn Copien davon machen müssen, so begierig ist Jedermann, ihr seine Hochachtung zu zeigen. Es fällt mir hiebei ein, daß Sie mir auch noch Ihr Bildniß schuldig sind. O! lassen Sie sich doch ja auch in Ihrem ländlichen Anzuge malen, die große Draperie hat jetzt Vieles von ihrem Werthe bei mir verloren; ich schätze heute nichts als Vernunft und Herz; und Sie, meine Theuerste! die beides von der besten Art besitzen.

H . . ., den 5. Febr. 1774.

Sie haben Recht, meine Liebe, es ist nicht Allen gegeben, oder besser, nicht Alle verstehen die Kunst, sich so fein herabzulassen, wie es unsere A . . . thut; besonders wenn es ein Muß ist. Allein besser ist doch immer besser; und Jedermann muß gestehen, daß sie in der Art, wie sie ihren Fall ertragen, einen großen Verstand gezeigt habe. Es ist ihr aber auch so leicht nicht geworden, wie es jetzt nach geschehener Arbeit aussieht. Ich wünsche, daß Sie es nur einmal aus ihrem eignen Munde hören möchten, wie sauer ihr der erste Kirchgang nach ihren veränderten Umständen geworden ist, und was die Frau gelitten, wie ihres Vaters Bruder ihr den Antrag gethan hat, einen Ammenplatz anzunehmen. Sie würden gewiß eben so laut mit ihr heulen, wie ich gethan habe. „Bei aller Entschlossenheit und mit einem Muthe, worauf ich mich lange geübt hatte", sagte sie, „stieg mir doch immer das Herz in die Höhe, wie ich das erstemal in die Kirche ging, ich hätte keinen Laut hervorbringen können; und wie ich vor die Kirchenthür kam, wo sonst mein Wagen gehalten, und ein Bedienter mir Platz gemacht hatte, preßte sich eine wahrlich recht bittere Zähre aus meinen Augen, so heißtrocken sie auch waren. Im Hingehen durch die Kirche zogen sie sich fest zu, und wie ich mich gesetzt und gebetet hatte, mußte ich die Augenlieder mit dem Finger

unvermerkt ein bischen in die Höhe schieben, weil sie nicht aufgehen wollten; und ich konnte sie nicht wenden, ohne überall einem spöttischen oder neugierigen Blicke zu begegnen. Unter diesem drückenden und schadenfrohen Anschauen habe ich wohl zehn Sonntage zubringen müssen, ehe die hämische Neugier sich allmählig zu einer mitleidigen Bescheidenheit gewöhnen wollte. Aber doch war diese Empfindung noch nichts gegen dasjenige, was ich bei der grausamen Barmherzigkeit meines Oheims empfand. Sie wissen, mein Kind, das nur acht Wochen alt war, als mich das Unglück traf, starb während dem ersten Schrecken; und ich hatte es selbst gesäugt, weil es eben damals Mode war, und die Prinzessin von . . . . . sich dieser mütterlichen Pflicht unterzogen hatte. Mein Oheim ließ mich sogleich rufen, und fragte mich ohne weitere Umstände, wie es mit der Milch stünde, und ob ich wohl das Kind der Amtmännin zu . . . die eben in den Wochen gestorben war, annehmen wollte; ich würde dort, fügte er, ohne meine Antwort zu erwarten, hinzu, gut gehalten werden, den Leuten hier aus den Mäulern kommen, und die Kost besser haben, als ich sie mir mit meiner Hände Arbeit würde verschaffen können; meine beiden Kinder wollte er indessen unterzubringen suchen . . . . . Sie können denken, wie mir hiebei zu Muthe war, und was es mir kostete, einem jungen naseweisen Arzte, den mein Oheim hatte rufen lassen, und der mir als einer künftigen Amme allerhand Fragen that, nicht eine Grobheit zu sagen. Zu meinem Glücke erstarben mir die Worte im Munde, ich fing an zu schluchzen, meine Beine wollten mich nicht halten, ich fiel auf einen Stuhl, und in dem Augenblick kam ein Brief von dem Amtmann, worin er meldete, daß er aus Besorgniß, der Schrecken möchte meine Milch verdorben haben, ein gutes Landmensch in meine Stelle genommen hätte, und mir also nicht dienen könnte. Hier fing ich an Othem zu schöpfen, und mein Oheim war so gut, mich mit dem zärtlichen Troste, wie er es sehr bedauerte, daß die Gelegenheit fehl geschlagen wäre, zu verabschieden. Und für diese Güte mußte ich ihm denn noch danken."

O! wären Sie doch bei dieser Erzählung gegenwärtig ge-

wesen! Die arme Frau saß neben mir auf dem Canapee, vorübergebogen, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, die Augen auf den Boden geheftet, und schlug sich bei dem Worte danken mit der zugemachten Hand vor die stolze Stirne. Ich legte ihr meine Arme um den Rücken und bat sie freundschaftlich, nicht wehmüthig zu werden. Aber sie fühlte und hörte es nicht, und war bei der bloßen Erzählung dieser grausamen Erniedrigung ganz außer sich gerathen. Dennoch hat sie sich damals überwunden und ihren Oheim nicht böse gemacht, von dem sie auch noch die beste Hülfe genießt. Ja sie hat ihn durch ihre kluge Einschränkung, und eben dadurch, daß sie ihn von aller Furcht befreiet hat, ihr einige Hülfe geben zu müssen, nach und nach dergestalt eingenommen, daß er sehr Vieles für sie thut, und in ihrer Gesellschaft eine wahre Freude findet. Blos der erste Schrecken, daß sie mit ihren Kindern ihm nur allein auf den Hals fallen würde, hatte den guten Schöps dahin gebracht, seine Nichte für eine Amme auszubieten.

Hier dachte ich meinen Brief zu schließen, aus Furcht, er möchte zu lang werden. Da ich aber eben Zeit und Lust zu schreiben habe, weil die Gesellschaft abgesagt ist; so will ich Ihnen doch noch eins von meiner Heldin erzählen. Sie können es aber nach Ihrer Bequemlichkeit morgen oder übermorgen lesen.

Wie sie Braut gewesen war, hatte ihr ein alter Bedienter ihres Vaters heimlich tausend Mark zu Tändelgelde geliehen, was sie auch in einigen Abenden glücklich vermanscht hatte. Dieses Geld war des armen Kerls ganzes Vermögen, was er in seinem dreißigjährigen Dienste erspahret hatte. Bei dem Ausbruch des Concurses hatte sie sich dieser Schuld nicht erinnert; der Gläubiger hatte sie auch aus Achtung für ihr väterliches Haus nicht gemahnt; und so war der Concurs geendiget, ohne daß dieser ehrliche Mann etwas erhalten hatte. Auf einmal kömmt er vorige Woche zu ihr, sagt aber doch kein Wort von seiner Forderung, sondern begegnet ihr, wie der Tochter seines vormaligen Herrn. Allein sie fällt vor Schrecken zur Erde: „und nie", sagte sie einige Tage nachher zu mir, „habe ich das

Entsetzliche meines Zustandes so sehr empfunden, als in diesem Augenblicke. Meine ganze Habseligkeit," fuhr sie fort, „bestand damals eben in drei Mark vier Schilling; das Geld, was ich für meine Hemden empfangen hatte und mir geschenkt wurde, hatte ich zur Befriedigung einiger geringen und armen Gläubiger, die aus dem Concurs Nichts empfangen sollten, angewandt, weil ich es nicht ertragen konnte, daß diese Leute, die das Ihrige sauer verdienet, und selbst kein Brod hatten, über mich seufzen sollten. Zu verkaufen hatte ich Nichts, weil ich weiter nichts behalten, als was zur äußersten Nothdurft gehörte. Was sollt' ich thun? . . . Der arme Kerl fing an zu weinen, und wollte mich trösten, indem er sagte, er käme ja nicht, um etwas von mir zu begehren, er wollte wohl sehen, daß er sich noch behülfe. Aber ich erinnerte mich jetzt, daß er schon zur Zeit, wie ich noch im Ueberfluß lebte, Noth gelitten, und die Zinsen, die ich ihm damals bezahlte, ängstlich begehret hatte. Ich erinnerte mich, o meine Theuerste, welche Erinnerungen! daß er Frau und Kinder hatte, die mich zu Zeiten um einige Beihülfe angesprochen; und nun mußte ich hören, daß dieser Mann bescheiden genug sein wollte, mir das Seinige zu lassen. . . . O mein Freund! rief ich ihm ängstlich zu, komm' er morgen wieder, er soll das Seinige bis auf den letzten Pfennig erhalten, wenn noch Menschen in der Welt sind, die ein Herz haben. Mehr konnte ich nicht sagen; ein heimlicher Fluch auf mich selbst entwischte mir in einer Art von Wuth; ich ging aber noch desselben Tages in die Gesellschaft bei dem Residenten, zog ihn mit einer Lebhaftigkeit, die er, wie ich wohl merkte, für eine halbe Verwirrung ansah, auf die Seite, und erzählte ihm mein Unglück. Ach er . . . (das Wort wollte nicht heraus, und ihr Gesicht glühete) . . . sammelte für mich, und ich erhielt das Geld für den guten Menschen, der es des andern Tags durchaus mit mir theilen wollte, das ich aber, dem Höchsten sei Dank! nicht angenommen habe. . . .

Gestehen Sie jetzt, meine Theuerste! daß die feine Herablassung, wie Sie es nennen, die ganze Kraft einer edlen Seele, eine wahre Rechtschaffenheit und die größte Ueberwindung er-

fordere. Gestehen Sie aber auch, daß man einer solchen Person nicht zu viel Hochachtung erweisen könne, und daß wir Recht haben, wenn wir uns um die Wette beeifern, dieser Unglücklichen einige angenehme Stunden zu verschaffen. Gestehen Sie endlich, daß es auch in dem städtischen Zirkel bisweilen eine schöne Natur gebe, die eine heilige Betrachtung verdient. Ich bin davon ganz enthusiasmirt ... auch mir ist dabei eine süße Thräne entfallen. ... Könnte ich Sie, meine Beste, in einem glücklichern Augenblicke versichern, daß ich ganz die Ihrige sei!

H..., den 26. März 1774.

Wie ich mein Letzteres eben endigte, kam mein alter Licentiat F... zu mir; und von einer Thorheit zur andern ging ich endlich so weit, daß ich ihm meinen Brief, den ich an Sie geschrieben hatte, vorlas. „Hab's lang' gesagt, mag's aber auch wohl wiederhol'n," fing er an, wie ich auf den Onkel Schöps kam, „wir sind Alle solche Schöps'n. Wenn ein' unglückliche Person die Mien' hat, daß sie uns beschwerlich fall'n wird — und diese Mien' hat ein' jede, so lang' sie ein'n nicht fingerdeutlich vom Gegentheil überführt, so will man sie straks zur Kinderwärterin abwürdigen; 's ist hier keine Hülfe, denkt man, ein Weniges erklecket nicht, und nach Vielem wird wiederum viel, und mehr erfordert werden, als man geben kann. Besser also flugs als langsam gebroch'n, und sich Undank erkauft. Mag sie's doch sich selbst zurechnen, daß man ihr aus dem Gleise weicht; könnt's ja gescheuter anfangen; 'nmal, auch wohl zweimal hilft man ihr wohl; aber dann ist's auch aus; ihr Unglück kümmert ein'n weiter nicht. Wenn man aber weiß, daß die Person ihre tausend und ein Bedürfnisse so gemindert hat, daß sie von dem Krautkopfe, den sie noch übrig hat, satt wird, o so freut's ein'n zu helfen; man läuft ihr überall entgeg'n, hält ihr den offnen Beutel zu, und ist bei meiner Treu ein großmüthiger Patron. Das Helfen und Trösten ist

dann so süß, das Zutrauen so bequem, Alles, was man thut, wirkt so à propos, Dankbarkeit und Wohlthun begegnen sich so herzlich, daß es eine rechte Kraftsuppe für mich ist, wenn ich die größte Wohlthat in eine verfluchte Schuldigkeit verwandeln kann. . . ."

Ich mag Ihnen das Uebrige nicht herschreiben; Sie kennen ihn, meine Theuerste, und wissen, daß er zwar richtig im Text, aber sehr kauderwälsch in seinem Vortrage ist. Ich habe seit meinem Letzten die A . . . nicht gesehen, indessen aber doch gehört, daß ihr Mann, der sich, wie man ihn beschuldigte, mit seinem Hauptbuche unsichtbar gemacht hatte, in A . . angelangt ist, vermuthlich wird er sein Unglück rechtfertigen können, und solchergestalt seinem guten Weibe den einzigen Trost verschaffen, der ihr fehlte. Es nagte sie unaufhörlich, daß er überall für einen Betrüger gelten mußte; und über diesen Punkt habe ich nie mit ihr sprechen mögen, sie auch nicht mit mir.

Gleich zu Anfang ihrer Ehe klagte sie mir einmal, daß ihr Mann die Glücksspiele, und besonders das Lotto, so sehr liebte; und ich wollte wohl sagen, daß dieses, wiewohl ganz zufälliger Weise, auch auf ihre Lebensart einen üblen Einfluß geübt hat. Ich erwartete gestern, sagte sie mir damals, meinen Mann bei einem kleinen häuslichen Abendessen, und hatte mir eine kleine unschuldige Freude daraus gemacht, daß ich ihm ein Kinderhemdchen zeigen wollte, das ich selbst fertig gemacht hatte; ich rechnete auf sein Lob, als meine einzige Belohnung, und mein Herz schlug von sanfter Freude bei dem Geräusch eines jeden Wagens, der durch unsre Gasse fuhr. Da wird er sein, dachte ich. . . . Aber er kam nicht; das Essen, das ich bereitet hatte, verdarb am Feuer, und alle meine Erwartungen wurden getäuscht. Wie er endlich spät kam, war ich unmuthig, hatte keine Freude mehr, ihm meine Arbeit zu zeigen; und er war so voll von einem Gewinnste, den er gethan hatte, daß ich mich schämte, ihm zu sagen, wie ich heute acht Schilling mit Nähen ersparet hätte.

Ich achtete damals auf diese ihre Klage so sehr nicht; und wir ließen es Beide bei der allgemeinen Anerkennung bewenden;

daß ein Spieler, wenn er auch sonst nichts Uebels thäte, schon aus dem einzigen Grunde strafbar wäre, daß er den kleinen häuslichen Fleiß, worauf doch so Vieles ankömmt, und wovon das Glück der mehresten Haushaltungen abhängt, völlig erstickte, und einem guten Weibe die Gelegenheit raubte, ihm durch ihre Aufmerksamkeit, Ordnung und ein selbstgemachtes Gericht zu gefallen. Nach der Zeit habe ich wohl gedacht, daß er eben durch die kalte Gleichgültigkeit, womit er auf die stillen Tugenden seiner Frau herabsah, durch die wenige Aufmerksamkeit auf ihre kleinen Liebesfeste, womit sie ihn bisweilen zu überraschen wünschte, und durch das beständige Gespräch von Summen, die verloren oder gewonnen waren, sie endlich auch dahin gebracht hat, täglich in Gesellschaften zu gehen, immer zu spielen, und ihre Haushaltung von selbst gehen zu lassen.

Sie hatte zu vielen Stolz, um sich für eine zweite Rolle zu schicken. Sie würde als die beste Haushälterin, als die zärtlichste Mutter, und als die vernünftigste Frau überall die Erste gewesen sein. Und wie sie in diesem Plan, welchen sie sich gleich nach den verrauschten Honigmonaten ihres Ehestandes gemacht hatte, von ihrem unvorsichtigen Manne gestöret wurde, so suchte sie die erste Rolle unter unsern glänzenden Prinzessinnen zu erhalten; und die Person, die sich mit ihrem Kinderhemdchen eine Fürstin dünkte, achtete hernach achthundert Mark nicht so viel als ihre acht Schillinge. Dieses halte ich für den wahren Grund ihres Verderbens; und ihre jetzige Aufführung zeugt von ihren ersten Grundsätzen. Auch in ihrem Unglücke ist sie mit keiner zweiten Rolle zufrieden. Man sieht, sie will auch hier die Einzige in ihrer Art sein.

Wie glücklich sind Sie, meine Beste, auf dem Lande, wo der Mann die gefährlichen Reizungen der Glücksspiele nicht sieht, Arbeit als ein Bedürfniß liebt, und dann auch die nützlichen Eigenschaften einer liebenswürdigen Gehülfin verehrt. Jeder Abend bringt Sie zusammen, jedes Gericht, das Sie ihm vorsetzen, wird mit dankbarer Freude genossen, jede Erzählung von dem, was Sie des Tages wohl ausgerichtet haben, heftet ihn an Ihren Blick; die Kinderchen empfangen den Segen von

Beiden, und eine ungestörte Ruhe erwartet Sie nach dem lieblichen Abend. . . .

Ich darf heute nicht weiter schreiben; mir kocht das Blut noch von einem nächtlichen Balle, und ich muß einmal zu meinen Kindern gehen, die ich in drei Tagen nicht gesehen habe. Küssen Sie meine Gevatterin; und wenn Sie heute Abend Ihrem Eheherrn meinen Brief vorlesen, so lassen Sie das aus, was ich von ihm gesagt habe; er würde sonst beide Flügel schlagen und hoch krähen. Es ist genug, daß ich euch Landleuten heute den Sieg lasse; den Triumph könnt ihr sparen; habt ja auch keine junge Herrn, die ihm zuschauen und den Wagen ziehen können. Der Triumph mag also für uns bleiben, und für euch die gerechte Sache und mein Herz. Können Sie etwas Mehreres verlangen? . . . Nun ja einen Kuß! . . . den drücke ich in die Stelle meines Namens.

H. . ., den 26. Juni 1774.

Die A . . . hat ihren Mann glücklich wieder. Die Stockjobberei*) hat auch ihn, wie viele Andre, gestürzt. In der Angst war er nach England gereiset, weil er glaubte, daß ihn sein dortiger Compagnon hintergangen hätte; und wirklich hat er durch seine geschwinde Reise noch Vieles gerettet. Seine Gläubiger haben sich mit 60 Procent begnügt, nachdem er ihnen seinen Zustand aufrichtig eröffnet; und nun hat er noch so viel übrig, daß er bei Fleiß und Ordnung ein mäßiges Auskommen finden wird. Der große Eindruck, den seine Frau durch ihr Betragen im Unglück bei Allen und Jedem gemacht hat, ist ihm sehr zu Statten gekommen. Jeder glaubte, ihr eine Gerechtigkeit zu thun, indem er von seiner Forderung so viel

*) Die Stockjobberei ist eine Art von Aktienkrämerei, die vor zwei Jahren in England auf's Höchste gestiegen war.

nachließ. Man hätte Mehreres gethan, wenn sie gewollt hätte. Allein da sie auch dasjenige zu bezahlen gedenkt, was ihre Gläubiger jetzt nicht fordern wollen, sobald sie die Erbschaft von dem Oheim Schöps thut, so verlangte sie nicht mehr, als die gegenwärtige Noth erforderte. Sie wohnet jetzt in einem zwar kleinen, aber doch nicht schlechten Hause, und hat ihre Haushaltung so nett eingerichtet, daß es ein Vergnügen ist, sie zu sehen. Ich habe sie neulich besucht, und sie vergnügter als jemals gefunden. Nichts, sagte sie, gleicht dem häuslichen Vergnügen, und besonders dem Vergnügen, sich in jedem Augenblick einen kleinen Gewinn zu verschaffen, es sei durch Ersparen oder Erwerben. So verächtlich es auch den großen Geistern vorkommen mag, so wahr ist es doch, daß ein selbsterworbener Schilling das Herz mit einer großen Freude erfüllen könne. Jeder Augenblick, den ich mir zu Nutze mache, verschafft mir dieselbe; und ich lasse nicht viele ungenutzt vorüber. Die Ordnung, diese edle Freundin des Fleißes, macht alle diese kleinen Gewinne beständig sichtbar; und ich gefalle darin mir selbst und meinem Manne so sehr, daß wir uns nicht begegnen, ohne einander darüber etwas Verbindliches zu sagen. Es war eine Zeit, wo ich mich wunderte, wie die Leute in niedrigen Ständen ohne Gesellschaft und Spiel, ohne Oper und Komödie, ohne Lustfahrten und Lectüre einen Tag wie den andern zubringen könnten, da man doch bei jenen großen Lustbarkeiten oft die größte Langeweile hatte, und ein herzliches Vergnügen sehr oft vergeblich suchte. Ich finde aber, daß der häusliche Trieb, etwas zu ersparen und zu gewinnen, und von diesem Gewinnste mit Ordnung wohl zu thun, die Quelle des reinsten, stillesten und dauerhaftesten Vergnügens sei. Er erhält einen in beständiger Beschäftigung, verbannet auch die kleinste Langeweile, führet seine Belohnung fast immer mit sich, versüßt jede Mühe, erweckt und befriediget wahre Bedürfnisse, schmeichelt einem auf die unschuldigste Art, und macht jeden Morgen nach einem sorgenfreien Schlafe heiter. Ein schöner Apfel und ein frisch gelegtes weißes Ei ergötzet mich länger als alle Schönheiten der Natur aus dem Kasten der Dichter; und eine Nadel, die ich

finde, macht mir eine kleine, obgleich unvermerkte Freude. Jede Nath, die ich fertig gemacht habe, ist für mich eine Frühlingsblume, und der Beifall, den ich darüber von meinem Manne erhalte, ist die süßeste Schmeichelei. Nützliche Arbeiten geben zugleich mehr Stoff zu Unterredungen als alle Thorheiten der Stadt, und das unschuldige Spiel meiner Kinder nährt meine Seele mehr als die beste Operette. Habe ich vollends ein Brätchen mit einem Freunde zu theilen, so verachte ich alle Tafeln unsrer fürstlichen Verschwender. . . .

Was dünkt Ihnen? sollte man nicht Lust bekommen, Alles wegzuwerfen, um so klein und vergnügt zu leben? Wir handeln wahrlich thöricht, daß wir uns die vielen Vergnügungen der Wirthschaft entziehen, und uns dafür nichts wie leere Stunden verschaffen, die wir hernach nicht auszufüllen wissen. Jedoch Sie, meine Beste, machen Ihre Käse selbst, und fühlen das Leere unsrer glänzenden Freuden nicht. O bleiben Sie immer dabei! Bleiben Sie aber auch immer meine zärtliche Freundin, wie ich die Ihrige.

Auch der Freund ist schonend bei unangenehmen Wahrheiten.

Damon ist mein guter Freund, er hat ein redliches Herz und viel Geschicklichkeit; aber ich kann ihm das freundschaftliche Vertrauen nicht bezeigen, was er wünscht. Warum? Er wendet seine Gedanken nicht genug, und trägt sie gemeiniglich mit einer üblen Laune vor, die an sich wohlgemeint, aber doch für Viele beleidigend ist. Wenn ich mich selbst prüfe, so fühle ich zwar wohl, daß auch meine Eigenliebe sich zu leicht beleidigt glaube. Aber weil Damon viel jünger ist wie ich, so denke ich, er müsse sich nach seinem ältern Freunde richten. Seine Absicht ist, mir eine nützliche Wahrheit zu sagen, und sein Wunsch, daß sie bei mir die größte Wirkung thun möge; warum wendet er sie denn nicht so, daß seine Absicht und sein Wunsch erfüllet werde?

Oft habe ich die Politik eines großen Weltmannes bewundert, der bei tausend verdrießlichen Geschäften doch nimmer eine verdrießliche Miene zeigt, und auch selbst das Unangenehme, was er einem aus Pflicht sagen muß, so sanft und freundschaftlich zu wenden weiß, daß man ihm auch für das Böse danken muß. Sollte ein Freund minder schonend sein? oder kann jene Politik mit der Redlichkeit nicht bestehen?

Ei was! wird Damon sagen, wer kann jedes Wort auf die Wagschale legen? Ein Freund muß kein Schmeichler sein, und alle dergleichen kleine Wendungen verrathen doch im Grunde eine Falschheit; ich rede wie ich denke, und je mehr eine Wahrheit sticht, je besser wird sie gefühlt.

Aber, mein Freund, wenn Sie mir eine betrübte Nachricht zu bringen haben, so wenden Sie doch alle Kunst an, meine Empfindlichkeit zu schonen; diese kleine Falschheit, wenn es eine ist, haben Sie doch gebilliget, und aus dem Umgang mit der großen Welt angenommen; warum wollen Sie mich denn in andern Fällen minder schonen, und mir ohne Noth die Galle ins Geblüt jagen? Dieses ist ja Ihre Absicht nicht; und da Sie Verstand genug haben, um eine angenehme Wendung zu erfinden, so ist es vielleicht nichts als ein Eigensinn, oder der Hang einer Laune, um deren Richtung Sie sich keine Mühe geben, wodurch Sie bei dieser Art des Verfahrens geleitet werden. Sie haben Ihren gelehrten Vortrag überaus verbessert, und befleißigen sich in demselben des schönsten Styls; warum wollen Sie nicht einem redlichen Freunde zu gefallen Ihren übrigen Styl eben so verbessern? Warum wollen Sie sich gerade diejenigen zum Muster wählen, die für das Publikum glänzen, und für ihre häuslichen Freunde Tyrannen sind?

Eine Erzählung, wie es viele giebt.

Die Kunst, in Gesellschaften zu erzählen, erfordert eine eigne Geschicklichkeit; und sie sollte billig mehr als andre studirt werden, da sie in der That wichtiger ist und einem öfter als andre freie Künste zu statten kömmt. Gleichwohl wird sie jetzt ganz vernachlässigt, seitdem gewisse Leute sie zum Handwerk herabgewürdigt, und die guten Gesellschaften genöthigt haben, ihr den Abschied zu geben. Nur Wenige denken daran, wie sie zu einer Erzählung die Anlage machen sollen; um die Erfindung der Wahrheit, welche dadurch gelehrt werden soll, und deren Wichtigkeit fast ihren ganzen Werth entscheidet, bekümmern sie sich am wenigsten; und die Art der Behandlung ist ihnen fast gleichgültig, da sie nicht einmal vorher überlegen, ob die Wahrheit, so sie vortragen wollen, eine lustige oder ernsthafte Einkleidung erfordere; und doch ist nichts Gewisseres, als daß die größte Wirkung von der Art der Behandlung abhänge. Oft fordert der Gegenstand nur eine leichte Anspielung auf eine schon bekannte Geschichte; oft blos das Resultat oder die Lehre einer Fabel, oft einen spitzigen und treffenden Wink, oft eine sanfte und versteckte Lehre, die man angenehmer errathen läßt als sagt; allemal aber eine kurze Erwartung und völlige Befriedigung, welche sich beide nicht erreichen lassen, wo man nicht beständig seine ganze Aufmerksamkeit auf den Zweck richtet, Alles, was nicht zu demselben wirkt, wegläßt, dasjenige aber was dazu dient, wohl ordnet, den Hauptzügen mehr Licht als den Nebenzügen giebt und zuletzt die Begierde des Zuhörers mit einer wichtigen Wahrheit, oder, welches einerlei ist, mit einer vernünftigen Freude, so wie von einer solchen kleinen Erzählung zu erwarten ist, sättigt. Der gewöhnliche Laut unserer Erzählungen ist insgemein wie in der folgenden, welche ich neulich mit eignen Ohren habe anhören müssen.

„Hierbei fällt mir ein“, fing Jemand an, „was mir einmal unterwegs begegnete, wie ich nach Münster fuhr. Ja, ich glaube,

es war nach Münster, denn meine Frau war damals mit ihrem ersten Kinde schwanger, und sie wollte doch gern vor ihrer Niederkunft das dortige neue Schloß besehen. Wir waren auf der ersten Station von hier, ich meine zu Lengerich oder zu Latbergen, das kann ich eben so genau nicht sagen, es liegt auch so viel nicht daran, und die Frühjahrszeit war so angenehm, denn es war in der Woche nach Ostern, und wir hatten Ostern damals etwas spät gehabt, so daß es beinahe zu Ende des Aprils eingefallen war, daß wir beide, ich und meine Frau, welche damals noch nicht daran dachte, daß ihr der Tod das Kind, womit sie zum erstenmal gesegnet war, so früh wieder rauben würde, vor der Thür standen und sahen, wie die Leute im Mondenschein spazieren gingen. Denn, wo ich nicht irre, so war es ein Festtag, und wohl gar der erste Mai, der, wo mir recht ist, noch dazu auf einen Sonntag fiel, so daß man es wohl für einen doppelten Festtag halten konnte. Auf einmal entstand ein Geschrei ganz aus der Ferne (das Haus, worin wir waren, lag nach dem Felde zu, und nicht weit davon stand etwas Holz, so jedoch nur aus einigen alten Fören und zottlicht bemoosten Eichen besteht) und zwar aus der Gegend dieses Holzes, so daß alle Spazierenden ihre Ohren wie ihre Füße dahin richteten. Ich sagte zu meiner Frau: Wollen wir auch hingehen? Wir haben doch nichts Besseres zu thun, weil es doch wohl eine Stunde währen soll, ehe der Postillon, der dem einen Pferde noch ein Eisen unterlegen lassen muß, und seine Futtersäcke noch nicht angefüllt hat, fertig sein wird. Ja, sagte meine liebe Frau, wie du willst, ich bin bereit, und es soll mir recht angenehm sein, mich auch ein bischen zu vertreten; denn von dem Fahren sind mir die Füße etwas angelaufen, und da wir die Nacht fahren wollen, so ist's vielleicht in meinen Umständen gesund, daß ich ein bischen gehe. Wir folgten also den Uebrigen nach, und meine Frau hätte bald den einen Pantoffel verloren, weil sie ihre Schuhe, wegen des vorerwähnten Umstandes, ausgezogen hatte. Wie wir auf dem Felde waren, hörten wir immer mehr schreien; ich dachte, was Henker mag da zu thun sein, es giebt doch in dem Holze wohl keine Räuber; diese können

sich gewiß nicht darin aufhalten, da sich kaum ein Hase darin verbergen kann; und wenn es auch so wäre, so sind unser so viel, daß sie uns nichts thun sollen. Doch war mir Angst, meine Frau möchte sich in ihren Umständen erschrecken, und so entschloß ich mich, eben mit ihr wieder zurück zu kehren, als ich ein lautes Gelächter hörte. Nun sprach ich zu meiner Frau: Hier wird gewiß nichts Schreckhaftes sein, wir wollen in Gottes Namen hingehen. Wirf aber meinen Ueberrock über dich, damit du dich nicht erkältest, denn es war doch etwas frisch geworden, und ich hatte meinen Ueberrock, den ich auf der Reise zu tragen pflege, anbehalten. Wir gingen also getrost fort. Wie wir hinkamen, sahen wir eine Menge Volks unter einem großen Baum versammelt, und indem Alle sprachen, hörten wir nicht, was Einer sagte. Was ist hier vor? sagte ich zu einem Manne, der bei mir stand, und der, wie es schien, etwas mehr war, als die Andern. O, nichts, war seine Antwort, es ist schon fort; und wie ich mich weiter erkundigte, denn ich konnte unmöglich glauben, daß man um Nichts ein solches Geschrei gemacht haben würde, siehe da, was meinen Sie wohl, was es war? Ich will es Ihnen nur kurz und gut sagen, denn wozu dient die Weitläufigkeit, es hatte eine große Eule da gesessen."

So wird der Faden unserer mehrsten Erzählungen ausgesponnen, so die Erwartung gemartert, und so betrogen. Wahrlich, ein grausames Verfahren, da nichts aufrichtiger ist, als die menschliche Begierde, etwas Neues und Wunderbares zu hören, und es in der That eine Sünde ist, diesen edlen und gutherzigen Trieb, da er jetzt die angenehmste Befriedigung seiner Mühe hofft, in einem kalten Schauer zu ersticken. Geschieht dieses nun vollends bei einer Mahlzeit, wo man dem Erzählenden zu Ehren, und um ihm mit einem unverwandten Auge seine Aufmerksamkeit zu beweisen, den Braten kalt und den Wein warm werden läßt, so hat man die Ursache der öftern übeln Verdauungen, der daraus folgenden Koliken und anderer gefährlichen Zufälle lediglich einem solchen Erzähler zuzuschreiben.

Zwar leidet er dafür seine Strafe, wenn die ganze Gesellschaft, deren Ohren er mit der Witterung seiner Geschichte an

ch gezogen hat, auf einmal durch ihr kaltsinniges Schweigen ihren Ekel zu erkennen giebt. Allein man kommt nicht zusammen, um ein verdrießliches Strafamt auszuüben, sondern um sich zu erheitern, und auch wohl durch eine lehrreiche und scherzhafte Erzählung zu ergötzen.

Die Regeln behalten immer ihren großen Werth.

Eine Erzählung.

Vor einem gewissen westphälischen Dorfe stand eine hohe Säule mit einer eisernen Hand, welche seit vielen Jahren den rechten Weg in die Stadt gewiesen hatte. Neben derselben begegnete ein reisender Seiltänzer dem Dorfschulzen, und fragte ihn, was ihn doch in aller Welt bewogen hätte, allen Leuten einerlei Weg zu zeigen? ob nicht Jeder seinen eignen hätte? und ob man überhaupt sagen könnte, daß es richtige Wege gäbe? Er z. B. wollte auf dem Seile über Gräben und Hecken nicht allein weit geschwinder und kürzer, sondern auch zu aller Menschen Bewunderung dahin kommen. O! antwortete der Schulze, unser Wegweiser zeigt nun einmal den gemeinsten, sichersten und ebensten Weg; und wenn derselbe nicht gewiesen würde, so wüßte man ja nicht einmal, wie viel kürzer und geschwinder ein anderer wäre?

Indem kam ein Jüngling auf einem raschen Pferde, und setzte, während der Zeit, daß der Seiltänzer seine Linien spannte, über Zäune und Gräben weg. Hier sagte der Schulze zum Seiltänzer: Seht, guter Freund, der kommt noch geschwinder und kürzer überweg, als Ihr, und ich bewundre ihn eben so sehr; was dünkt Euch, wenn wir den Wegweiser so stelleten, daß Alle, die in die Stadt wollen, diesem folgen müßten?

Ihr seid ein einfältiger Mann, versetzte jener; wie Viele würden nicht den Hals brechen, oder in den tiefen Gräben

stecken bleiben, wenn Ihr dieses thätet? Das meine ich auch, beschloß der Schulze, und so ist es wohl am besten, daß wir Jedem einen ebenen, richtigen Weg zeigen, und uns um diejenigen, die auf dem Seile tanzen, oder mit ihren Pferden über Hecken und Gräben setzen, nicht bekümmern. Ein Philosoph, der ihre Unterredung mit angehört hatte, machte hierüber die Anmerkung, daß die gemeinen Wege oder Regeln immer nöthig blieben, wenn die Genies sich auch noch so weit davon entfernten.

Die Tugend auf der Schaubühne,

oder:

Harlekin's Heirath.

Ein Nachspiel in einem Aufzuge.

Personen des Nachspiels:

Herr Barthold, Prinzipal der Bühne.	Scapin, } Schauspieler.
Kolombine, seine Tochter.	Isabelle, } Schauspieler.
Harlekin, Schauspieler.	Valer, } Schauspieler.
	Peter, Lichtputzer.

Der Schauplatz ist auf dem Schauplatze.

Erster Auftritt.

Herr Barthold, Harlekin.

Harlekin (macht drei tiefe Verbeugungen).

Barthold. Was will Er, mein guter Freund?

Harl. (macht wieder einige Verbeugungen).

Barth. Bücke Er sich so lange, bis Er müde wird, und dann kann Er mir sagen, was Er zu sagen hat. Die jungen Leute gewöhnen sich das itzt so an, daß sie einem die Zeit mit tausend Complimenten verderben. Wenn man in meiner Jugend zu einem Mann im Amte ging, so machte man ihm einen ein-

zigen Bückling, und kam dann zur Sache. Das war eine gute Mode; dabei sollte man es lassen.

Harl. (in fremdem Ton). Hochedelgeborner und Gestrenger — — —

Barth. Damit geht schon wieder eine Minute hin.

Harl. Sie erlauben großgünstig — — —

Barth. Wieder eine Minute.

Harl. Daß ich mir die Freiheit nehme — —

Barth. Noch ein Wort von solchem Schlage, und ich prügle dich zum Dinge hinaus.

Harl. (im gewöhnlichen Ton). Ich komme, Herr Barthold, wegen Ihrer jüngsten Tochter, Kolombine; sie gefällt mir — — —

Barth. Gehorsamster Diener, gehorsamster Diener, mein werthester Herr Harlekin! Verzeihen Sie, daß ich Sie sogleich nicht gekannt habe. Meine Augen vergehen mir allmählig, und Sie redeten mir in einem solchen Candidatenstil, den ich an Ihnen nicht gewohnt bin.

Harl. Ich kann heirathen, ich muß heirathen, und ich will heirathen.

Barth. Nun, das ist kurz. Das sind drei Hauptursachen, die nicht von allen Leuten so recht verstanden und empfunden werden. Was gedenken Sie denn aber Ihrer künftigen Wittwe zum Leibgedinge auszusetzen?

Harl. Erstlich gedenke ich nicht vor ihr zu sterben.

Barth. Das ist freilich ein guter Vorsatz; allein die Ausführung kömmt bisweilen gar sehr auf die Frau an; diese hat vielerlei Mittel, einen ehrlichen Mann in die Grube zu bringen, ohne Gift und Messer. Der meinigen habe ich es, Gott sei Dank, abgesessen. Es war ein heller Gast; aber sie wurde so eingetrieben, daß sie sich aus dem sieben und zwanzigsten Kindbette nie wieder erholen konnte. Sie sehen, ich habe mich wohl gehalten.

Harl. Das merke ich. Zweitens hat sie, so lange ich lebe, ein reichliches Auskommen. Meine Kunst als Harlekin hat einen goldnen Boden, und Kolombinchen hat gewiß auch eine Kunst, worauf sie sich verlassen kann.

Barth. Ach, die Künste verlassen einen mit der Zeit; und wenn man alt wird, so ist nichts Bequemeres, als von seinen Renten zu leben. Da ist ein Haufen Mühe und Sorge erspart.

Harl. Freilich, und ich denke eben deswegen ein Kapital zurück zu legen, wovon zweitausend Thaler auf den Wittwenstuhl kommen sollen; Nota Bene, wenn er kein Haarbreit verrückt wird.

Barth. Das ist etwas hart; eine Wittwe ist zu beklagen. Ich fühle, mein lieber Harlekin, wie sauer es mir in meinem sieben und siebenzigsten Jahre wird, mich nicht bisweilen auf einen hübschen weichen Wittwenstuhl zu setzen.

Harl. Ich will es aber nun so; und darum gebe ich meiner Wittwe einen Stuhl mit vier Beinen, damit er recht fest stehe. Zweitausend Thaler, wenn ich sie habe, sind zum Henker, Geld. Was Kolombine erspart, soll sie zu ihrem Nadelgelde behalten; und wenn sie vor mir verstirbt, werde ich sie in ihrem besten Hemde begraben lassen.

Barth. Aber Sie vergessen die Morgengabe.

Harl. Das bin ich selbst, Morgen- und Abendgabe. Bringt mir aber Kolombine einen Sohn — wohl zu verstehen, wenn er mir ähnlich sieht; denn das fordere ich ausdrücklich, — so soll er auch Barthold Harlekin heißen.

Barth. Ich dachte in der That, Sie wollten ihr sodann ein neues Kleid auf's Kindbette legen. Hören Sie, Herr Harlekin, ich habe der Mädchen viele, und schaffe sie mir gern vom Halse, weil sie auf ihren spitzen Absätzen leicht einmal unvorsichtiger Weise zu Falle kommen können. Ich will also nicht lange handeln. Kolombine ist die Ihrige; und zwar diesen Abend, wenn Sie wollen. Das bitte ich mir aber aus, daß Sie sie nicht heimlich entführen; ich würde sonst auf Ihrer Hochzeit nicht trinken können.

Harl. So weit sind wir noch lange nicht. Ich habe mich nur erst vorläufig erkundigen wollen, ob Sie mir Ihre Tochter wohl geben wollten, wenn ich in forma darum anhielte. Itzt ist noch ein kleiner oder großer Punkt übrig. Sie wissen, mein

werthester Herr Barthold, daß man von den Comödiantinne mancherlei sagt. Kolombinchen hat ein Paar so allerliebst Tauben-Aeugelchen; sie hat so etwas, so etwas — — — ach Herr Barthold, ich kann es nicht sagen, aber was sie hat, das sagt so viel — — — so viel — — —

Barth. Nun, wie viel denn?

Harl. Wenn eine Nuß leicht aus der Hülse fällt, ist sie denn auch wohl schon vom Wurme gestochen?

Barth. Ist das eine Frage für einen klugen Mann? Die Wurmstichigen sitzen allemal fest in der Hülse.

Harl. Ach, Herr Barthold, sollte sie es nicht schon wohl versuchet haben?

Barth. Sie mag versucht haben, was sie will, so hat sie allzeit nur ihre Rolle gespielet. Ein Mädchen auf der Bühne muß oft verliebt thun, oft küssen, oft lachen, und was dergleichen mehr ist. Das bringt aber die Comödie so mit sich. Wenn Colombine die verschmitzte Buhlerin vorstellt, so würde es sich ja nicht schicken, daß sie die Miene einer Matrone behielte. Wie oft hat sie nicht auch geweint! Meinen Sie aber, daß sie um deswillen, wenn sie zu Hause gekommen, immer betrübt gewesen?

Harl. Ich habe allezeit gehört, die Unschuld soll so etwas Süßes, so etwas Körnichtes, so etwas von der braunen Kruste sein, daß ich nicht gern eine Frau nehmen möchte, welche diesen Leckerbissen bereits verschenket hätte.

Barth. O mein lieber Harlekin, sind Sie da verbrannt, so rathe ich Ihnen, gar keine Frau — — — anders als meine Kolombine zu nehmen.

Harl. Aber sehen Sie einmal selbst, Herr Barthold, alle diese schönen Herrn, welche hier vor unsrer Bühne sitzen. Ihre Augen scheinen meinem lieben Kolombinchen das Mark aus den Knochen zu ziehen; und wenn sie tanzt! ach, wenn sie tanzt! so — — — so — — tanzen alle Herzen mit ihr.

Barth. Sollten sie das wohl thun?

Harl. Wenn sie es nicht thäten, so möchte ich Kolombinchen nicht; und nun, da sie es thun, so traue ich Kolombinchen

nicht recht. Denen Mädchen, die so hoch springen, wenn sie tanzen, kann leicht ein Blümchen entfallen; und wenn das auch nicht wäre, so rühmt sich doch ein Jeder, vielleicht selten mit Recht, daß er eins aufgenommen habe. Herr Barthold, Herr Barthold! eine hübsche Comödiantin ist wohl selten, selten, selten eine Kirsche, woran nicht schon ein Vogel gebissen hat.

Barth. Possen! es ist kein hübsches Mädchen in der Welt, wovon man nicht eben diese Vermuthung hat. Nicht, weil sie geschwinder Feuer fängt als eine andre, sondern weil sie Tag und Nacht verfolgt, und also leicht einmal im Schlummer überrumpelt wird. Wer sich aber daran stößt, der mag zu seiner Strafe eine Häßliche nehmen, und versichert sein, daß sie vor dem ersten Loche gefangen werde. Sie wird die Ehre, das Glück und das Vergnügen, in ihrem sterblichen Leben auch einmal angebetet zu werden, so verliebt erkennen, sie wird so besorgt sein, den Vogel nicht zu verscheuchen, sie wird so bange sein, die einzige Gelegenheit zu verlieren, sie wird so fertig sein, ihre vergängliche Waare an den Mann zu bringen, daß ich nicht Eines auf sie, aber wohl Hundert auf ein hübsches Mädchen verwetten wollte, das die Wahl unter tausend Käufern hat. Und dann, mein lieber Harlekin, ist es eine bestialische Sache, eine garstige Hexe, und doch keine braune Kruste zu bekommen. Für Kolombinen will ich allenfalls Bürge sein.

Harl. Die Bürgschaft ist in der That etwas bedenklich. Ich hätte für meine Mutter nicht einstehen mögen.

Barth. Ich mag die Grillen nicht länger anhören. Kurz und gut, Sie nehmen sie, oder nehmen sie nicht; einige Gefahr werden Sie allemal laufen. — Doch, warten Sie, wir wollen heute einmal den Freier vorstellen. Sie sollen der Bräutigam, und meine Tochter Kolombine ihre Braut sein. Sie können sie dabei auf die Probe stellen; und wenn es Ihnen dann nicht gefällt, so sind Sie am Ende wieder frei, und Sie haben nur eine verliebte Rolle gespielet.

Harl. Der Einfall ist wirklich gut. Ein jeder Freier spielt doch nur eine Rolle; und wenn am Schlusse des Stücks

die Heirath vollzogen wird, so hat die Rolle nur gar zu früh ein Ende.

Barth. Holla! Kolombine!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Kolombine.

Barth. Kolombine, du sollst heute einmal die Braut sein.

Kolombine. Ach, Papa, das bin ich gerne. Ich spiele nichts lieber als Braut und Bräutigam.

Harl. (vor sich). O du — — — Sie wissen aber doch, meine schöne Kolombine, daß die Freierei mit der Comödie ein Ende hat.

Kolombine. Nun, so können wir ja dasselbige Stück noch einmal spielen. Ich wollte, daß wir gar kein andres auf unsrer Bühne hätten; und fast möchte ich das Heirathen verreden, um allzeit Braut zu bleiben. Ach, es ist so allerliebst, Braut zu sein!

Barth. Man kann heirathen, und doch noch immer die Braut spielen. Eine gute Partei kann man immer auf Abschlag nehmen; und die jungen Mädchen thun übel, wenn sie die Hand eines ehrlichen Mannes ausschlagen, um allzeit flattirt, adorirt, courtisirt, caressirt, und endlich meprisirt zu werden. Bist du denn, meine Tochter, sonst noch die Braut als auf der Schaubühne gewesen?

Kolombine. Nein, Papa.

Barth. Hören Sie wohl, Herr Harlekin?

Harl. Ich höre und sehe, Herr Barthold.

Barth. Wo ist Scapin und Peter? Sie sollen auch herkommen und den Freier mitspielen. Isabelle, welche schon oft die Braut vorgestellt, und erfahrener ist als du, Kolombine, soll dir die rechte Manier zeigen.

Kolombine. O, Papa, ich will schon fertig werden; ich verstehe es schon.

Barth. Nun, so macht Ihr Beide den Anfang. Ich will herumgehen, und den Uebrigen ihre Rollen ankündigen.

Dritter Auftritt.

Harlekin und Kolombine.

Kolombine. Nun, Sie fangen an.

Harl. Nein, fangen Sie an.

Kolombine. Ach, nein! so habe ich es nicht gelernt. Der Bräutigam fängt zuerst an, und sagt: Ach, meine theuerste Schöne! wie lange habe ich mir nicht schon das Glück gewünscht, Ihnen mein Herz zu öffnen.

Harl. Und was sagt denn die Braut?

Kolombine Sie antwortet: O! Sie schmeicheln mir zu viel; ich weiß, es ist nur Ihr höflicher Scherz.

Harl. Und was antwortet denn er wieder?

Kolombine. Er nimmt dann ihre Hand, küßt solche, und sagt: Ach, möchten Sie in dieses Herz sehen! da würden Sie lesen, daß mein aufrichtiger Wunsch niemals ein andrer gewesen, als das Glück, Ihnen zu gefallen, und diese schöne Hand zu küssen.

Harl. Und läßt sie das so geschehen?

. Kolombine. O ja, sie läßt ihm die Hand, und er küßt sie noch hundertmal, und seufzet dann, bis endlich die Braut solche nicht mehr zurückziehen kann, und mit ihrer ganzen Person folget.

Harl. Die Rolle mag ich nicht spielen.

Kolombine. Auf welche Art wollen Sie dann?

Harl. Ich sage: Kolombine, mein englisches Magentröpfchen, wenn Sie will, ich will wohl.

Kolombine. Und was muß sie denn sagen?

Harl. Sie spricht: Nun, ich will — — —.

Kolombine. Nun, ich will.

Harl. Fallen Sie mir doch nicht in die Rede. Sie muß sagen: Nun, ich will nicht.

Kolombine. Die Rolle mag ich nicht spielen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, und Barthold.

Barth. Nun, meine Kinder, habt Ihr angefangen?

Kolombine. Nein, Papa! In der Sache sind wir eins; wir können uns nur über die Rolle nicht vergleichen. Herr Harlekin will es besser wissen als ich, und mich dünkt, in diesem Stück könnte ich lange sein Meister sein. Ich bin von Jugend auf bei dem Schauspiele erzogen; bin so mannichmal Braut gewesen, und muß es vermuthlich besser wissen als er.

Barth. Nun, Harlekin, so sollten Sie sich auch weisen lassen. Kolombine führet Sie gewiß keinen unbekannten Weg.

Kolombine. O nein! Ich dachte es ebenso zu machen, wie die selige Mama.

Barth. Wie ich meine selige Frau heirathete, folgte ich ihr blindlings, und unsre Ehe würde nicht so gesegnet gewesen sein, wenn ich minder folgsam gewesen wäre. Sie war allzeit fertig mich zu unterweisen, und ihr Exempel that bisweilen die besten Dienste. Oft war mir ihr Unterricht sehr ungelegen; aber das war, der Himmel weiß, ihre Schuld nicht.

Harl. Das Schlimmste sind meine Scrupel; und ich begreife noch nicht, Herr Barthold, wie solche durch unsre Comödie werden gehoben werden. Stellt Kolombine die Braut gut vor, so werde ich denken, sie versteht ihre Rolle; und stellt sie solche nicht gut vor, so werde ich denken, sie versteht n o ch eine Rolle. Und der Himmel weiß, ob sie nicht noch eine dritte versteht. Es ist doch schlimm, daß man das Ding nicht auf die Goldwage bringen kann.

Barth. Die beste Goldwage ist ein gutes Vertrauen; wer das nicht hat, der ist schon wirklich betrogen; und wer es hat,

der ißt seinen Salat, schluckt eine Schnecke mit hinunter, und findet ihn noch schmackhafter.

Harl. Ich möchte darauf Ihr Gast nicht sein. Wer heirathen will, muß nicht Blindekuh spielen, sondern wohl zusehen, was er greift.

Kolombine. Oho! Herr Harlekin! jetzt verstehe ich das Ding mit der Goldwage. Auf ein Paar Aeßchen können Sie gewiß rechnen, die ich schon verloren habe. Denn der Schneider hat mir gar kein Eisen in meine Schnürbrust gemacht. Indeß, da die Comödie aus ist, habe ich die Ehre, mich Ihren Scrupeln zu empfehlen.

Barth. Ich meine es auch so. Beschlafen Sie die Sache! Ein guter Traum ist im Heirathen oft die beste Entscheidung.

(Sie gehen Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Harlekin. Scapin und Peter.

Harl. (vor sich). O weh! der erste Versuch ist nicht zum Besten abgelaufen. Jetzt möcht' ich wohl, nun will sie nicht.

Scapin. Wird denn heute nicht gespielt? Herr Barthold hat mich herbestellt, um den Freier mit vorzustellen. Ich sehe aber keine Anstalten.

Peter. Ich sollte auch einen vorstellen — —

Harl. Ha, mein guter Peter, magst du es denn gern thun?

Peter. O ja. Ich muß sonst immer nur die Lichter putzen; wenn aber der Freier gespielet wird, so — — so küsse ich, wollt' ich sagen, Cathrinchen.

Harl. Und du, Scapin?

Scapin. Meine Rolle in diesem Stück ist immer nur ein Puckel voll Schläge, und ich könnte eben nicht sagen, daß ich solche jetzt nöthig hätte.

Harl. Hör' einmal, mein lieber Scapin! Ich weiß, du

bist schlauer als mancher Dieb, der gehangen wird; ich muß dir eins im Vertrauen sagen.

Peter. Ich hoffe doch nichts von Cathrinchen?

Harl. Ich wäre wohl gesonnen, des Herrn Bartholds jüngste Tochter Kolombinchen in allen Ehren zu heirathen — —

Peter. Giebt es denn auch Heirathen in Unehren?

Harl. Allein, ich besorge, sie möchte schon — —

Peter. Was möchte sie schon?

Scapin. Schweig, Peter, ich verstehe schon, was Harlekin meint. Er besorgt, sie möchte schon einmal in Unehren geheirathet haben.

Peter. Nun verstehe ich es auch — — —

Harl. Was meinst du nun? Wie fange ich es an, um hinter die Wahrheit zu kommen?

Scapin. Du mußt sie vorher probiren.

Peter. Bei meiner Treu, das ist vernünftig.

Harl. Allein, wie mache ich das?

Peter. O, das will ich wohl thun, wenn Sie es nicht verstehen.

Scapin. Ich weiß, was zu thun ist. Wolltest du wohl, Harlekin, ihr zu gefallen, eine Tracht Schläge vorlieb nehmen?

Harl. Die Schläge wohl; aber den Schimpf nicht.

Scapin. Nun da ist Rath zu. Höre, ich will dir das Kleid meines Herrn verschaffen. Du weißt, er ist Hauptmann, und eine Uniform hat heut zu Tage viele Freiheiten; damit sollst du diesen Abend zu ihr gehen. Läßt sie dich nun zum Hause hinaus prügeln, so kannst du glauben, daß sie die Krone von allen ehrlichen Mädchen ist. Nimmt sie dich aber an, küßt und umarmt dich, so nimmst du das auf dem Marsche vorlieb, und weißt, wie viel die Glocke geschlagen.

Harl. O mein lieber Scapin, das ist unvergleichlich. Ich danke dir tausendmal für deinen guten Rath. Mache mich nur geschwind zum Hauptmann. Ich brenne vor Verlangen, jene glückliche Tracht Schläge zu empfangen.

Peter. Ich wahrhaftig nicht. In meiner Heimath probirt man die Mädchen ganz anders.

Scapin. In meiner auch. Aber man bekömmt zuweilen etwas, was einem noch weit unangenehmer ist, als eine Tracht Schläge. Nicht wahr, Harlekin?

Harl. O Scapin, du bist der klügste Schelm, den ich in meinem Leben gekannt habe. Mache nur geschwind, daß ich das Kleid von deinem Herrn bekomme. Ich hoffe doch nicht, daß er es übel nehmen wird, wenn der Schimpf hiernächst darauf sitzen bleibt?

Scapin. O im geringsten nicht. Eben das Kleid, was ich dir verschaffen will, hat schon mehrmal herhalten müssen. Ich will hingehen, um es dir zu bringen. Du mußt mir aber auch einmal wieder zu Gefallen sein, wenn du nun ein Ehemann sein wirst. (Scapin geht ab.)

Sechster Auftritt.

Harlekin und Peter.

Harl. Du sagtest ja erst, Peter, man hätte in deiner Heimath eine andere Probe, um zu erfahren, ob die Braut noch ächt sei.

Peter. O ja, das haben wir auch.

Harl. Wie macht Ihr denn das?

Peter. Da kommen wir her und suchen uns eine aus, die uns gefällt.

Harl. Das kann ich wohl denken.

Peter. Dann nehme ich mein Spinnrad, und gehe des Abends zu ihr in's Haus, setze mich neben ihr hin, und wir spinnen dann alle Beide.

Harl. Nun, spinnt Ihr denn immer fort?

Peter. Von ungefähr geht dann einmal die Lampe aus.

Harl. Das kömmt der Sache näher — — —

Peter. Spinnt die Braut nun im Finstern fort, ohne den Faden zu verlieren, so ist das ein gutes Zeichen.

Harl. Das ist wirklich so dumm nicht — —

Peter. Steht aber das Rad stille, bricht der Faden und die Schnur schägt wohl gar ab: so hole es der Henker!

Harl. Wahrhaftig, die Leute sind klug; und wer hat Euch das so gelehrt?

Peter. Ich glaube, es muß so von Vater auf Sohn gekommen sein. Denn wie unser Pastor einmal das Zusammenspinnen abschaffen wollte, so sagten die Aeltesten im Dorfe: ihre Väter hätten es gethan, ihre Großväter hätten es gethan, und ihre Kinder sollten es auch thun.

Harl. In dem Dorfe möchte ich wohnen!

Siebenter Auftritt.

Scapin mit einem Kleide unterm Arme, und die Vorigen.

Scapin. Stille! stille! wir wollen einen rechten Aufzug haben. Isabelle und Valer kommen daher, um ihre Rollen zu spielen. Es geht ihnen wie mir. Sie meinen, der Freier werde gespielet, und weil an ihnen die Reihe ist, aufzutreten, wenn ich zum andernmale abgehe: so will ich itzt ganz ernsthaft herausgehn. Ihr aber geht auf die Seite so lange. Hier ist das Kleid, Harlekin, welches du inmittelst anziehen kannst.

Harl. Vortrefflich!

Peter. Das ist des Henkers Comödie. (Gehen ab.)

Achter Auftritt.

Isabelle und Valer.

Isabelle. Nein, mein werthester Graf, so schmeichelhaft es mir auch ist, von Ihnen geliebt zu werden, und so sehr ich von Ihren rechtschaffenen Absichten überzeuget bin, so wenig finde ich mich vermögend, Ihnen meine Hand zu geben. Mein Schicksal hat mich einmal auf die Schaubühne geführt; ich bin der Welt nichts mehr als eine Comödiantin, und ich müßte Sie, mein werthester Graf, minder hochschätzen und minder lieben,

wenn ich in Ihre Verbindung einwilligen und uns Beide beschimpfen sollte: Sie, daß Sie sich so weit herablassen, und mich, daß ich einen Mann genommen, der so wenig Empfindung und so wenig Zärtlichkeit gegen seine eigene Ehre gehabt hatte.

Valer. Großmüthige Isabelle, je edler Sie sich zeigen, je weniger ist es mir möglich, Ihren Befehlen zu gehorchen. Ich kann ohne Sie nicht leben. Mein ganzes Glück beruhet auf unsrer Verbindung. Das Recht ist auf der Seite der Tugend, der Schönheit und der Liebe. Vorurtheile dürfen uns nicht irre machen.

Isabelle. O! es giebt ehrwürdige, heilige Vorurtheile; und die Wahrheit muß sich oft erst in unsre eigne Meinung, in unser Vorurtheil verwandeln, ehe sie ihr Recht behaupten kann.

Valer. Aber Ihre Geburt ist der meinigen nicht ungleich. Sie sind von guter Familie, und daß das Schicksal Sie auf die Bühne geführt — — —

Isabelle. Nichts mehr hievon. Sie wissen, wie die Welt denkt. Sie wissen, mit welchen übeln Vermuthungen sie diejenigen verfolgt, welche sich der Bühne widmen, und es sollte mir ewig leid sein, als Comödiantin einen Mann zu beschimpfen, den ich als Prinzessin glücklich zu machen wünschte.

Valer. Göttliche Isabelle! (Er will ihre Hand nehmen.)

Isabelle. Auch diese Hand nicht, mein werthester Graf. Ich bin stolz, stolz auf Sie, stolz auf mich; und da ich Muth genug habe, meine Liebe Ihrer Ehre aufzuopfern, so müssen Sie auch so billig sein, und der meinigen schonen.

Valer. Sie sind grausam. Sie handeln ungerecht mit sich, ungerecht mit mir. Ich und mein Unglück bleibt zu Ihrer Verantwortung.

Isabelle. Ich kenne diese Sprache; aber ich weiß, was ich mir von Ihrer Vernunft zu versprechen habe. Ueberlegen Sie nur einmal selbst, wie empfindlich es Ihnen und mir sein würde, wenn man in allen Gesellschaften vor uns fliehen, wenn jeder Blick Ihnen einen Vorwurf und mir eine Verachtung zeigen,

wenn Ihre ganze Familie Sie hassen und mich verfolgen, wenn Jedermann argwohnen würde — — —

Valer. Quälen Sie mich wenigstens nicht, wenn Sie mich nicht glücklich machen wollen. Ich habe das Alles und noch ein Mehrers überlegt; ich habe mir alle diese Wahrheiten so deutlich vorgestellt, daß ich glauben konnte, unparteiisch zu urtheilen; und doch, schönste Isabelle, fiel der Schluß dahin aus, daß das Glück unsrer Vereinigung Alles das unendlich überwiegen würde.

Isabelle. Sie wissen, Herr Graf, daß ich gegen dieses Glück nicht unempfindlich bin. Sie wissen, daß mein ganzer Stolz durch diese Verbindung befriedigt werden würde. Verzeihen Sie mir aber, daß ich Sie auf eine zärtlichere Art liebe, und meinem Vorsatze getreu bleibe.

Valer. Sie begegnen einem Jeden sonst so gütig, Sie — — —

Isabelle. Keine Vorwürfe, Herr Graf. Da ich die Bühne betrete, so ist es meine Schuldigkeit, Allen, die dahin kommen Höflichkeit und Dankbarkeit zu zeigen. Ich würde sonst unsre Gesellschaft schaden, und eine Unanständigkeit begehen, die in den Umständen, worin ich bin, für den Einen oder Andern beleidigend sein könnte. Glauben Sie aber um deswillen ja nicht, mein lieber Herr Graf, daß wir mit unsrer Gütigkeit verschwenderischer sind als Andre. Jeder Stand erfordert ein eignes Betragen; und wenn man das weiß, so macht man keine falsche Schlüsse.

Valer. Ich glaube nicht, daß Sie mir dergleichen Schuld geben können. Meine aufrichtige Liebe ist die beste Widerlegung und die sicherste Probe, daß ich Ihre Gütigkeit in keinem Verdachte habe.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Harlekin und Peter.

Harl. Ha! ha! ha! Spielen Sie hier eine Comödie?

Isabelle. Nun, was fällt Dir ein, Harlekin? Die Reihe ist ja gar nicht an dir.

Harl. Die Reihe mag an mir sein oder nicht, so muß ich Ihnen sagen, daß Herr Barthold sich versehen, und daß heute gar nicht gespielt, sondern in allem Ernste an einer Heirath gearbeitet wird.

Valer. Aber, was bedeutet denn das?

Harl. Was das bedeutet, wenn man heirathet?

Peter. Wissen Sie das nicht?

Valer. Herr Barthold und Ihr Alle seid verrückt. Ein andermal soll man es mir zweimal sagen, eh ich hierher kommen und meine Rolle spielen will. (Geht ab.)

Isabelle. Kann ich denn wohl so glücklich sein, zu erfahren, was es für eine Heirath sei, woran heute gearbeitet wird?

Harl. Sie soll zwischen einem Bräutigam, der sich Scrupel macht, einer Seits, und zwischen einer Braut, die sich keine macht, ander Seits geschlossen und nicht geschlossen werden.

Isabelle. Aus diesem räthselhaften Geschwätze schließe ich, Harlekin, daß du es bist, der sich Scrupel macht.

Harl. Der Henker traue den Mädchen! Ich glaube, Sie lesen einem aus den Augen, was man denkt. Aber, was hat man denn auch anders in den Augen, wenn man erst zu Verstande kömmt, als die Lust zu heirathen? Sehen Sie mir das nicht gleich an?

Isabelle. O! das habe ich dir lange angesehen, und Kolombinen ebenfalls.

Harl. Ei, schau doch, wie listig sie das Geheimniß herauslocken will!

Isabelle. So war denn doch die Heirath zwischen dir und Kolombinen das Geheimniß? Nun, so wünsche ich dir viel Glück damit; es ist ein braves Mädchen.

Harl. Dürfte ich wohl unterthänigst fragen, was Sie durch ein braves Mädchen verstehen? Ich habe sonst gemeint, die Pferde würden nur brav genannt.

Isabelle. Ich will damit nur sagen, daß Kolombine ihre Rolle gut spielt, daß sie sehr geschickt, sehr schön, sehr lustig, sehr gutherzig — — —

Harl. Aber nicht auch sehr tugendhaft sei?

Isabelle. O! das versteht sich von selbst; und ich kann dir zur guten Nachricht sagen, daß sie noch gar kürzlich ein Paar brillantene Ohrringe ausgeschlagen hat.

Harl. Aber der Freier, der sie ihr angeboten, sollte der nicht so gewisse Vermuthungen gehabt haben, daß sie solche wohl annehmen würde?

Isabelle. Ich glaubte, Harlekin, du dächtest besser von unsrer Schaubühne. Wenn man alle diejenigen von uns verurtheilen wollte, welche etwa einen freundlichen Blick vergelten, oder sich eine Versuchung zuziehen, so würde man sehr ungerecht gegen uns sein.

Peter. Nein, der Faden muß wenigstens abbrechen und die Schnur vom Rade fallen, sonst kann man seiner Probe nicht sicher sein.

Isabelle. Das dünkt mich auch, Peter; und wo ich dich recht kenne, so würdest du mein Cathrinchen gern nehmen, ohne Scrupel; und du, Harlekin, thätest auch wohl, von der Probe nach der Hochzeit zu reden.

Harl. Das ist verflucht gefährlich, und zu seiner Zeit eben nicht tröstlich.

Isabelle. Ich wünsche Euch mit einander ein Paar Weiber, die Euch die Köpfe zurechte setzen; und wenn Herr Barthold seine selige Frau noch hätte, so würde er mich nicht hierher auf April geschickt haben. Das sagt ihm nur, wenn Ihr ihn sehet.

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Harlekin und Peter.

Harl. Nun, Peter, wo hast du meine Compagnie gelassen?

Peter. Hier ist sie (indem er ihm das Kleid holet und übergiebt).

Harl. Zieht das Kleid über das seinige und macht dabei ein Theaterspiel).

Elfter Auftritt.

Die Vorigen und Scapin.

Scapin. Ha! willkommen, mein werthester Herr Hauptmann!

Harl. Wie, Scapin, kennest du mich denn nicht mehr?

Scapin. In der That, wenn dich deine Stimme nicht verrathen hätte, so würde ich dich schwerlich erkannt haben.

Peter. Aber die Hosen?

Scapin. O! die kann man bei jedem Kleide tragen, und ein Wittwer mag sie so gar in der Trauer anziehn.

Peter. Bei uns sagt man, es ist kein Herr so groß, oder der Narr blickt irgendwo hervor.

Harl. Ich bitte dich, Peter, mache doch solche dumme Vergleichungen nicht. Ich habe diese Hosen mit Fleiß behalten; denn sollte die Probe unglücklich ablaufen, so hänge ich das Kleid sogleich an den Nagel, und bin wieder der ich war. Aber was denkst du, Scapin, sollte man mich wohl aus Achtung für die Uniform ungeschlagen zurückschicken?

Scapin. Mache dir doch nur solche Scrupel nicht. Wenn Kolombine ein ehrliches Mädchen ist, und du es recht bei ihr anfängst, so mußt du deine Schläge bekommen, oder ich verliere fünf Gulden.

Harl. Gut! es ist ein Wort.

Peter. Wahrhaftig, ich wette mit, Herr Harlekin. Kolombine ist ein ehrliches Mädchen. Sie bekommen die Schläge zu-

verläſſig, und ich gewinne mein Geld, oder Sie haben es nicht recht darnach angefangen.

Harl. Peter, es gilt fünf Batzen; und mit Freuden will ich ſie Euch Beiden auszahlen. Eins fällt mir aber itzt bei: ich habe gar kein Geld in der Taſche. Ich müßte doch wohl, wenn ich einen Verſuch wagen will, ſo irgend einen Beutel mit Dukaten haben.

Scapin. Glaubſt du denn nicht, daß ich weiß, was dir in ſolchen Fällen nöthig iſt? Fühle nur einmal in die Taſchen. In der einen ſteckt meines Herrn leerer Geldbeutel mit Zahlpfennigen und in der andern das Futteral von ſeinen Schuhſchnallen. Kolombine wird Dukaten und Juwelen darin vermuthen, und wenn du es ihr anbieteſt, dir gewiß Beides an den Kopf werfen, ohne zuzuſehen, was darin iſt.

Harl. Weißt du dies gewiß?

Scapin. So gewiß als du den Glauben auf den Puckel bekommen wirſt.

Peter. Viel Glücks dazu!

Harl. (zu Scapin). Wollteſt du mich wohl bei Kolombinen melden?

Scapin. Ei, warum nicht? Ich diene meines Herrn Uniform, und ſchäme mich nicht, ſolche bei Kolombinen anzumelden.

Harl. So gehe geſchwind.

Zwölfter Auftritt.

Harlekin und Peter.

Harl. Der Scapin iſt doch ein durchtriebner Kopf, und weiß zu Allem Rath.

Peter. Nach meinem dummen Verſtande gehört eben nicht viel Witz dazu, Ihnen zu einer guten Tracht Schläge zu verhelfen. Das wollte ich auch wohl thun.

Harl. O mein guter Peter, das iſt weit über deinen

Horizont. Du weißt es nicht, wie angenehm mir diese Schläge sein werden.

Peter. Nun, meinethalben. Alles wie Sie wollen. Wenn ich nur meine fünf Batzen gewinne. Ich fange aber nunmehro an zu fürchten, Sie werden, wenn die Wette verloren geht, in den Beutel mit Zahlpfennigen greifen.

Karl. Du sollst deine fünf Batzen gewiß haben, oder ich heiße nicht Hauptmann von Astaroth.

Peter. Ach, meinen Sie nicht, daß die Leute Sie erkennen werden? Ihre Stimme verräth Sie gleich.

Karl. Die weiß ich schon zu verstellen. Ich will die ordentliche Rolle eines Hauptmanns spielen, so wie ich sie gelernt habe.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen und Scapin.

Scapin. Die Mademoiselle Kolombine Barthold läßt sich dem Herrn Hauptmann von Astaroth gar schön zurück empfehlen, und weil sie nicht glaubte, daß der Herr Hauptmann ihr etwas Heimliches zu sagen haben würden, so wollte sie die Ehre haben, denselben hier auf der Bühne zu empfangen.

Karl. War sie allein?

Scapin. Sie saß und nähete an einem Unterrocke, worin sie mit dir, wie ich hoffe, getrauet werden wird; ein allerliebstes Röckchen von feuerfarbenem Atlas mit Spitzen eingefaßt, nicht kostbar, aber niedlich.

Peter. Sie kommt! Sie kommt!

Scapin. Komm Peter, wir wollen in die nächste Schenke gehn, und unsre künftige Wette vertrinken.

(Letztere gehn ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Harlekin. Kolombine.

Harl. Assah! Miß Pudding, wie steht's? Ist die Leber noch frisch, und seid Ihr diesen Winter gut bequartirt?

Kolombine. Darf ich fragen, was zu des Herrn Hauptmanns Befehl sei?

Harl. Zu meinem Befehl? Drei Küsse auf eine Stelle, mein Schatz, drei Küsse — —

Kolombine. Ich weiß nicht, ob ich recht verstanden habe; der Herr Hauptmann von Astaroth sind bei mir gemeldet worden.

Harl. Das bin ich im Original, mein kleines Zuckermündchen. Darf ich aber auch wohl fragen, ob Sie nicht die Mademoiselle Kolombine Bartholdin sind?

Kolombine. Ihnen aufzuwarten, Herr Hauptmann.

Harl. Nun, so sind wir ja bekannte Leute und Nachbars Kinder. Komm denn, mein Schatz, und küsse mich.

Kolombine. Ich glaube immer noch, ich irre mich. Man hat mir gesagt, daß Sie einige Bestellungen von einer sehr guten Freundin, die ich auf dem Lande habe, an mich hätten.

Harl. Ja, recht, mein liebes Sauernüßchen. Hier habe ich ein Paar orientalische, peruvianische Ohrringe, und dort einen Beutel mit eintausend gerändelten Species-Dukaten. Was dünkt dir dabei, mein Rosenknöspchen?

Kolombine. Ich begreife noch eigentlich nicht, wozu das Alles?

Harl. Wozu, Mädchen? Primo sollst du mich dafür neun und neunzigmal küssen.

Kolombine. Ach, wer weiß bei welchem Mädchen Sie diese Ohrringe wohl erbeutet haben, und ob Sie ihr nicht gar dabei die Ohren ausgerissen!

Harl. Ich eroberte sie in dem Laufgraben vor Schweidnitz; und diese tausend Dukaten habe ich einem französischen Marschall en rase campagne abgenommen.

Kolombine. Ich sehe wohl, Herr Hauptmann, Sie haben an mich nichts zu bestellen, und ich will mich Ihnen nur gehorsamst wieder empfehlen.

Harl. O Prinzessin! So wird es nicht gehen. Flugs hieher!

(Er nimmt sie bei der Hand, und stellet sie so, daß sie ihm nicht entgehen kann.)

und diese Ohrringe, diese Dukaten, diese Küsse angenommen.

(Er will sie küssen, und sie wehret sich.)

Kolombine. Ich bitte Sie recht sehr, Herr Hauptmann, mäßigen Sie sich.

Harl. Was mäßigen? Drei Jahre belagere ich Eure verdammte Schaubühne, als wenn ich eine Festung belagere, und beständig habe ich meine Kanonen auf dich gerichtet. Daß ich endlich einmal Sturm laufe, mußt du mir nicht verdenken. Sogleich diese Ohrringe eingesteckt!

(Er bringt ihr solche auf; sie fallen aber auf die Erde.)

und hier diese tausend Dukaten, oder — (wie vorher) und nun geht's auf die Bresche los.

(Er umarmt sie auf seine Art.)

Kolombine. Ach mein Gott! Gewalt, Gewalt, Gewalt!

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Barthold, Scapin und Peter kommen von allen Seiten.

Barth. Was ist's, was ist's, was ist's?

Kolombine. Sehen Sie nicht? Der Herr Hauptmann will mich mit Gewalt küssen, und mich zwingen, tausend Dukaten und ein Paar brillantene Ohrringe anzunehmen.

Barth. Und darum schreiest du so, Mädchen? Ich wette, wenn ich den Herrn Hauptmann mit Gewalt zum Hause hinaus werfe, er macht nicht einen solchen Lärm.

(Kolombine hebt inzwischen das Kästchen auf, und sieht aus Vorwitz hinein.)

Harl. Ich bitte, sprechen Sie mit mehr Achtung von mir; sonst will ich Ihnen was Anders zeigen.

Barth. Geschwind heraus damit! Was wolltest du mir Anders zeigen?

Harl. Ich habe es itzt nicht bei mir; aber, wenn Sie erlauben, so will ich hingehen und es holen.

Barth. Du bist sehr fein, wie ich merke; inzwischen, wenn Sie es erlauben wollen, so will ich Ihnen für's erste wohlmeinend eine Tracht Schläge mitgeben. Sie möchten es vielleicht vergessen, sie abzuholen.

(Er prügelt ihn zur Schaubühne herunter. Scapin und Peter halten ihm überall, wo er hinläuft, die Hände vor, um ihr Geld zu empfangen. Harlekin entflieht endlich.)

Wo ist der Beutel mit den tausend Dukaten, und wo sind die demantenen Ohrringe? Diese erkläre ich hiemit für verfallen. Ich muß dieses Urtheil nur geschwind selbst sprechen, damit der Richter das Corpus delicti nicht zu sich nehme.

Kolombine. Ach, daß Gott erbarme! Lassen Sie doch diese Sporteln immerweg dem Richter; er wird sie den Parteien treulich wieder ausliefern, und sich gern mit der Gebühr befriedigen. Sehen Sie hier.

(Er nimmt den Beutel und das Käftchen.)

Scapin. Erlauben Sie, Herr Barthold, daß wir Ihnen eine Vorstellung thun. Es war unser guter Harlekin, der hier in des Herrn Hauptmanns Kleidung die Erfrischung zu sich genommen.

Barth. Wie? Harlekin?

Peter. Ja, bei meiner Treue! Er hat die Schläge nur auf des Herrn Hauptmanns Rechnung genommen, und ich bin froh, daß er sie empfangen hat. Ich habe mit ihm um fünf Batzen gewettet, und bereits die Hälfte davon vertrunken.

Kolombine. O, der arme Harlekin! Wenn ich das gewußt hätte, ich würde ihm gewiß zu seiner mehrern Beruhigung noch eins mitgegeben haben.

Scapin. Ich kann Sie versichern, er ist so froh von seinen Schlägen, daß er sie gerne noch einmal nehmen wird, wenn er die Ehre haben kann, und Sie sich die Mühe nehmen wollen.

Kolombine. Kömmt Zeit, kömmt Rath.

Barth. Aber es ärgert mich doch, daß die tausend Dukaten — — fast hätte ich Lust, ihm den Proceß machen zu lassen. Falsche Münze! Nothzucht — — — wahrhaftig, eins von beiden hat schon manchen ehrlichen Mann an den Galgen gebracht. Aber still! hört, geht Ihr hin, und trinkt Eure Zeche. Ich will Alles gut machen. Sagt ihm aber nichts davon, daß ich einige Nachricht von seiner Verkleidung habe.

Scapin. Sie sind ein redlicher Mann, Herr Barthold. Kein Wort aus meinem Munde!

(Er hält den Finger auf den Mund, und geht ab.)

Peter. Auf Ihre und Mamsell Kolombinens Gesundheit!

(Er hält die ganze Hand auf den Mund und geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Barthold und Kolombine.

Barth. Ich zweifle nicht daran; oder Harlekin wird itzt kommen, nachdem er seine närrische Probe gemacht, und um dich anhalten. Euer sind viele, meine liebe Kolombine; und wenn Harlekin bisweilen ein bischen einfältig ist, so mußt du denken, daß diese seine Einfalt unsrer Bühne vielen Vortheil bringt, und daß wir ohne ihn nicht wohl fertig werden können. Was meinst du also von ihm? Soll ich Ja oder Nein sagen, wenn er um dich anhält?

Kolombine. Nein, Papa!

Barth. Nein, Papa! und warum denn Nein, Papa?

Kolombine. Aber ein Mann, der mir ein so schlechtes Vertrauen beweist? der erst mit Schlägen zur Vernunft gebracht werden muß? — — — — Der — — —

Barth. O! die Liebe macht auch kluge Leute zu Narren; man muß dieser Thorheit etwas zu gute halten, und Schläge auf der Bühne beschimpfen Harlekin nicht. Das ist so seine tägliche Rolle. Er wird zu Allem geschlagen, und sogar zum Hahnrei. Und du kannst mir, als deinem Vater wohl glauben, die Leute, welche eine gewisse bekannte Art von Klugheit oder

Narrheit haben, sind am besten zu regieren. Die mehrsten Menschen heirathen als Narren, und werden erst klug als Männer, wenn sie auch im Ehestande nichts weiter lernen als die Kunst zu schweigen. Zu einer guten friedlichen Ehe gehört Jugend, Gesundheit und Geld. Das Uebrige läßt sich entbehren, insbesondere der Verstand, wenn man sein Brod mit der Dummheit verdienen muß.

Kolombine. Es sei darum, wie es wolle; da wir keine Comödie spielten, so hätte er mehr Verstand gebrauchen sollen. Er ist so dumm nicht, wie Sie meinen, und ich habe von Natur einen verzweifelten Trieb, die Listigen zu überlisten.

Barth. Du kannst ihn nicht besser überlisten, als wenn du ihn zum Manne nimmst.

Kolombine. Erst soll er mir wenigstens hier vor allen Leuten öffentlich Abbitte thun; und dann will ich sehen, was ich thue.

Barth. Warum soll er denn aber für den Hauptmann von Astaroth Abbitte thun, mein Kind? Wir brauchen es ja nicht zu wissen, daß Harlekin sich so übel aufgeführt hat.

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen und Harlekin.

Harl. Nun, mein liebes Kolombinchen, wollen wir itzt Braut und Bräutigam spielen? Ich will wohl, wenn Sie will.

Kolombine. Ich will aber nicht.

Harl. Wie? Du willst nicht?

Kolombine. Haben Sie mich diese Antwort nicht selbst gelehret?

Harl. Ja, das habe ich gethan; aber das war nur eine Rolle in der Comödie.

Kolombine. Nun, ich spiele itzt die meinige. Ich will nicht.

Barth. Kinder, was Ihr thun wollt, das thut bald; es ist meine Zeit, zu trinken, und die versäume ich nicht gern.

Harl. Noch einen Augenblick, Herr Barthold! Ich muß Ihnen erst einen listigen Streich erzählen. Kennen Sie den Herrn Hauptmann von Astaroth?

Barth. O ja, ganz gut. Ich habe noch eben die Ehre gehabt, ihn aus meinem Hause zu prügeln.

Kolombine. Es ist ein sehr schlechter Mensch.

Harl. O wenn Sie es wüßten!
(Er geht auf der Bühne herum, und freuet sich.)

Barth. Ich denke doch nicht, daß er sich der empfangenen Ehre rühmen wird?

Harl. O, mein guter Herr Barthold, wenn Sie es wüßten! Gelt? Sie glauben, den Herrn Hauptmann von Astaroth geschlagen zu haben? Ha! ha! ha!

Barth. Ja, das meine ich.

Harl. Sehen Sie mich einmal recht an! und fühlen hier auf meinen Rücken! He! he! he!

Barth. Bei meiner Ehre, ich sollte fast glauben, daß ich hierher geschlagen hätte. Ich kenne ungefähr meinen Zug. Aber wie geht das in aller Welt zu?

Kolombine. O, mein lieber Harlekin, thun Sie mir den Gefallen, und sagen mir, ob nicht ein wenig Hexerei mitunterläuft?

Harl. Nun, was soll ich haben, wenn ich dir das Geheimniß entdecke?

Kolombine. Wir wollen auch oft Braut und Bräutigam mit einander spielen.

Harl. Unvergleichlich! Aber erst, mein liebes Kolombinchen, mußt du mir im Vertrauen sagen, warum du so gern die Braut spielest?

Kolombine. Das kann ich Ihnen nicht sagen; aber ich bin denn so munter, so leicht, so aufgeräumt, so tanzend.

Harl. Hast du wohl schon so recht im Ernste getanzt?

Kolombine. Nun, da Sie wieder so fragen, will ich das Geheimniß gar nicht mehr wissen. Gehen Sie damit, und eröffnen es meinem Cathrinchen.

Harl. Du sollst es nun aber wissen.

Kolombine. Nichts! Itzt durchaus nicht; und wenn Sie mir auch tausend gerändelte Dukaten geben wollten.

Harl. Ich merke schon — — —

Barth. Vertrauen Sie es mir allein, Harlekin; bei Mädchen sind die Geheimnisse ohnehin etwas lose verwahrt. Sie fallen leicht aus der Hülse.

Harl. Hören Sie, Herr Barthold, und st! st! Kolombine; — ich war der Hauptmann von Astaroth. Ich hatte nur seinen Rock hier über den meinigen gezogen. Ha! ha! ha!

Barth. Nimmermehr.

Harl. In der That. Aber kannten Sie mich nicht hier an meinen bunten Hosen? Ha! ha! ha!

Kolombine. Jetzt besinne ich mich; ich sah etwas davon schimmern.

Harl. Gelt? mein guter Herr Barthold, ich habe Sie einmal rechtschaffen angeführt. Ha! ha! ha!

Barth. Auf solche Art sollte der ehrlichste Mann betrogen werden. Aber, ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, daß ich mich so nachdrücklich gegen Sie herausgelassen habe.

Harl. O! Sie haben gar nicht Ursache. Ich bin vielmehr froh, daß es so gekommen ist; denn nunmehr bin ich versichert, daß Kolombinchen die Krone von allen Jungfrauen ist. Meine Scrupel sind nun alle weg.

Kolombine. Die meinigen gehen aber nun erst an.

Harl. O, mein allerliebstes Lockvögelchen, du kannst mich nur wieder ein Vierteljahr auf die Probe nehmen; ich bin es gerne zufrieden. Wenn Sie will, ich will wohl.

Kolombine. Die Probe möchte schlecht ausfallen; ich weiß schon, wie das geht.

Harl. Wie? Du weißt es, wie das geht?

Barth. Haben Sie noch Scrupel?

Harl. Ach nein! aber sie weiß, wie das geht.

Kolombine. Ja, ich weiß, wie das geht. Ein ehrliches Mädchen, das einen Mann auf die Probe nimmt, muß ihn hernach immer behalten; und das will ich nicht.

Harl. Höre, mein Schätzchen, wenn du willst, so will ich es dir schriftlich geben, daß die Probe nicht länger als einen Monat währen soll.

Kolombine. Bemühen Sie sich nicht. Sie wissen, was Sie mir zuvor sagten: Wenn die Comödie aus ist, so hat die Freierei ein Ende. Ich empfehle mich Ihnen ganz gehorsamst. (Sie will abgehen.)

Harl. O, Herr Barthold! Herr Barthold! Das wäre zu viel; erst Schläge, und nun gar einen Korb! Das ist eine Cömödie, und auch keine Comödie.

Barth. Hier, Kolombine! Die Cömödie ist noch nicht zu Ende. Du weißt, sie muß allezeit mit einer Heirath schließen.

Kolombine. Nein, Papa! das ist nicht nöthig; wir haben viele Stücke auf unsrer Bühne, welche sich bloß mit Schlägen endigen; und wenn es recht zugegangen wäre, so hätte Harlekin oder der Herr Hauptmann von Astaroth auch damit zu Hause gehen müssen.

Barth. Ich rathe Ihnen, mein lieber Harlekin, hier meiner Tochter Ihre Scrupel öffentlich abzubitten.

Harl. O von Herzen gern! Siehe hier, mein Engels-Kolombinchen, ich liege hier vor dir auf den Knien, und bitte öffentlich um Vergebung.

Kolombine. Sie müssen mir erst Ihr Schwert übergeben. Es schickt sich nicht, daß Sie solches in dieser Stellung an der Seite tragen. (Er überreicht ihr seinen Säbel.) Sie hätten verdient, Herr Hauptmann von Astaroth, daß ich Ihnen jetzt mit Ihrem eigenen Säbel die Haut voll schlüge. — — — Weil du es aber bist, mein allerliebstes Harlekinchen, so will ich — —

Harl. O kein: will ich nicht! kein will ich nicht!

Kolombine. So will ich — —

Harl. Nun, so will ich — —

Kolombine. So will ich die Strafe für's erste noch aufschieben — — —

Harl. Nur nicht bis in den Ehstand!

Kolombine. Aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß wir noch immerfort alle Tage Braut und Bräutigam spielen.

Harl. O ja! o ja!

Barth. Ach, meine lieben Kinder, Ihr wißt noch nicht, was dazu gehört.

Harl. Wie? Herr Barthold, so bekomme ich ja alle Tage von der braunen Kruste.

Barth. Die ist für eine tägliche Kost etwas zu hart; und wenn man ein Stück zu oft wiederholt, so werden es sogar die Zuschauer müde.

Kalombine. Sorgen Sie nicht, Papa; ich weiß schon, wie Harlekin sie am liebsten ißt. Er kann es ja probiren; und wenn er sie dann nicht mehr mag, so will ich ihm etwas anders vorsetzen.

Barth. O du liebe Einfalt! Aber kommt Kinder, weil der Braten noch warm ist.

Kolombine. Ich bin fertig.

Barth. Je nun, so wollen wir den Zuschauern eine gesegnete Abendmahlzeit wünschen.

Harl. Und zur Probe eine braune Kruste.

Von der natürlichen Beschaffenheit des Osnabrückischen Landes.

§. 1.

Die Kenntniß derselben ist in der Geschichte unentbehrlich.

Die Einrichtung eines Landes hängt gar sehr von der Natur seines Bodens und seiner Lage ab. Viele Bedürfnisse der Menschen werden allein dadurch erweckt und befriediget. Sitten, Gesetze und Religion müssen sich nach diesen Bedürfnissen richten. Die Markrechte eines Landes verändern sich mit seinem Boden, die Polizeiverordnungen mit seiner Fruchtbarkeit, und die Sitten vielfältig mit seiner Lage. Die Religion eines Bergmanns unterscheidet sich von dem Glauben des Hirten; und der Feldbauer ist nicht so kriegerisch als ein Volk, das von der Jagd lebt. Der aufmerksame Gesetzgeber nimmt seine Wendungen nach allen diesen Umständen. Und also gehört die Kenntniß der natürlichen Vortheile und Mängel eines Landes auch mit zu einer politischen Geschichte. Ich werde etwas davon berühren, ohne jedoch ein Naturforscher zu werden.

§. 2.

Aelteste Beschaffenheit des Landes.

Die Gegend unsers Stifts überhaupt hat ihren ersten Gästen wohl nichts als die Feurung und einige Nahrung für

ihr Vieh geboten. Denn das Mehrste besteht aus Heide, Sand, Moor und Gebirgen, woraus der Acker nach und nach gewonnen, und später angebauet worden. Von den edlen Holzarten haben sie dem Ansehen nach allein die einheimische Eiche und Büche gekannt, und von fruchttragenden Bäumen, als Fremdlingen, wohl wenige Arten vorgefunden. In den Mooren, und besonders in den schwarzen, entdeckt man zwar noch viele Fuhren und Fichten, welche jetzt fremd, und durch einen noch vorzüglich herrschenden nordwestlichen Wind, ehedem umgestürzt zu sein scheinen. Man kann aber den Zeitpunkt, worin solches geschehn, und wann die Seemuscheln, welche man noch hie und da findet, versteinert worden, nicht angeben. Die Meinung, daß Westphalen und alles, was darin seewärts gelegen, vordem mit Wasser bedeckt gewesen sei, ehe die Weser durch die Oeffnung bei Hausberge ihren Lauf gewonnen, beruhet auf dergleichen Muthmaßungen.

§. 3.

Von den Mooren.

Wir haben sehr viel und mancherlei Moor, besonders nach der See zu, wo die Moore immer häufiger werden. Sie wachsen, so viel man merkt, nirgends wieder, und ruhen vier bis acht Fuß tief auf Sandbetten ohne Abfluß. Man theilt sie gemeiniglich in schwarze und graue, und ist in der Versuchung, zu glauben, daß erstere ihre schwarzen und fetten Theile aus den umgestürzten Fichtenwäldern eingesogen haben, wovon sich der harzige Geruch im Wasser hat verlieren können. Glaublicher aber ist es, daß alle Moore in den ältesten Zeiten eine Zeitlang geschwommen, und sich durch die untergetretene See erhoben haben; da denn andre Ursachen ihrer Brennbarkeit angegeben werden können. Man hat dergleichen Gegenden sicher Knak- oder Bebeland genannt. Und da die ehemaligen Knaken oder Kauchen unstreitig auf einer solchen zitternden Landkruste wohnten, sich aber in den Zeiten, wovon wir Nachricht haben, nicht mehr in unser Stift erstreckten, so mögen die

Sandbänke, wodurch alle Moore eingefaßt sind, die unsrigen gar frühzeitig abgesondert und zu festem Lande gemacht haben. Dieser Sand trägt in unserm Stifte überall die Merkmale der Anspülung. Auf Bergen findet man hier keine Moore; und wo sich dergleichen anderwärts darauf finden, mögen sie eben wie die Seemuscheln dahin gekommen sein. Einige halten Schwefel, andre gar keinen. Der Torf, welcher daraus auf verschiedene Weise gemacht wird, kömmt den Einwohnern sehr zu statten.

§. 4.

Von der Heide.

Die Heide macht ihre Bewohner fleißig, und diente vordem mehr zur Schaaf= und Bienenzucht als jetzt. Sie wird an einigen Orten, besonders wo Moor darunter liegt, angezündet, und man säet mit großem Vortheil Buchweizen in die salzige Asche. Insgemein aber dient ihre Narbe oder Plagge zum Dünger, welcher im Sande und bei dürren Zeiten besser als eine andre Art von Dünger dauert. Man fährt diese Narbe in Haufen zusammen, läßt sie mit anderm Mist durchbrennen, und bringt sie hiernächst auf's Land. Sie wird auf eine besondre Art gemähet; und dazu wird viel Uebung erfordert. Die Grasnarbe, wo sie zu haben ist, wird ihr vorgezogen. Da durch den fortgehenden Anbau der Acker täglich zunimmt, folglich des Düngers mehr erfordert, und der Heide weniger wird, so ist man besorgt, daß diese Quelle endlich gar versiegen möge. Einige glauben, daß man sie entbehren, und durch eine größere Viehzucht ersetzen könne. Andre aber behaupten, daß kein großer Vortheil dabei sein würde, wenn man dagegen viel Brachfelder haben, und solche für das Vieh bestellen müßte. Der Landwirth folgt einer langen Erfahrung oder einem ehrwürdigen Vorurtheile; und es ist gefährlich, ihn zu stören. An einigen Orten, wo Torf und Holz mangelt, brennt man auch eine torfartige Heidrase, welche Sudde genannt wird.

§. 5.
Von den Bergen.

Die Berge enthalten Kohlen, Marmor, rothe, gelbe und schwarze Kreide, vielerlei gute Steine, auch Silber und Eisen, welches man eine Zeitlang glücklich entbehrte, und jetzt bei dem Mangel des Holzes nicht mit Vortheil gewinnen kann. Auf der Oberfläche findet man schöne und harte Krystalle, welche sich an Steine und Marmor hängen, abfallen und überall auf dem Sande blinken. Auf gleiche Art bilden sich einige Kiese, und besonders ein artiger Würfelkies. Der Braunstein schießt auch hier und da so an. Sonst giebt es vielerlei Thon, braunen und weißen Mergel, Leimen, Gyps, Gießerde, Schiefer und Kalkstein. Die Schichte in den Steinbrüchen scheinen horizontal gelegen, und sich aus dieser Lage durch einen untern Druck in der Mitte erhoben zu haben. Einige derselben zeigen durchgängig Dendriten; besonders aber diejenigen, woran sich der Braunstein hängt. Vordem waren die Berge reich an Holz; und da, wo sie nunmehr getheilt sind, zeichnen sie sich bereits wiederum auf eine angenehme Art von den übrigen aus, welche die schädliche Gemeinschaft bisher verwüstet und vernachlässiget hat. Nach der Süd- und Nordsee zu sind fast gar keine Berge. Jenseits denen, welche unser Stift von der Seite des Niederrheins decken, finden sich minder einzelne Wohner und mehr Städte, worin auch schon Ackerhöfe liegen und Anspänner wohnen; zum Zeichen, daß jene Gegenden mehrern Anfällen als die unsrigen ausgesetzt gewesen.

§. 6.
Von Quellen und Flüssen.

Es giebt auch einige Salzquellen, worunter die zum Rothenfelde das Werk noch ziemlich belohnet. Von mineralischen Wassern weiß man nichts; obwohl vordem zu Dissen ein berühmter Gesundbrunnen gewesen ist. Unter den Flüssen

nehmen sich die Hase und Hunte vor den übrigen aus. Erstere entspringt an dem nördlichen Ende des Dissener Berges, und fällt bei Haselünne in die Ems. Letztere läuft durch den Dümmersee in die Weser, und entsteht an der Nordseite des Kellenberges im Kirchspiel Buer. Beide könnten befahren werden; erstere von Haselünnne bis Quakenbrück, und letztere aus der Weser bis Essen, wenn nur einige Brücken erhöhet, und wenige Untiefen verbessert würden. Kleinere Flüsse als die Else, Düte, Nette, Dalke, Hessel, Werau, Bever und andre dienen nur zum Fischen; und man hat fast alle Arten von guten Fischen, doch mehr in Weihern als in Flüssen. Der Dümmersee berührt unser Stift, und ist auch sehr fischreich.

§. 7.

Von der Viehzucht und dem Wilde.

Der Boden trägt insgemein Rocken, Haber und Buchweizen zur Nothdurft des Landes, an wenigern Stellen aber Gersten und Weizen. Man zieht darauf auch viel, aber mittelmäßigen Flachs, und einigen Hanf. Die Weiden sind nicht die fettesten, und das Vieh von der mittlern Art. Das bessere wird aus Ostfriesland eingeführt, sowie Gerste und Weizen aus dem Schaumburgischen und Mindischen. Die Gartenfrüchte des Bauren sind Kohl, Rüben, Erbsen, Bohnen, Vietsbohnen und Kartoffeln. Aus seiner eignen Zucht hat er in einiger Menge nichts zu verkaufen als Schweine und Gänse. Die Pferde sind auf der Heide und dem Sande, wie billig, klein, auf schwerem Boden aber besser, und bisweilen schön. Hohes Wildpret hat man vordem nothdürftig gehabt, und die Wolfsjagden sind eine große Beschwerde der Einwohner gewesen. Nun aber glücklicher Weise nicht mehr, nachdem das Holz abgenommen, und das Wild zu wenig Schutz gehabt hat. An kleinem Wilde ist kein Mangel und auch kein Ueberfluß. Sonst bringt das Land zur Ausfuhr fast wenig oder nichts hervor; destomehr aber gewinnet der Fleiß der Einwohner an Garn und Linnen.

§. 8.

Vom Linnen.

Dieses Linnen oder Lawend, welches über England, Spanien, Portugal und Holland nach beiden Indien und in die Länder geführt wird, wo die Hitze alles wollene Zeug beschwerlich macht, wird von den Einwohnern nach verrichteter Feld- und Hausarbeit im Hause bereitet, entweder von Flachs, oder von Hanf. Mann, Frau, Kinder und Gesinde wenden die Zwischenräume ihrer Arbeit zum Spinnen an. Der Stuhl beim Rade ist gleichsam die Ruhestätte von andrer Arbeit; und Flachs kann mit kalten Fingern gesponnen werden. Jeder hat seinen Webestuhl im Hause, und die Magd webt. Der Vorzug dieser Art Manufactur ist, daß sie lange mit Verlust fortgehen, und doch bestehen kann, weil die Zeit, so darauf gewandt wird, ohnedem verloren, und vielleicht übel angewandt gewesen sein würde. Hiernächst gehört ein Nationalton dazu, um Männer ohne Schimpf ans Rad zu bringen; und diesen zwingt der Gesetzgeber in andern Gegenden nicht. Hierin besteht das ganze Geheimniß, welches die Engländer suchen, und leichter finden als nutzen werden. Das Garn ist oft theurer als das Linnen; und man webt doch fort, um sich zwei Wege zur Ausfuhr zu versichern. Mit diesem Linnen müssen alle Ausgaben des Landes bestritten werden; und das Glücklichste ist, daß das Geld dafür in die kleinsten Adern des Staats zurückfließt, und nicht bloß einige Glieder belebt. Auf gleiche Art werden auch halbwollen und halblinnene Zeuge unter dem Namen von Wollaken im Hause verfertiget; aber alles grob und für die Noth. Für Wollust und Bequemlichkeit zu arbeiten würde nicht so sicher, für den Bauren im Hause unmöglich, und auf andre Art für das allgemeine Beste minder nützlich sein.

§. 9.

Wird fortgesetzt.

Dieses Linnen ist der wichtigste Gegenstand der öffentlichen Vorsorge; und es verdient die Aufmerksamkeit derjenigen, welche

Gesetze zu geben und Steuren anzulegen haben, nicht um die Leute durch Preise zu ermuntern und ihnen Vorschriften zu geben, sondern nur um es nicht mit Auflagen zu beschweren, und die Freiheit zu hemmen, womit es von Auswärtigen und Einheimischen angekauft wird. Die Sorge, daß guter aufrichtiger Lein verkauft, das Garn richtig gehaspelt, das Linnen nach jedes Orts Regel vollzählig gewoben, und in Allem redlich verfahren werde, sind die Grundsätze, welche die Polizei zu beachten hat. Durch einen einzigen Fehler kann sich der Linnenhandel unwiederbringlich verlieren, da er auch ohne diesen in Gefahr steht.

§. 10.

Von dem Gewinn durch Beiwohner.

Außerdem gehet jährlich eine Menge Beiwohner nach Holland, welche daselbst im Sommer ein Handlohn verdienet, und den Winter über zu Hause sitzt und spinnet. Diese Leute sind frei; und ihr größter Ehrgeiz ist, so viel zu erwerben, daß ihre Kinder einmal leibeigen werden können. Denn da der Leibeigenthum erblich Haus und Hof giebt, so ist er beliebter und angesehener als die Freiheit solcher Flüchtlinge. Diese erhält man noch wohl umsonst, jenen aber nicht ohne schwere Kosten. Man schonet aber diese Leute billig so viel möglich in allen Auflagen, damit sie aus Holland und Indien in eine gemiethete Hütte zurückzukehren, dem Lande, worin sie nichts Eignes haben, getreu bleiben, durch ihre Menge Aecker und Früchte im Preise halten, und ihr Erworbenes endlich in den Leibeigenthum bringen. Der wahre Bauer findet bei ihnen allezeit, und fast nur zu leicht Geld und Hülfe. Sie selbst aber sind mit funfzig Jahren alt, und von vieler Arbeit kümmerlich; wodurch aber dem Staat nichts abgeht, weil sie früher heirathen als Landbesitzer, und sich um so viel geschwinder vermehren, als sie absterben.

§. 11.

Von den Vortheilen durch den Leibeigenthum.

Der Leibeigenthum bringt andre Vortheile. Die Landstände sind Gutsherrn, und durch ihre eigne Wohlfahrt verpflichtet, für den leibeignen Unterthan zu sorgen und ihn nicht erschöpfen zu lassen. Sie haben gleiche Bewegungsgründe zur Gelindigkeit, weil ein gütiger Gutsherr von den reichsten Freien gesucht wird. Der von aller Amtsgerichtsbarkeit befreiete Gutsherr ist zugleich ein natürlicher Feind des Amts, welchem anderwärts die Unterthanen gar zu sehr bloß gestellet sind; und er deckt und vertritt sie mit seinem Ansehn wie mit seinem Einfluß in die Landesgeschäfte. Im Gegentheil hält die Gerichtsbarkeit des Amts und die Aufmerksamkeit der Regierung dem Gutsherrn das Gewichte. Und dieser widerseitige Gegenstand macht, daß der Bauer die Furcht seiner Arbeit so ruhig als irgendwo genießt. Ihre größte Wohlthat aber ist, daß der Jüngste den Hof erbt, und der Gutsherr die Absteuer der Geschwister bestimmt; anstatt daß auf freien Höfen insgemein der Aelteste Erbe, und nach dem zu seinem größten Schaden eingeschlichenen römischen Rechte angehalten wird, mit seinen Geschwistern gleich zu theilen. Die Fortpflanzung des Geschlechts geht also bei ihnen um ein Drittel geschwinder, die Erbtheilungen kommen so viel öfterer, und der Besitzer hat mehrentheils seine jüngern Geschwister und seine eigne Kinder zu ernähren. Daher kömmt selten ein freier Hof auf den vierten Erben.

§. 12.

Von den Vortheilen durch einzelne Wohnungen überhaupt.

Die einzelnen Wohner haben Vortheile und Rechte, welche man anderwärts erkennet, und jetzt wieder einzuführen wünschet. Sie haben ihre Aecker, Wiesen und Gehölze insgemein rings um ihre Häuser, bestellen ihr Land nach eignem Gefallen, und finden zur Zeit der Noth noch immer etwas in ihren Bezirken,

woraus sie eine Beihülfe ziehen können. Brand und Seuchen verbreiten sich bei ihnen so leicht nicht; im Kriege liegen sie versteckt, und wenden auch im Frieden nicht zu viel auf glänzende Sachen, um keine Räuber zu locken. Ihre Entfernung von einander und von der Dorfschenke verhindern überdem manche Versuchung, Begierde und Gelegenheit. Und da ein jeder von ihnen seine Nebenhäuser und Beiwohner hat, so fehlt es ihnen auch nicht an Hülfe.

§. 13.

Von den Vortheilen aus den Dörfern.

Nichts ist zweideutiger als der Nutzen unserer Dörfer, welche mit einer übermäßigen Menge von Krämern, Weinschenken, Apothekern und dergleichen Leuten beladen sind, die dem einzelnen Wohner Netze stellen, ihn versuchen und verderben, und den Geschmack an fremden Sachen in die kleinsten Hütten verbreiten. Ein Feind, welcher allezeit der Heerstraße oder dem Kirchthurme folgt, findet sie leicht, hält sich bei ihnen auf, und beurtheilt das Vermögen eines Landes nach der Menge seiner Krämer. Anstatt daß der einzelne Wohner die Heerstraße flieht, sich in Gehölzen verbirgt, damit ein leeres Land zeigt, einen einzelnen Feind nicht fürchtet, von einer Menge mit Mühe und Gefahr aufgesucht, und höchstens an dem entbehrlichsten Theile seines Vermögens beschädigt werden kann, wenn sein Vieh in den Holzungen steckt, und seine Wohnung ungeschmückt ist. Inzwischen tragen doch auch diese Dörfer zu dem hohen Landpreise Vieles bei; und eine kluge, mit der Freiheit bestehende Polizei mag das Uebrige verbessern.

§. 14.

Von seiner Bevölkerung.

Das Stift ist volkreicher als die daran stoßenden Länder, und erhält jährlich mehr Einwohner, wozu die vollkommenste Freiheit in allen Arten von Handel und Nahrung, der glückliche

Mangel einer eignen Kriegesmacht, die leidliche Regierungsform, die gute Gelegenheit nach Holland zu gehen, die größern Beschwerden in den angränzenden Ländern, und besonders die Gemeinheiten, zu deren unentgeltlichen Mitgenuß die Beiwohner leicht gelangen, sehr Vieles beitragen. Denn sonst wäre es unbegreiflich, warum sich die Einwohner in einem eben nicht ergiebigen Lande, wo die Feurung und fast Alles theurer ist als in andern, und wo einer dem andern den Acker zum höchsten Preise entreißt, stark vermehren sollten. Es ist fast kein großer Landeigenthümer im Stifte, der nicht seine Güter in einzelnen Stücken an eine Menge kleiner Beiwohner vortheilhafter verheuret hätte, als er solche im Ganzen mit einem sogenannten großen Haushalt nutzen kann. Von diesem findet man kein Beispiel weder auf einem Amte noch auf einem Edelhofe. Der Bauer nähert sich allmälig einer gleichen Regel, und fährt nicht übel dabei. Ein verschuldeter Bauerhof wird oft durch die Ausheurung an den Meistbietenden, woraus man sich sonst, weil der Acker den geringen Beiwohnern unentbehrlich ist, ein Gewissen macht, gerettet. Der Beiwohner erwirbt mit saurer Mühe das Geld in Holland, was er im Acker wieder verlieret.

§. 15.

Von ihren politischen Sitten.

Die Einwohner sind nicht unbillig schlechte Soldaten für gemeinen Sold, so lange ihnen die Ausflucht nach Holland mehrere Freiheit, manches Abenteuer, ein besseres Auskommen, und den glücklichen Muth giebt, ohne ängstliche Ueberlegung zu heirathen. Sie sind auch daher nicht das beste, und allezeit theures Gesinde; wogegen die Polizei vergeblich, vielleicht auch ohne Noth eifert. In ihrem Betragen und in der Sprache ahmen sie gern den Holländern nach, und sind hierin glücklicher als diejenigen, welche den Städter, diese mißlungene Copie einer Nation, die beinahe das Gegentheil von der unsrigen ist, sich zum Muster erwählen. Der Ehrgeiz des Bauren sollte sein, oder wenigstens dahin gelenket werden, das Nothwendige

in seiner Vollkommenheit zu haben. Allein diesen Ton hat der deutsche Bauer überall verfehlet; und er wird es nie zu einer eignen Nationalgröße bringen. Von ihren übrigen Sitten läßt sich nichts Besonders sagen.

§. 16.

Von ihrer vermeintlichen Neigung zu Prozessen.

Ihre Neigung zu Prozessen ist zum Theil ein nothwendiges Uebel, zum Theil aber auch ein Fehler unsrer Art, ihre streitigen Sachen zu entscheiden. Ihre einzelnen Höfe haben viele Gränzen, und außer denselben fast überall Gemeinschaft, wovon ein Jeder gern etwas erhalten, oder doch nicht verlieren möchte. Die Gemeinheiten, oder Marken, liegen gegen einander offen; und fast überall ist Localrecht; ja oft gar keines. Die Gerichtshöfe kennen solches nicht immer, und beruhigen die Parteien nicht, die näher und besser urtheilen. Der größte Fehler aber ist, daß man fast alle Frieden und ihre Rechtsweisungen gesprengt, die Klopsleute in Sunderleute verwandelt, jedem Frieden oder jede Innung ihren eignen Schultheißen genommen, die Gerichtszwänge zu sehr erweitert, und, was vielleicht unglaublich scheinen möchte, Weisheit für Recht erkannt habe. Die neuern Einrichtungen der Gerichtsbarkeiten arbeiten immerfort gegen den großen Plan der Alten, welcher darin bestand, daß Abrede, Schrae oder Vergleich, nicht aber Gelehrsamkeit oder Weisheit eine streitige Sache unter Klopsleuten entscheiden müsse. Die Gerichtsbarkeit eines Reichsgerichtes sollte bloß durch einen Reichsfriedenbruch, und die Gerichtsbarkeit einer Landesobrigkeit durch einen Landfriedenbruch gegründet, niemals aber von der Rechtsweisung eines Klops, einer Mark oder einer Innung abgegangen werden.

§. 17.

Von ihren Wohnungen.

Die Wohnung eines gemeinen Bauren ist in ihrem Plan so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist,

und zum Muster dienen kann. Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit Alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnet immerfort, und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer; und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehn und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anbrennen, und alle Thüren auf- und zugehen, höret ihr Vieh fressen, und beachtet Keller und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, ruht sie wieder hinter ihrem Spinnrade. Diese vereinigten Vortheile machen, daß die Bauren lieber beim Heerde als in der Stube sitzen. Ein rings herum niedrig abhangendes Strohdach schützt die allzeit schwachen Wände, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von ihnen selbst ausgebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen, und deckt zugleich den Schweinkoben. Und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistfahl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Ich erwähne dieser Vortheile mit Fleiß, um die Ueppigkeit abzuhalten, sich bequemer anzubauen, und jene wichtige Vortheile zu verfehlen. Die bloße Absonderung des Heerdes, worauf man leicht verfällt, wirft alle diese großen Absichten und Gesetze zu Boden. Bei einem Bauer muß die Nothdurft der Zierde vorgehen.

Ueber die deutsche Sprache und Literatur.

Möser veröffentlichte dieses Schreiben zuerst in den „Westfälischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen", in Folge der Schrift Friedrichs des Großen: „De la littérature allemande etc." deutsch von Dohm: „Ueber die deutsche Literatur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann; die Ursachen derselben und die Mittel, sie zu verbessern", 1780. Neben Möser vertheidigte auch der Abt Jerusalem in Braunschweig die deutsche Literatur gegen die Vorwürfe des großen Königs. In der Schrift des Letztern kommen insbesondere zwei sehr charakteristische Stellen vor, die wir dem Aufsatz Möser's voranschicken. Friedrich sagt in Bezug auf Shakespeare:

„Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch bis jetzt in Deutschland herrsche, dürfen Sie nur unsere öffentlichen Schauspiele besuchen. Sie finden daselbst die abscheulichen Stücke von Shakespeare aufgeführt, die man in unsere Sprache übersetzt hat. Die ganze Versammlung findet ein ausnehmendes Vergnügen daran, diese lächerlichen Farcen anzusehn, die nur würdig wären, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden. Ich beurtheile diese Stücke so hart, weil sie wider alle Regeln des Schauspiels sündigen. Diese Regeln sind nicht willkührlich. Sie finden dieselben in der Poetik des Aristoteles, wo die drei Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung, als die einzigen und wahren Mittel vorgeschrieben sind, die Tragödien interessant zu machen. In den Stücken jenes englischen Schriftstellers aber geht die Handlung ganze Jahre fort. Wo bleibt hier die Wahrscheinlichkeit? Bald erscheinen in denselben Lastträger oder Todtengräber und reden, wie es sich für sie schickt. Dann kommen Königinnen und Prinzen. Wie ist es möglich, daß ein so wunderliches Gemisch von Großem und Niedrigem, von Tragischem und Harlekinspossen gefallen und rühren könne? Dem Shakespeare kann man indeß

seine sonderbaren Ausschweifungen wohl verzeihen; denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden und man also noch keine Reife von denselben erwarten konnte. Aber erst vor einigen Jahren ist ein Götz von Berlichingen auf unserm Theater erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke („imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises"); und doch bewilligt unser Publikum diesem ekelhaften Gewäsche seinen lauten Beifall und verlangt mit Eifer ihre öftere Wiederholung."

Am Schluß des königlichen Briefes heißt es prophetisch:

„Ich habe nun die verschiedenen Hindernisse entwickelt, welche uns in der Literatur nicht so geschwind haben gehen lassen, als unsre Nachbarn. Indeß übertreffen die Spätern zuweilen ihre Vorgänger. Dies könnte vielleicht bei uns eher der Fall sein, als man es glauben sollte; wenn nur unsre Regenten Geschmack an den Wissenschaften bekommen, diejenigen ermuntern, die sich mit denselben beschäftigen und denen Lob und Belohnungen ertheilen, welche es vorzüglich weit bringen. Wenn wir Medicis haben, werden auch unsre Genies hervorkeimen; und die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann auch unsre klassischen Schriftsteller bekommen; Jeder wird sie lesen wollen; unsre Nachbarn werden deutsch lernen und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unsre guten Schriftsteller es dahin, daß unsre zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einst von einem Ende von Europa bis zum andern wird geredet werden. Noch sind diese schönen Tage unsrer Literatur nicht gekommen, aber sie nähern sich und erscheinen gewiß. Ich kündige sie Ihnen an, obgleich mein Alter mir die Hoffnung nimmt, sie noch selbst zu sehen. Ich bin wie Moses, sehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht selbst hineinkommen."

Hierauf lautet nun die Entgegnung Möser's, gleichfalls in Briefform:

Edler lieber Freund!

Es liegt völlig in dem großen Plane Ihres Königs, daß er nun auch einen Blick auf unsre deutsche Literatur geworfen hat.

Nachdem er sich an die vierzig Jahre damit beschäftiget, seinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben, und ihn gelehrt hatte, die größten Bewegungen mit der leichtesten Mühe zu machen, so wagte er es, in seinem Werke *über die Vaterlandsliebe* dieser Maschine ein Herz und eine Seele zu geben; und wie diese Schöpfung vorüber ist, kömmt er nun endlich auch zu den Wissenschaften, welche den Putz dieses zu allen Verrichtungen fähigen Körpers besorgen sollen. Andere Fürsten haben mit den letztern, weil sie mehr in die Augen spielen, angefangen, oder, wo sie sich zuerst mit der Organisation ihres Staats befasset haben, diese so geschwind und gewaltsam betrieben, daß die besten Hebel darüber zersprungen sind. Er aber, ungeachtet er früher die Musen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat sich als ein weiser Hausvater lange bei dem Nothwendigen und Nützlichen verweilet, und den Putz nicht eher seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt, als es die natürliche Ordnung erforderte.

Allein dieses scheint mir nicht in seinem Plane zu liegen, daß wir bei den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen, und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen sollen, was wir selbst daheim haben können. Hier vermisse ich den Hausvater; und Sie haben, meiner Meinung nach, Recht zu fragen: ob wir nicht selbst unsre Eichen also ziehen können, daß sie den härtesten, höchsten und reinsten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen, und so wenig in den Aesten sohren, als von Moose bekümmert werden; oder ob wir solche von einem französischen Kunstgärtner zustutzen und aufschnitzeln, und unsre Wälder in einen regulairen Sternbusch verwandeln lassen sollen? Mit andern Worten: ob wir nicht besser thun, unsre Götze *von Berlichingen*, so wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eigenen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder sie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren?

Indeß bleibt es doch noch immer eine wichtige Frage, ob wir wirklich eigne Gewächse haben, die eine Kultur verdienen, und ob unsre Art der Kultur der fremden vorzuziehen sei?

Hieran hat der König natürlicher Weise gezweifelt, weil er sonst ganz gewiß das Einheimische dem Auswärtigen vorgezogen haben würde; und hier bin ich in der That verlegener als Sie wohl glauben, ungeachtet ich die veredelten Stauden unsers Bodens, welche Jerusalem*) dem Könige vorzählt, mehr als einmal vor mir aufgestellet und betrachtet habe.

Unsre Empfindungen sind das erste von Allem; ihnen haben wir Gedanken und Ausdruck zu danken. Große Empfindungen aber können allein von großen Begebenheiten entstehen; die Gefahr macht Helden, und der Ocean hat tausend Wagehälse, ehe das feste Land einen hat. Es müssen große Schwierigkeiten zu überwinden sein, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unsrer Seele emporschießen sollen; und diese Ueberwindung muß der Ehre, der Liebe, der Rache und andern großen Leidenschaften durchaus nothwendig sein, oder der Geist hebt sich nicht aus seinem gewöhnlichen Stande, die Seele umfaßt keine große Sphäre und der Mensch bleibt das ordinaire Geschöpf, was wir täglich sehen, und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen. Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wache stehender Heere maschinenmäßig seinen Gang; wir suchen die Ehre fast blos im Dienste oder in der Gelehrsamkeit, und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden; unsre Schönen stimmen leichter zu ordentlichen als heroischen Empfindungen; und der Zweikampf, der sich immer noch glücklicherweise erhält, versöhnet den Rächer und wehret der meuchelmörderischen Wollust, welche die Rache erfinderisch und begeistert macht. Oder wo sich ja eine große Begebenheit, die das menschliche Geschlecht interessirt, zeigt, so wirkt sie auf uns so stark nicht, wie auf andre Nationen. Die Geschichte des Müllers Arnold würde in Frankreich alle Parlamenter und in England alle Parteien, die für und wider den König sind, in Bewegung

---

*) In seinem Bericht über die deutsche Sprache und Literatur.

gesetzt haben. Aber in Deutschland hat man sie sich als eine frohe Neuigkeit erzählet; Keiner hat die Gefahr laut gerüget, welche dem Staate bevorsteht, worin die Rechtssachen im Cabinet untersuchet und entschieden werden; und nicht einmal ein Schmeichler hat es gewagt zu sagen, daß es ein dem Könige zum ersten und einzigenmale entschlüpfter Donnerkeil sei, der aber, indem er eine große Veränderung in der Justizverwaltung nach sich gezogen, einen Fels gespalten und eine Goldmine bloßgeleget habe.

Unsre Empfindungen sind nicht zu der feinen Rachsucht gestimmt, welche in Lessing's Emilie tönt; und wir haben höchstens nur Vaterstädte und gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutschen Reichssystems stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund.

Wenn wir aber so wenig große Begebenheiten haben, als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollen wir denn zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andre Nationen auszeichnet? Kann die schlaffe Seele eben das, was die hochgespannte wirken? Und müssen wir nicht, da wir kein einziges großes Interesse weder im Staate noch in der Liebe haben, bei unserm beständig kalten Blute vor dem Wagstück schaudern, das dem Manne auf dem Ocean keine einzige Ueberlegung kostet? O es war ein großer Gedanke von Mengs: „Raphael kann in der Kunst übertroffen werden, aber Keiner wird wie Raphael empfinden"; und nach demselben sage ich: einige Deutsche können vielleicht dem Italiener an Feinheit, dem Spanier an Edelmuth, dem Engländer an Freiheitsstolz, was die Kunst oder den Ausdruck angeht, gleich kommen; aber, im Allgemeinen geredet, wird keiner von ihnen das wahre, feine Gefühl des Italieners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freiheit und Eigenthum eines Engländers damit verbinden; keiner wird in Allem so wahr empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen, als die Nationen, welche durch wirkliche Umstände genöthiget werden, ihre höchste Empfindung herorzupressen und auszudrücken; und ohne Wahrheit ist

keine vollkommene Größe, so wenig in der Musik als in der Malerei und in andern schönen Wissenschaften. Mit derselben aber sind auch die Concetti unterweilen erträglich.

Eben so denke ich von den Franzosen, die (wie die Deutschen) alle Töne zum Theil glücklich versuchen, aber nie wahre Engländer an Größe, nie wahre Italiener an Feinheit, und nie wahre Spanier in hoher Liebe werden; blos in der Vaterlandsliebe haben sie vor uns natürliche Vortheile und Vorzüge. So wie die ersten beiden Nationen auf der Landkarte zwischen den andern liegen, so liegen sie auch auf der Karte der Empfindungen; und beide sind nur in ihrer Manier, wie sie sich jenen äußersten Nationen in der Sphäre der Empfindung nähern, unterschieden, der Franzose mit einem leichten, der Deutsche mit einem gemessenen Schritte. Der erste geht auf dem Wege zur Verschönerung, der andere auf dem zur Richtigkeit über die Grenzen der großen Empfindungen hinaus, die blos wahr ausgedrückt, und so wenig verschönert, als in jeder einzelnen Partie mit einer kleinlichen Genauigkeit vorgetragen sein wollen.

Jedoch dieses bei Seite, und immer vorausgesetzt, daß unser Klima so gut als andre seine eignen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmet sind, so dünkt mich, daß wir allemal am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen; und wenn wir diesen Zweck erhalten, so müssen sie auch in dieser Art schön und groß werden; denn Alles in der Welt ist doch nur relativ schön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück Götz von Berlichingen ist immer ein edles und schönes Product unsers Bodens; es hat recht Vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe, und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl sein; und

wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen. Der beste Gesang für unsre Nation ist unstreitig ein Bardit, der sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt, und das beste Schauspiel, was ihnen hohen Muth giebt; nicht aber, was dem schwachen Ausschusse des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt, oder das Herz einer Hofdame schmelzen macht. Jenes ist gewiß der Vortheil, den der König von allen schönen Wissenschaften fordert, und welchen Sulzer als den einzigen und würdigsten von ihnen betrachtete; es ist der Vortheil, den Gleim in den Liedern des preußischen Grenadiers so glücklich erreichte; und ich glaube, daß es der einzige wahre sei, den man für ein Volk, wie das deutsche ist, suchen müsse. Der entnervende Gesang, der wollüstige Tanz und die entzückenden und bezaubernden Vorstellungen mögen Völkern gefallen, denen sie besser als uns dienen und bekommen; in denen aber auch der König nicht die Härte, nicht die Dauer und nicht das Herz seiner Grenadiere finden wird. Hier kann ich es auf den Ausspruch seines eignen Ministers, des Herrn von Herzberg, ankommen lassen.

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken, oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheinet mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten, und lieber italiänische oder französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerlei schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauern an die Sonne zwingen, oder mit kostbaren Treibhäusern beim Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren thöricht genug zu glauben, daß wir diese unsre halbfreien Früchte den Fremden, bei denen sie ursprünglich zu Hause

sind, als Seltenheiten zuschicken könnten; sie waren stolz genug, zu denken, daß die Italiäner mit uns in unsern in feuchter Luft gebauten Grotten schaudern würden: sie, die Geßners Schäferhütte allen unsern Kostbarkeiten von dieser Art vorziehen.

Schön und groß aber können unsre Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe, Bürger und andre Neuere geleget haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt, und das Gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Producte; und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestöret, und durch den Ton der Herren und Damen, die eine Pariser Pastete dem besten Stücke Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden.

Goethens Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem National-Leben unsrer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und, wie billig, Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hülfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben, und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöset hätte, wenn er aus dem einen Stücke drei gemacht, und diejenigen Gemälde zusammen geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partien malen; und diese stehen zusammen, wie die Gemälde vieler großen Landschaftsmaler, ohne daß die Gallerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist.

Daneben sollten diese Partien wahre einheimische Volksstücke sein; er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war, und

der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler, ohne fremde gelehrte Hülfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß Niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Colorit vernachlässiget, oder wider das Costume gefehlet habe, so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht blos für den Hof gearbeitet, und keine Epopöe, oder kein regulaires Ganze geliefert hat. Die Wahl seiner Partien würde noch immer gut geblieben sein, wenn es einige seiner Nachfolger, die alle sieben Theater von Neapel, welche für sieben unterschiedene Klassen der Nation eröffnet werden, in ein einziges zusammenziehen, und Hofleute und Lazzaroni mit einerlei Kost vergnügen wollten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber ist Goethe unschuldig, ob er gleich noch Vieles gegen diejenigen zu sagen haben möchte, die aus einem übertriebenen Ekel gar nichts Nacktes leiden, und die schönste Venus nicht anders als unter der Decke wissen wollen.

Jedoch ich will den Tadel des Königs, soweit er uns allgemein trifft, einmal als richtig annehmen, und ihn also ausdrücken: daß wir Deutsche in der Wahl der Partien, die wir dem Auge oder dem Ohre dargestellet haben, zu wenig Geschmack bewiesen, und auch diese so wunderlich und abenteuerlich zusammen gestellet haben, wie es Shakespeare, nach dem Urtheile des Herrn von Voltaire, gethan haben soll; ich will einmal zugeben, daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meisterstücken eines Corneille oder Voltaire, die nicht leicht Jemand höher schätzen kann, als ich sie selbst schätze, verglichen werden könnte, — so kömmt es doch noch immer auf die Frage an, ob wir auf unserm Wege, oder auf demjenigen, welchen andre Nationen erwählet haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, was die Natur für uns bestimmt hat?

Der Weg, welchen die Italiener und Franzosen erwählet haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht, und nun Alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte. Hierüber ist bei ihnen die dichterische Natur verarmt, und die Mannigfaltigkeit

verloren gegangen. Der Deutsche hingegen hat, wie der Engländer, die Mannigfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen, und lieber ein plattes Gesicht mitunter als lauter Habichtsnasen malen wollen.

Man sieht die Verschiedenheit der Wege, worauf diese Nationen zum Tempel des Geschmacks gegangen sind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäsars, so wie ihn Shakespeare und Voltaire uns gegeben haben, neben einander stellet. Voltaire sagt ausdrücklich, und man sieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget, und nur dasjenige weggelassen habe, was sich mit den Regeln eines guten Trauerspiels und der französischen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier sieht man beim Shakespeare ein aufgebrachtes Volk, bei dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Backen schwellen, die Augen funkeln und die Lungen schäumen; ein bittres, böses, wildes und wüthendes Volk, und einen hämischen Kerl mitunter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er sei nicht Cinna, der Mörder Cäsars, sondern Cinna, der Dichter, seiner elenden Verse halber das Herz aus dem Leibe reißen will. — Und diese Löwen, Tiger und Affen führt Antonius mit der Macht seiner Beredsamkeit gerade gegen die Mörder Cäsars, zu deren Unterstützung sie sich versammelt hatten. Was thut nun Voltaire? Er wischt alle diese starken Züge aus, und giebt uns ein glattes, schönes, glänzendes Bild, was in dieser Kunst nicht seines Gleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts ist, was es sein sollte. — — —

Möser's Tochter, Frau von Voigts, übersandte Goethe das Schreiben ihres Vaters über die deutsche Sprache und Literatur, dessen erste größere Hälfte wir vorstehend mitgetheilt haben. „Sie hätten", schrieb sie ihm, „wohl nicht gedacht, daß mein alter Vater noch Ihr Vertheidiger werden und Ihre Sache gegen den großen Friedrich aufnehmen würde. Allein so sehr er dem Könige sein Urtheil zu gute hält, so sehr ärgerte er sich über das Nachbeten solcher Leute, die unendlich weniger als der König zu besorgen, und unendlich mehr Zeit hätten, ihre Lection zu stu-

diren. Und im Eifer warf er seine Gedanken auf's Papier. Er ist selbst nicht völlig mit seiner Arbeit zufrieden, weil seine Gesundheit ihm nicht erlaubte, das Feuer, womit er ansetzte, lange genug zu unterhalten. Indessen werden Sie seine Gesinnungen und seinen guten Willen daraus leicht erkennen, und was er in der Eile übergangen hat, hinzudenken."

In Göthe's Antwort, Weimar, den 21. Juni 1781, heißt es:

„Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet; denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl Möser dabei denken oder sagen! Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt bei diesem Anlasse zu schweigen; denn wer auf's Publikum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen, und verrückte Gesichtspunkte wieder zurechtstellen. Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Tubus sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig gestellt ist, ihn loben und preisen; verschiebt ein Andrer den Brennpunkt, und die Gegenstände erscheinen ihnen trüblich, so werden sie irre, und wenn sie auch das Rohr nicht verachten, so wissen sie sich's doch selbst nicht wieder zurecht zu bringen; es wird ihnen unheimlich, und sie lassen es lieber stehen."

„Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der Jemand auf ein Butterbrod einlädt, und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt. Er hat bei diesem Anlasse so viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutsche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu thun ist, danken muß. Was er von meinen Versuchen sagt, dafür bleib' ich ihm verbunden; denn ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Ich unterschreibe besonders das sehr gern, wenn er meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch

bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen Jahrhundert, unserer Literatur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen."

„Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht."

Johann Adolf Schlegel.

Johann Adolf Schlegel, der jüngere Bruder von Johann Elias, wurde den 18. September 1721 zu Meißen geboren, folgte im 14. Jahre seinem älteren Bruder nach Schulpforta und 1741 nach Leipzig, wo er sich dem Kreise der jungen Dichter daselbst anschloß und Mitstifter und eifrigster Mitarbeiter der bremischen Beiträge wurde. Nach Beendigung seiner theologischen Studien brachte er einige Zeit in Hauslehrerstellen zu, wurde 1751 Diakonus zu Pforta, 1754 Prediger und Professor in Zerbst, 1759 Pastor an der Marktkirche zu Hannover und 1775 erster Prediger an der Neustädter Kirche daselbst, Consistorialrath und Generalsuperintendent. Er starb am 16. September 1793. — Schlegel war ein gelehrter Mann und beliebter Kanzelredner, als Dichter aber ohne jede Originalität und tiefere Bedeutung. Das Hauptverdienst seiner Dichtungen bestand in der leichten und glatten Behandlung des Verses, zu einer Zeit, wo dies noch als ein Verdienst gelten konnte. Er versuchte sich in Fabeln und Erzählungen, geistlichen Liedern, einem epischen Lehrgedicht u. s. w. (Geistliche Gesänge, 1766, 69, 72, drei Sammlungen. Fabeln und Erzählungen, herausgegeben

von Gärtner, 1769. Vermischte Gedichte, 2 Bde. 1787 und 89, darin das epische Lehrgedicht „Der Unzufriedne", in acht Gesängen.) Sein Gedicht, „Das ausgerechnete Glück", gab Krüger den Stoff zu seiner beliebten Posse: Herzog Michel. Für die Literatur ist Johann Adolf Schlegel am merkwürdigsten als Vater seiner beiden berühmt gewordenen Söhne August Wilhelm und Friedrich, Dichter und Kritiker der sogenannten romantischen Schule.

Aus Schlegel's Fabeln und Erzählungen.

Das ausgerechnete Glück.

Durchgängig herrscht der Wunsch nach Glücke,
Und keiner denkt daran, wie leicht er uns berücke.
Ein jeder glaubet was er hofft.
Der Wunsch nach Glück, den wir doch schon so oft
Auf dem Betrug ertappet haben,
Betrügt das Kind, und leichter noch den Knaben.
Ihm glaubt noch ehr der Mann, noch williger der Greis.

O wie gelehrt könnt' ich hier den Beweis
Aus hundert Büchern wohl entlehnen!
Wie sollten meine Leser gähnen!
Doch dieses überlass' ich denen,
Die sich nach Cleons Ruhme sehnen,
Der sich zu sagen schämt, was ohne schweren Fleiß
Auch wohl ein Unstudirter weiß.
Und itzt sei, ohne Grävs in Noten zu erwähnen,
Ein Tagelöhner mein Beweis,
Der das, was er des Tags verzehrte,
Sich erst, und zwar mit Noth, denselben Tag erwarb,
Und der doch herzlich gern Carossen rasseln hörte,
Und wenn er Reiche sah, fast vor Verdrusse starb,
Daß er nicht auch, wie er wohl wollte,
In schönen Kleidern gehn und stolz sich brüsten sollte.

Man thut nicht Unrecht, wenn man schließt:
Der Hochmuth, der doch sonst ein vornehm Laster ist,
Sei nicht bloß reichem Pöbel eigen.
Mein Michel kann genug bezeugen;
Er könn' auch Tagelöhner blähn,
Und armen Micheln oft auch in die Köpfe steigen.
Vielleicht wird mancher hier in Schlüssen weiter gehn,
Und glauben, daß auch wohl noch außer seinem Neide
Und außer seinem Stolz, die Kunst, bei Andrer Leide
Mit trocknem Auge zuzusehn;
Die Gabe, Leute gut zu plagen;
Die Gabe, bei der Pracht den Aufwand nicht zu scheun,
Und für den Unterthan ein theurer Narr zu sein,
In Micheln schon unausgewickelt lagen;
Und itzt den Augen nur entflohn,
Weil Niedrigkeit und Armuth sie verbargen,
Ich kann es keinem nicht verargen.
Ich schließe selber so. Oft wiesen sie sich schon,
Wenn er den armen Mitarbeitern
Befahl, und zwar mit Unverstand befahl.
Denn sein Gesicht schien sich nach diesem allemal
Vor Selbstzufriedenheit durch Lächeln aufzuheitern.
Ich glaube kurz und gut, ohn' ihm zuviel zu thun,
Daß er sich recht zum Reichen schickte.
Das sagt genug.

Wen wundert es wohl nun,
Daß Michel, da es ihm, ich weiß nicht wie, einst glückte,
Daß eine Nachtigall von ihm gefangen ward,
Das Glück, auf das er längst geharrt,
Schon mit der Nachtigall, der er die Freiheit raubte,
In seiner Hand zu halten glaubte.

Er dachte: Ja gewiß! Dem Vogel seh ich's an,
Daß er vortrefflich schlagen kann.

Er ist ja gar zu schön, und für ein solches Thier
Hat unser Herr wohl eh zwölf Thaler hingegeben.
Von Steffen weiß ich's noch. Warum glückt es denn eben
Nur unserm Steffen, und nicht mir?

Nun! Die zwölf Thaler hätt' ich dann!
Nur fragt sich's, wie sind die recht weislich anzulegen? —
Zu Pferden? — Ja, des Nutzens wegen
Wär' es ganz gut. Doch nein! Das geht nicht an,
Sie fressen manchem sein Vermögen.
Wozu denn? — Könnte mir's nicht der Verwalter sagen,
Der sich so reich gemacht? Er ist darinnen klug.
Doch bin ich nicht ein Narr? Was soll ich Andre fragen?
Hab' ich nicht selbst Verstand genug?

Auf Michel! Denke nach! Der Einfall wird schon kommen. —
Ha! ha! — Vortrefflich! Ja! das heiß' ich listig sein.
Ich dacht' es wohl, er würde schon noch kommen.
Was lange währt, wird gut. Wie will ich mich nicht freun?
Zwo Kühe schaff' ich mir. Die wären also mein.

Nun weiter! Wenn ich erst davon die Nutzung ziehe;
(Und die ist wahrlich auch nicht klein)
So kalbet jede Kuh. Aus Kälbern werden Kühe,
Und Kühe würden's doch wohl sein.
So wären denn mit leichter Mühe,
(Denn zwei und zwei macht vier,)
Vier fette Kühe mein.

Vier Kühe? Meinertreu! Die sind nicht zu verschmähn.
Sie sind zwar freilich wohl noch keine ganze Heerden.
Geduld! Laßt denn drei Jahre nur vergehn!
Da soll es erst ganz anders werden.
Was gilt's? Da nimmt mein Reichthum sichtlich zu.
Denn nach drei Jahren kalbt auch jede junge Kuh.

Wenn in der Zwischenzeit die alten jährlich kalben,
So daß im vierten Jahr nun schon acht Kühe kalben —
Und über's sechste Jahr schon sechzehn Kühe kalben.
Ist eine gleich dabei, die nicht kalbt; meinethalben!
Was schadet das? Zudem wird das auch nicht geschehn,
Das wären also — Laßt doch sehn!
(Die Stücken mitgezählt, die noch nicht trächtig gehn;
Denn mit der Zeit sind's alle Kühe;)
Das wären über's dritte Jahr,
Wenn meine Rechnung richtig war —
(Erst vier — und dreimal vier — und dazu noch acht Kühe —
Wahrhaftig ja! Es trifft auf's Haar!
Man denke!) Vier und zwanzig Kühe.
So bald? Denn wie geschwind vergehen nicht drei Jahr?
So bald und mit so wenig Mühe?
Ach Michel! Vier und zwanzig Kühe!
Was fängst du dann mit so viel Kühen an?
Da bist du ja im Dorf der reichste Bauersmann.

Doch damit ist's noch nicht gethan.
Die Hälfte, die verkauf' ich dann,
Und das gelöste Geld leg' ich auf Acker an.
Den aber wird mir Gott schon segnen.
Was Andern schon begegnet ist,
Das kann ja wohl auch mir begegnen.
Ich bin ja, denk' ich, auch ein Christ;
Denn säun' ich mich auch todt, so wüßt' ich in der That
Den Sonntag nicht, da ich den Gottesdienst versäumet.
Wenn mir vom Diebstahl auch manchmal geträumet hat:
So hat mir doch davon nur bloß geträumet.

Ich halte dann mein Korn zurück,
Und schütt' es auf; darauf steht keine Strafe.
Dann wird ein theures Jahr. Denn meistens kömmt das Glück
Dem, dem's Gott geben will, im Schlafe.

Zur Bitte geb ich's dann; doch um den höchsten Preis;
Und im Verkauf wird auch mein Vortheil nicht vergessen.
Denn, wer's nur recht versteht, der weiß
Mehr als er hat, heraus zu messen.

Das alles bringt nicht wenig ein.
Dann kauf' ich mir bei Leipzig eine Schenke,
Weil ich, wie unser Wirth, da gut zu schneiden denke;
Denn wer kann immer ehrlich sein?
Ein mäßiger Betrug pflegt schon noch mitzugehen.
Die Sünd' ist ja nur klein; wenn man sie auch begeht,
Wird doch darauf nicht gleich die Hölle stehen,
Da ja der Galgen auch nicht auf acht Groschen steht.
Ein Wirth hat überdieß noch Mittel außerm Schneiden.
Geht's nicht am frömmsten zu: Was geht denn mich das an?
Wenn es der Junker leiden kann:
So kann es ja der Wirth wohl leiden.

Nach drei, vier Jahren drauf verkauf' ich Schenk und Feld,
Zieh' in die Stadt, und leih' den Armen
Um zwölf Procent, doch nur auf Pfänder, Geld;
Denn fremder Noth soll man sich ja erbarmen.
Man macht zwar sehr viel Wesens draus,
Weil auch wohl ohne Pfand die Christen leihen sollen.
Doch wenn leiht unser Pfarr wohl ohne Pfand was aus?
Der wird's doch auch verstehn, und selig werden wollen.
Stets hat er zwölf Procent genommen,
Und keinem was daran geschenkt.
Wo der einst hinzukommen denkt,
Da denk' ich auch einst hinzukommen.

Vortreffliche Moral! Die Sache selber zwar,
So sehr sie auch empört, war leider! dennoch wahr.
Die schöne Folge draus ist gleichfalls, wie ich denke,
Bei einem Michel wohl nicht eben wunderbar.

Dergleichen Weisheit wohnt in einer jeden Schenke.
Doch das vielleicht scheint manchem wunderbar,
Daß es nicht Weisheit aus der Schenke,
Nein, Weisheit seines Junkers war.

Nun ist ja Michel reich. Was wird er weiter denken?
Er denkt: Dann soll mein Staat die Rathsherrn alle kränken.
Ich werde für mein Geld wohl gar ein Edelmann.
Der Herr von Michel! Ei! Wem stünde das nicht an?
Der Tagelöhner, der sein Brod mit Müh gewann,
Ist nun ein Herr, der auch auf seine Titel trotzet.
Wie schön wird das nicht sein, wenn ich da sagen kann:
Kerl, hört Ihr nicht? Das Kleid, das so von Golde strotzet!
Wie schön wird das nicht sein, wenn dann ein jeder spricht:
Kennt ihr den gnädgen Herrn, den Herrn von Michel, nicht?
Der Herr von Michel wird kein Narr sein und noch gehen.
Er wird sich auch in Kutschen blähen.

Sodann erfährt der Hof, daß alles von mir spricht.
Dann will ich mich erst recht geberden,
Denn ich kann noch, wer weiß, was werden.
Ein Dummkopf bin ich doch auch vor dem Geier nicht.
Doch soll der Hof mich erst recht bitten müssen.
Die, die er schickt, will ich kaum grüßen;
Sie sollen noch dazu mir erst die Füße küssen.
Wenn man mich gnug gebeten hat,
So will ich mich nach Hause fahren lassen.
Um mich zu sehn, läuft alles auf die Gassen;
Da werd' ich ein Geheimderrath!
Ha! ha! Geheimderrath! Geheimderrath! Denkt an!
Wär' ich das, wenn dabei nicht mein Verstand gethan?

Kömmt dann einmal mein Junker nur,
Mir unterthänig aufzuwarten;
Mein Seel! das ist ein hoher Schwur!
Den lass' ich ganze Stunden warten.

Ich krieg' ihn, daß er jüngst mich einen Bengel hieß,
Und gar ins Loch mich stecken ließ.
Hört, sprech' ich gleich: Ihr Bengel, könnt Ihr warten?

Gräfinnen werden sich bemühn,
Mich listig in ihr Garn zu ziehn.
Sie werden mir die Hand zerküssen,
Daß ich sie nehmen soll. Ja! laßt sie schönstens grüßen!
Der Herr Geheimderath ist dazu allzu schlau,
Und eine Gräfin wird gewiß nicht seine Frau.
Kömmt eine Herzogin; so kann das ehr geschehen.
Frau Herzogin, wir wollen sehen.
Sie warte nur. Kömmt Zeit, kömmt Rath.
Wenn sie alsdann ein Herzogthum nur hat:
So will ich ihr mein Jawort geben.

Wie lustig wird dann nicht Herr Herzog Michel leben!
Dann drück' ich die, die mich vordem gedrückt;
Doch will ich mich mit Arbeit nicht vermengen,
Und wer sich nicht vor mir bis auf die Erde bückt,
Den lass' ich auf der Stelle hängen.
Dann will ich rund um mich die großen Herren sehen.
Dann will ich meine Noth vergessen,
Und täglich Schweinebraten essen,
Und täglich in die Schenke gehn.

Doch pfui! Ich weiß nicht, was ich denke.
Wie komm' ich wieder auf die Schenke?
Das würde gleich für einen Herzog stehn!
Nein! Meine Frau soll mir den Wurzner holen,
Ich spreche: Hole Bier! Nun Frau? Was heißt denn das?
Du gehst noch nicht? Du stolze Närrin, was?
Du willst nicht thun, was dir dein Herr befohlen?
Was? Eingebildtes Mensch? Du darfst noch murren? Du?
Geh diesen Augenblick! Geh! Geh! Sonst schlag ich zu.

Hier kann der Herzog sich nicht fassen,
Er öffnet seine Hand, von Wuth ganz ausgelassen,
Um die Frau Herzogin zu schlagen, daß sie's fühlt.
Der arme Schelm hat aus der Acht gelassen,
Daß er in dieser Hand sein Herzogthum noch hielt.

O das war ein betrübter Fall!
Wie war nun Micheln wohl zu rathen?
Denn ihm entfloh die Nachtigall,
Und mit ihr Herzogthum, und Bier und Schweinebraten.

Die Mücke.

Der Mensch kann nie dem Unglück ganz entfliehn;
Er müßte sonst sich selbst entfliehen können.
Vorsichtig mag er sich bemühn;
Gleich jeden Feind von ferne zu erkennen,
Und vor dem Angriff noch sich klug zurück zu ziehn!
Das Unglück braucht ihn selbst zum Werkzeug wider ihn.
Er triumphirt, daß ihn die Arglist nicht bezwang;
Doch seine Sicherheit macht ihn bald unbesonnen.
Er ist dem Feinde kaum entronnen,
Und stürzet nun sich selbst in seinen Untergang.

Er gleichet der betrübten Mücke,
Die einst, des Fliehens müde, sprach:
Mir setzet überall mit Blutdurst und mit Tücke
Die unbarmherz'ge Schwalbe nach.
Wie kläglich ist doch mein Geschicke!
Die Hölle hat dies Thier, das stets uns Mücken schreckt,
Zu unsrer Qual nur ausgeheckt;
Denn immer steht ihr Luchsaug' offen;
Ihr Bauch ist immer unsre Gruft.

Kein Stillstand ist von ihr zu hoffen.
Am besten ist's, ich flieh' die freie Luft.

Das klägliche Geschmeiß will seiner Sorg' entrinnen.
Vor Prognens Wuth in Ruh zu sein,
Quartieret sie in einen Stall sich ein.
Doch hier sieht sie Arachnen spinnen,
Und sie erschrickt, daß die Gefahr
Verändert, nicht gehoben war.

Nein! spricht sie; dies Gespinnst, das dort im Winkel schwebet,
Hängt wohl die Spinne nicht zum Zeitvertreibe hin.
Dies Netz, das sie so künstlich webet,
Zeigt mir, wie übel ich hier aufgehoben bin.
Am besten, daß ich itzo noch,
Da ich noch kann, mich schnell von hier verliere.
Fort, ohne Säumen! Was sind doch
Wir Mücken für geplagte Thiere!

Kaum ist der Schluß gefaßt, so wird er ausgeführt.
Sie flieget in ein Haus, wo Fried' und Ruh' regiert,
Wo keine Spinneweben hangen.
Noch weniger kann hier sie eine Schwalbe fangen.
Da sie den Feinden klug entgangen:
Geschieht es doch, daß sie blind in ihr Unglück fliegt,
Und, eh' sie es vermeint, verbrannt im Leuchter liegt.

Johann Andreas Cramer.

Johann Andreas Cramer wurde zu Jöstädt im Erzgebirge am 29. Januar 1723 geboren. Sein Vater, Prediger dieses Bergfleckens, hatte eine zahlreiche Familie und war nichts weniger als wohlhabend, in seiner Gemeinde aber sehr geliebt und geachtet. Nachdem er seinen Sohn selbst hinlänglich vorbereitet hatte, schickte er ihn auf die Fürstenschule zu Grimma, von wo derselbe 1742 nach Leipzig ging, um Theologie zu studiren. Hier betheiligte er sich an der Herausgabe der Bremischen Beiträge, sowie an der „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen Beiträge". 1745 wurde er Magister und las Collegia; im folgenden Jahre machte er sein Consistorial-Examen und 1748 wurde er als Prediger nach Crellwitz bei Burgwerben im Weißenfeldschen berufen. Durch seine schon in Leipzig angefangene Uebersetzung der allgemeinen Weltgeschichte des Bossuet und die darauf folgende Uebersetzung der Homilien des Chrysostomus hatte er sich inzwischen in der gelehrten Welt einen Namen erworben und so erging schon 1750 an ihn der Ruf zum Oberhofprediger und Consistorialrath in Quedlinburg, wo er Gelegenheit hatte, sein ausgezeichnetes

Rednertalent noch mehr zu vervollkommnen und zur Geltung zu bringen. Allein auch in dieser Stellung blieb er nur wenige Jahre; denn auf Klopstock's Empfehlung berief der Graf von Bernstorff 1754 Cramer als Hofprediger des Königs von Dänemark, Friedrichs V., nach Kopenhagen. Er predigte hier mit außerordentlichem Beifall und erwarb sich die allgemeinste Liebe und Achtung. Neben seinen zahlreichen Amtsverrichtungen war er zugleich als Schriftsteller von unermüdeter Thätigkeit, fuhr in der Bearbeitung des Bossuet fort, gab eine Monatsschrift „Der nordische Aufseher" heraus, übersetzte die Psalmen und dichtete geistliche Lieder. 1765 erhielt er auch noch die theologische Professur an der Universität, die ihm zwei Jahre später die theologische Doctorwürde ertheilte. Unter solchen Umständen und bei der großen Liebe und Verehrung, die ihm von allen Seiten bezeigt wurde — hieß er doch selbst „der Eyegode", d. i. der durchaus Gute, ein Beiname, den im elften Jahrhunderte einer der würdigsten dänischen Könige geführt hatte — schien seine Stellung eine festbegründete. Allein der Tod Friedrichs V. und die unter der Regierung Christians VII. eingetretenen Veränderungen, der Sturz Bernstorff's und die Ernennung Struensee's, nöthigten Cramer, nachdem er in Folge seiner geistlichen Strafreden gegen die einreißende Zügellosigkeit bei Hofe seine Stelle als Hofprediger verloren hatte, Dänemark zu verlassen. 1771 nahm er eine Superintendentur zu Lübeck an. Er bekleidete diese Stelle jedoch nur einige Jahre, denn schon 1772 wurde Struensee wieder gestürzt und 1774 Cramer zum Prokanzler und ersten Professor der Theologie an der Universität Kiel ernannt, zehn Jahre später zum Kanzler und Curator derselben. Durch eine

Reihe trefflicher Anstalten, wie eine Professoren-Wittwenkasse, ein Schulmeister-Seminar u. s. w., stiftete er sich hier ein bleibendes Denkmal. Er starb am 12. Juni 1788.

Cramer war einer der besten Kanzelredner, gelehrtesten Theologen und fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit. Seine Uebersetzung der Weltgeschichte Bossuet's (7 Theile 1748—86) begleitete er mit vorzüglichen Abhandlungen, eben so die aus dem Griechischen übertragenen Predigten und Schriften des Patriarchen Chrysostomus (10 Bde. 1748—51). Von seinen eignen Predigten und Reden erschienen von 1755—76 im Druck nich weniger als 28 Bände. An der Monatsschrift „Der nordische Aufseher", welche Cramer nach dem Muster von Addisons Zuschauer 1759—70 in drei Bänden herausgab, betheiligte sich auch Klopstock. Seine zahlreichen dichterischen Arbeiten sind in nachfolgenden Sammlungen vereinigt: Poetische Uebersetzung der Psalmen. 4 Thle. 1755—64. (Keine buchstäbliche Uebertragung als vielmehr eine Umschreibung, welche den Hauptinhalt der hebräischen Gesänge nach des Uebersetzers eigner Manier frei ausführt). Evangelische Nachahmungen der Psalmen von David und andere geistliche Lieder 1769. Sämmtliche Gedichte. 3 Thle. 1782—83. (Die Ode „Luther" erschien zuerst einzeln 1771 und die Ode Melanchthon 1772. — Seltsam genug enthält die Sammlung auch funfzehn Lieder, welche K. A. Schmid (der Dichter der „Lieder auf die Geburt des Erlösers" 1761) als die seinigen zurückforderte.) Hinterlassene Gedichte, herausgegeben von C. F. Cramer 1791.

Es gab eine Zeit, wo Cramer als Dichter weit überschätzt wurde, weil man sich durch die Leichtigkeit der Versification und den rhetorischen Schwung, den seine Dichtung nimmt, über

den Mangel einer tiefen und ursprünglichen Empfindung täuschen ließ. An wirklich dichterischer Kraft und Innigkeit steht er den großen geistlichen Liederdichtern früherer Zeit, die er zum Theil in den Gesangbüchern ersetzte, bei weitem nach. Die Belehrung, welche sich Cramer auch als Dichter zur Aufgabe macht, erhält zuweilen einen ganz prosaischen Ausdruck. Bei Versen wie die folgenden, nimmt die Poesie Abschied:

„Mit lieblichem Gedränge
Eilt, wenn ich gut nur bin,
Der reinsten Freuden Menge
Zu meinem Herzen hin.
Sie will genossen sein;
Nur soll ich, Gott zum Preise,
Mich im Genusse weise
Mit Wahl und dankbar freun!

Mich freuen, daß ich lebe,
Zertrümmern aber nicht
Der Nerven fein Gewebe;
Das nur begehrt die Pflicht.
O die Beschützerin
Der wahren Menschenfreuden
Bewahret selbst durch Leiden
Für sie Gefühl und Sinn!"

Auch Gellert's Liedern ist das lehrhafte Element jener im Ganzen poetisch nüchternen Epoche beigemischt; aber Gellert besaß, was Cramer abging, Wärme und Herzlichkeit des Ge-

müths. Selbst die gefeierte berühmte Ode an Luther ist nicht das Werk wahrhafter Begeisterung, sondern sprachfertiger Rhetorik.

Zwei Männer indeß haben sich über Cramer als Dichter, welchem Klopstock in der Wingolf-Ode die erhabenste Zukunft prophezeihte, nicht täuschen lassen: es waren Lessing und Herder. Der erstere nennt ihn in den Literatur-Briefen den vortrefflichsten Versificateur, dessen poetisches Genie aber, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen könne, sehr einförmig sei. „Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber — sein Feuer ist ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage bloß in die Augen leuchtet.“ Herder bemerkt in den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur in Bezug auf die Cramer'schen Psalmen: „Cramer scheint sich in seinen Predigten sowohl als in den sogenannten Oden, in Cantaten und in der fließenden Prosa so sehr an Wiederholungen und Umschreibungen gewöhnt zu haben, daß er vergißt, ob das deutsche Ohr, das Kürze fordert, und der deutsche Verstand, der Nachdruck liebt, damit zufrieden ist. Seine ungemein glückliche Leichtigkeit in der Versification verführt ihn so sehr, daß er vergißt, ob seine Wiederholungen auch der deutschen Sprache angemessen seien. Seine Oden — und sie waren vor Klopstock und Ramler das Muster der deutschen Oden — sind ja oft ein Geklingel von Reimen, und ich zweifle, ob ein David und Assaph, zu unserer Zeit, in unserer Sprache Cramer'sche Psalmen geschrieben hätte.“

Aus Cramer's Gedichten.

Wer herrscht, wer Fürst, wer König ist,
Der wisse, daß du Richter bist!
Wer Macht hat, wisse, sein Beruf
Sei von der Macht, die All' erschuf!

Er, wie der Unterthan, dein Knecht,
Sei, Gott, dein Bild, und sei gerecht;
Sei menschenfreundlich, herrsch' allein,
Ein Segen seines Volks zu sein!

Nie brauch' er seine Größ' und Macht
Zur Ueppigkeit, zu eitler Pracht;
Nie zu des Armen Druck und Last,
Den du, wie ihn, geschaffen hast!

Nie flamm' und strahl' in seiner Hand
Sein Schwerdt durch ein verödet Land.
Er sei die Lieb' und Lust der Welt;
Für Ehrenbogen nie ein Held.

Für Andrer Jammer voll Gefühl,
Sei schnelle Hülfe, Herr, sein Ziel;
Nie frecher Lüste Sättigung,
Nie sclavische Vergötterung!

Der Unschuld Rechte beug' er nicht!
Als ging er selbst in dein Gericht,
So müss' er richten, und allein
Des Trugs und Frevels Schrecken sein!

Er zeige, daß nur der, der frei
Die Wahrheit spricht, sein Liebling sei;
Denn hört, wer Macht hat, Schmeichler an:
Wie leicht, wie leicht wird der Tyrann!

Er ehre dich; doch zwing' er nie
Gewissen, schon' und schütze sie;
Gewiß, daß durch Gewalt, wer irrt,
Nie mehr als bloß ein Heuchler wird!

Verdienste heb' er gern empor;
Sei überall selbst Aug' und Ohr;
Und sehe, nie getäuscht durch List
Und Wahn, was Allen nützlich ist.

Sein eignes Beispiel wirke mehr
Als sein Gesetz; weit um sich her
Verbreit' es Lust zu dem, was gut
Und recht ist, und zur Tugend Muth!

Er, seinem großen Rufe treu,
Sei der Verlassnen Zuflucht; sei
Der Armen Reichthum, und in Noth
Ein sichrer Schirm, wie du, o Gott!

Nie stürz' er fremde Thronen um;
Des Friedens Oelzweig sei sein Ruhm!
Doch, heischt der Schutz der Seinen Krieg:
So folg' ihm Muth zur Schlacht, und Sieg!

Verloren rechn' er jede Zeit,
Wo er nicht wohlthut und erfreut!
Doch werd' auch Wonne jeder Schmerz,
Den er geheilt hat, für sein Herz!

So herrsch' er, und ihm opfre dann
Mit Freuden Gut und Blut, wer Mann;
Wer gut und muthvoll, wie ein Christ,
Solch eines Herrschers würdig ist!

Eifrig sei und fest mein Wille,
Reines Herzens, Gott, zu sein;
In der Unschuld heitern Stille
Deiner Gnade mich zu freun!
Keine Freude dieser Welt,
Wenn sie noch so sehr gefällt,
Laß mich wider mein Gewissen
Wünschen, suchen und genießen!

Weiß ich doch, daß deine Güte
Viel zu reich und freundlich ist,
Als daß sie aus Neid verbiete,
Was das Leben uns versüßt.
Uns zum Besten nur gebeut
Dein Gesetz Bescheidenheit,
Zucht und Ordnung im Genusse,
Mäßigung im Ueberflusse.

Unsre Kindheit, unsre Jugend,
Unser Alter darf sich freun.
Auch die Freude, Gott, ist Tugend;
Aber heilig muß sie sein;
Nicht ein Taumel, der bethört,
Der Gefühl und Kraft zerstört,
Der im Sturme wilder Lüste
Paradiese macht zur Wüste.

Nur in unbefleckten Herzen,
Nur in einer keuschen Brust
Toben nie der Reue Schmerzen,
Wohnen wahre Ruh und Lust!
Unbeherrschte Sinnlichkeit
Tödtet die Zufriedenheit;
Sie vergiftet alle Freuden,
Und verwandelt sie in Leiden.

Sittigkeit und Unschuld schmücket
Mehr als Schönheit; sie vermehrt
Jede Lust, die uns entzücket,
Jedes Glückes Reiz und Werth.
Reinen Herzen fließt der Quell
Jeder Wonne rein und hell;
Denn sie hoffen voll Vertrauen,
Selbst dein Antlitz, Gott, zu schauen.

Daß er keusch und züchtig lebe,
Unbefleckt an Geist und Leib,
Ringe, wer dich ehret; strebe
Jungfrau, Jüngling, Mann und Weib!
Vor Verführung schütze sie;
Und ihr Herz gehorche nie
Einer schändlichen Begierde.
Heiligkeit sei ihre Zierde!

Laß sie fröhlich und gesellig,
Sanft und willig zu erfreun,
Liebenswürdig und gefällig,
Aber nur durch Tugend, sein;
Hold, und ohne Schmeichelei
Stets bescheiden, und doch frei,
Ohne Frechheit, stets bedächtig,
Immer ihrer selber mächtig!

Laß die Freiheit wilder Sitten
Nimmer unser Herz entweihn!
Thronen laß, Palläst' und Hütten
Jeder Tugend Wohnung sein!
Jeder strebe, wer ein Christ,
Wessen Wunsch dein Himmel ist,
Daß sein Haus, daß, Gott, die Erde
Deines Himmels Vorhof werde!

Dann umfahn uns Heil und Segen;
Göttliche Zufriedenheit
Leitet uns auf unsern Wegen
Zu noch größrer Seligkeit;
Bis zum Heiligthum auch wir
Aus dem Vorhof dringen; dir
Reiner Herzen Opfer bringen,
Ewig dir, o Gott, lobsingen.

Luther.

Du freies Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht stolzen, weichet, das du darfst
Hochaufsehn, und herab von ihren Thronen
Viel Peiniger der Völker warfst,
Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du Arm der Freiheit, du Erschütterer
Der Weltbezwingerin, an deren Wagen
Schon Gallien und Lybia,
Iberien und Asia
Zu Sclaven angekettet lagen.

Du Donner, der sie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Lust zur Tyrannei
Roms Wahn und List der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sclaverei:
Thuiskons Volk, fromm, redlich, frei und hoch,
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß, sich loszuringen:
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, der's that, den deutschen Mann
In alten Bardenliedern singen?

Nehmt eure Telyn*), denn der Lieder Spiele
Verstand er, schlug die Harfe selbst, und sang
In's Herz der Deutschen göttliche Gefühle,
Daß weit umher ihr Hall erklang!
Es hätten, wie er spielte, durch sein Lied
Von einer himmelvollen Glut geglüht,

*) Laute der alten Barden.

Selbst Hermanns Barden, hätten ihm geschwiegen,
Mit Licht umstrahlt in ihrer Nacht
Vergessen dich Gesang der Schlacht,
Und dich Bardit*) von seinen Siegen.

Wer fleugt voran? Wer will der hohen Lieder,
Die er verdient hat, Führer sein? Soll ich?
Soll ich? Ich will's. Fliegt, Barden, meine Brüder
Mir nach und übertönet mich.
Noch glänzt sein Ruhm nur durch sein eignes Licht,
Nicht in des Lieds; auch haben Fürsten nicht
In Marmor ihn und ewig Erz gegraben.
Deß mögen sich Erobrer freun!
Sie werden doch vergessen sein,
Wie viel sie Ehrenbogen haben!

Mehr ist der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlösser,
Wer Welten durch sein dürstig Schwerdt gewinnt.
O Luther! Luther! Hoher Name! Größer,
Als aller Helden Namen sind!
Als Hermanns auch, und der besiegte doch
Die Völkerplager und zerbrach ihr Joch!
Denn er zerbrach des Aberglaubens Ketten.
Schon trugen wir sie; sträubend zwar;
Doch trugen wir sie; keiner war
Noch weis' und kühn gnug, uns zu retten.

O Finsterniß, wie jene war, o Erde,
Die in dem ersten Chaos dich umfloß,
Eh' sich noch auf des Weltenschaffers Werde
Sein Lichtquell über dich ergoß,
Daß deine Nächte flohn! O Finsterniß,
O neue, gräuelvolle Finsterniß,

---

*) Lied der alten Barden.

Viel schwärzer; (der Gedank' an dich erschrecket!)
Verhüllt in deine Dunkel lag
Ein neues Chaos ohne Tag
Mit Mitternachtgraun überdecket!

Als hätt' Abaddon*) aus des Abgrunds Pfuhle
Sich hergestürzt und seiner Plagen Strom.
Ein Donner scholl von eines Menschen Stuhle
Aus deinem Schatten her, o Rom,
Als wär' es Gottes. Wie aus Latium
Die Donner schollen, stürzten Thronen um
In Staub zermalmt, und Feuerflammen schossen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann
Nicht betete die Götzen an,
Aus Silber oder Gold gegossen.

Wie Alle zittern, durch den Blitz geblendet,
Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geschändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo bist du, Gott? Wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern steht der Thron
Des Schreckens! Die ihr Knie nicht beugen, sterben!
Wer zählt sie, die, o Blutgericht,
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tags mehr sehen und verderben.

Erhebt vom Staub euch! Bringt nicht länger Gaben
Dem Götzen, dessen Lügen ihr vertraut!
Das, Völker, ist nicht Gottes Thron! den haben
Betrug und Tyrannei erbaut!

---

*) Hier Name des Satans.

So schallt's aus halberhellten Thälern*) her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! Aber er
Wird kaum gehört: so flammen neue Gluthen.
In Kluft und Felsen flüchten sich,
Die ihn verstehn, und Wahrheit, dich,
Geheim nur ehren, oder bluten!

Umsonst ist's, daß die Nationen klagen,
Versammelt klagen, und das fremde Joch
Und seiner Schande Last unwillig tragen!
Wie fühlen sie's und tragen's doch!
Muthloser Klagen lacht das stolze Rom,
Und sendet Räuber aus; des Reichthums Strom
Rauscht hin aus Deutschland in den Strom der Tiber.
Und Rom durch seine Beut' entzückt,
Verschwelgt der Einfalt Raub, und schickt
Der frechen Räuber mehr herüber.

Wie bist du, Vatikan, vom Raube trunken!
Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr,
Wie tief, wie tief seid ihr herabgesunken!
Sind wir die freien Deutschen? Wir?
Uns schreckt kein Schwertstrahl, und wir beten an
Nicht einen Zeus; ach! Götzen, die der Wahn
Vergöttert, meinen, daß sie's sind, und liegen
Vor ihrem Altar Sclaven gleich?
O du, der sieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? Wagt's mit dir zu kriegen?

Da kämpft er schon, der Mann, der Wahrheit Rächer,
Und strahlet, ein Polargestirn, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber schwächer,
Durch einen engern Kreis begränzt.

---

*) Von den Waldensern.

Stürzt um die Wechslertische! Stürzt sie um!
Mit uns ist Gottes Evangelium!
Der Himmel ist nicht feil für Gold! Der Sünden
Vergebung ist nicht feil für Gold!
Zu Gott bekehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

Gesang, ertöne stärker! Hallt, ihr Lieder,
Die Stimme: Feil ist nicht wie Gold
Die Wonne der Vergebung, hallt sie wieder:
Der Himmel ist nicht feil für Gold!
Sie schallt! Wie weit der Freiheit Odem kehrt
Zurück in uns, in jeden, der sie hört
Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
Fragt ängstlich: weß die Stimme sei,
Und fühlet seine Tyrannei
In ihrem tiefsten Grund erschüttert!

Nicht sorgsam, daß auch ihn sein Bannblitz tödte,
Forscht er, sieht heller, sieht die Wahrheit ganz:
So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
Und ihr des Tages voller Glanz.
O Evangelium! o Wort des Herrn,
Wie strahlst du wieder? Und wer ist so fern,
Den nicht die strahlenvolle Sonn' erhelle?
Es ist dein Glanz; wir irren nicht;
Es schöpft die Welt ihr himmlisch Licht
Nun wieder aus der reinsten Quelle.

Nicht Zauberworte sind es, die wir hören;
Mit unsrer Zunge spricht die Lehrerin
Vom Himmel, und nun strömen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn.

Germanien, frohlocke! denn sie spricht
Die Sprache, welche dein ist, welche nicht
Sich mit dem Raub undeutscher Zungen brüstet;
Durch keine Barbarei entweiht,
Reich durch sich selbst und stets zu Streit
Auch mit dem Edelsten gerüstet.

Wie sie, daß er nicht seines Zieles fehle,
Auch aller ihrer Fesseln Zwang besiegt,
Und frei den hohen Flug mit seiner Seele
Geflügelten Gedanken fliegt;
Bald Donner und bald sanftre Melodei,
Und was er will! Des Wahnes Barbarei
Bethört nicht mehr mit fremden Zauberstimmen!
Der Geist ist fessellos und sucht
Die Wahrheit selbst, zwingt ihn zur Flucht
Nicht feig mehr! Mag er doch ergrimmen!

Heil dem, der Gott will dienen! Deß verwundert
Europa sich und glaubt's kaum! Er ist da,
Der Tag der Freiheit, den sich manch Jahrhundert
Erseufzt hatt', aber ihn nicht sah!
Zürn' oder traure; denn man wird nicht mehr
Gebein zu kaufen, als ob's heilig wär',
O Rom, zu deinen Katakomben wallen!
Wo ist nun, Völkerkönigin,
Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es ist die Königin gefallen!

Gestürzt! Obgleich in ihren Finsternissen
Gewitter brausen, und auch Fürsten sich,
Weil sie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wissen,
Zu Hauf versammeln wider dich!

Da steht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer,
Ragt über seine Wogen um sich her
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürsten;
Verläugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz ist Gott und sein Gebot;)
Läßt sie nach seinem Blute dürsten.

Er steht, ein Fels, und spricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frei; der edle, deutsche Mann!
Die Thronen stehn, und stürzen nicht zusammen
Vom Interdikt aus Rom, vom Bann!
Der Glaub' erhebt noch strahlender sein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt
Und mit ihm glaubt der freie Bruder-Norden.
Du bist nicht mehr des Wahnes Hohn,
Bist wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Trost geworden.

Nicht mehr des Aufruhrs Fackel, der Empörer
Panier nicht, nun der Völker Sicherheit
Giebst du den Königen, den Bürgern Lehrer
Der Treue, der Gerechtigkeit;
Zu deinen Füßen krümmt das Laster sich;
Der Tugenden Gefolg' umringet dich
Und fleugt mit dir herab von deiner Höhe!
Nun ist nur fromm, was Gott gebeut,
Und Völkern nützt! Auch ist der Eid
Fest, heilig! Heilig ist die Ehe!

Noch irren in den ersten Finsternissen
Der Völker viel und sehn die Sonne nicht:
Doch freier sind auch da schon die Gewissen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das sie belastet, das sie noch,

Als wär' es durch sein Alter heilig, ehren!
Das hast du, edler deutscher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie hast du geheuchelt,
Mit Glauben deine freie Brust gestählt,
Hast keinen Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß du ein Mensch warst, nie verhehlt!
Warst Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröster, gingst die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
Bliebst arm und deine Lust war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr für's Evangelium?
Wie du voll Selbstgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Wer war mehr Eifrer? Mehr des Irrthums Feind?
Mehr sein Verfolger, und mehr Menschenfreund?
Wer kämpfte so, wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpftest du für sie allein,
Und wolltest gern vergessen sein,
Vergessen gern in ihrem Siege.

Er wird's nicht sein, er soll's, er kann's nicht werden!
Sein Name spottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Deutscher ist, ein Christ auf Erden,
Der frei und fromm zu sein sich freut.
Thuiskons Volk spricht keinem fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget;
Doch einen freiern, edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

Sein Name sei dir heilig, ewig theuer:
Fleuch, Volk, das Sclaverei mehr haßt, als Tod,
Des Spottes Frevel; Fleuch dies Ungeheuer,
Das neue härtre Ketten droht!
Italien gebar's, und Gallien
Hat's aufgesäugt, und ach! Britannien,
Es waren Britten, die ihm Waffen gaben!
Zermalmt hätt' er sie; würd' entbrannt
Vom Himmel dich, mein Vaterland,
Vor seiner Pest beschirmet haben!

Johann Joachim Ewald.

Johann Joachim Ewald war am 3. September 1727 zu Spandau geboren. Sein Vater war ein Handwerksmann und nachher Gastwirth daselbst. Im Jahre 1744 kam Ewald auf das Kölnische Gymnasium nach Berlin, und erhielt zufällig seine Wohnung bei einem zur französischen Colonie gehörigen Handwerker, was ihm Gelegenheit gab, sich frühzeitig Fertigkeit im Sprechen und Schreiben der französischen Sprache zu erwerben. Ein reicher Mann, der französische Prediger Achard, nahm sich seiner besonders an, und unterstützte ihn auf mannigfache Weise. Im Jahre 1748 ging Ewald nach Halle, um die Rechte zu studiren. Da traf es sich, daß der General v. Retzow in Potsdam für seine Söhne einen Hofmeister suchte, der fertig französisch spräche, und schon im Herbste 1749 trat Ewald, empfohlen durch seinen väterlichen Freund Achard, die Stelle an. Hier lernte er Kleist, den Dichter des Frühlings, kennen und die gemeinschaftliche Neigung zur Poesie brachte beide sehr bald in nähere freundschaftliche Verbindung.

Im Jahre 1750 bezog er mit einem seiner beiden Zöglinge die Universität zu Frankfurt an der Oder, und machte die

Bekanntschaft von Fr. Nicolai (der 1808 in der „Neuen Berlinischen Monatsschrift“ am ausführlichsten über die Schicksale des verschollenen Dichters berichtet hat, und dessen Erzählung auch die gegenwärtige Biographie folgt). Allein sein unruhiger Geist machte ihn mit seiner Lage unzufrieden, und obgleich auch der General vielleicht Ursache haben mochte, nicht minder mit ihm unzufrieden zu sein, so wurde Ewald doch durch seine Fürsprache im Mai 1752 Auditeur beim Regiment des Prinzen Heinrich in Potsdam. Die nächsten fünf Jahre, welche er hier verlebte, waren die glücklichste Zeit seines Lebens. Er genoß den vertrauten Umgang mit Kleist, hatte Theil an dessen poetischen Spaziergängen und dichtete seine meisten Epigramme.

Der siebenjährige Krieg nahm seinen Anfang; allein die Beschwerlichkeiten eines Krieges waren nichts für einen Mann wie Ewald, der Bequemlichkeit und sinnliche Vergnügungen liebte. Er wußte es also beim Prinzen dahin zu bringen, daß er im Februar 1757 seinen Abschied vom Regiment erhielt und dagegen einstweilen als Gouvernementsauditeur in Dresden angestellt wurde. Der Regimentskommandeur schrieb in seinem Bericht an den Generalauditeur: „Der Auditeur Ewald war wohl ein guter Philosoph (der Ausdruck ist hier schwerlich im eigentlichen Sinne zu nehmen), aber ein schlechter Auditeur.“ Doch selbst die unbedeutende Arbeit seines neuen Amtes wurde Ewald zu lästig, und auf eine gute Versorgung in Berlin, die ihm der Prinz versprochen hatte, zu warten, war ihm zu langweilig. Als sich daher eine Gelegenheit darbot, mit Jemanden umsonst nach England zu reisen, gab er, ohne weiter zu überlegen, seine Stelle in Dresden plötzlich auf und ging im März des nämlichen Jahres nach England, wo er sich einige Monate aufhielt.

Er hatte sich eingebildet, dort sehr bald einen reichen Engländer zu finden, mit dem er, ohne eigne Kosten, eine große Reise machen könne. Allein ein solcher fand sich nicht, und so kam denn Ewald in ziemliche Verlegenheit. Kleist, welchem er sich anvertraute, schickte ihm das Geld zur Rückkehr, welches ihm Ewald später zum Theil wieder erstattete.

Uebrigens war er während seiner unüberlegten Reise nach England durch einen glücklichen Zufall dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt zum Hofmeister für dessen Sohn empfohlen worden. Er eilte also nach seiner Rückkehr, im Herbst 1757, sofort nach Darmstadt und dann nach Buchsweiler im Elsaß, wo sich der Erbprinz, abwechselnd mit Pirmasens, gewöhnlich aufhielt, ging aber von da noch im November nach Ems, um dort das Bad zu gebrauchen, dessen seine, durch Ewald's Art zu leben, sehr geschwächte Gesundheit bedurfte. Aus Ems schrieb er unterm 10. December des nämlichen Jahres an Nicolai: „Ich habe mich in England satt gesehen und satt spaziert. Ich habe Alles gesehen, den Hof, die Stadt, die Bühnen, die Gärten, die Gallerien, die Weisheit und Thorheit der Engländer und auch der Holländer. Nun bleibt mir nur noch übrig, Frankreich und Italien zu sehen." Dies war, bemerkt Nicolai, ganz seinem Charakter gemäß; schneller Genuß aller Art war ihm das Höchste, alles Uebrige nur ein Mittel dazu oder Nebensache.

So angenehm die Verhältnisse waren, in denen sich Ewald jetzt befand, so wenig konnte doch sein unruhiger Trieb selbst durch den wechselnden Aufenthalt in Pirmasens und in dem reizenden Elsaß, wie durch die Reisen nach Darmstadt, auf die Länge Befriedigung finden. Sogar die Lust zur Poesie war

ganz verschwunden bei ihm. Nur die schönen Spaziergänge bei Potsdam, schrieb er an Nicolai, die stete Unzufriedenheit seines Wesens damit vortrefflich bezeichnend, hätten ihn dazu begeistern können.

Im August 1758 machte er eine Reise nach Pyrmont, „woran", wie Nicolai meint, „die Besorgung seiner Gesundheit wohl etwas, aber auch seine Lust zu Veränderung und Vergnügen Antheil hatte. Denn bei manchen guten Eigenschaften fehlte es ihm doch an der Ruhe des Gemüths, um sich lange auf einer Stelle zu gefallen und an Ausdauer bei irgend einer ernsthaften Beschäftigung." Schon in dem ersten Viertheil des Jahres 1759 mußte er seinen Abschied vom Darmstädtischen Hofe nehmen, wozu wohl irgend ein thörichtes Beginnen Ewald's die Veranlassung gewesen sein mochte. In seinem letzten Briefe an Nicolai, aus Genf vom 12. April 1759, sprach er nur mit Sehnsucht von seiner längst gewünschten Reise nach Italien, ohne die mißliche Lage zu erwähnen, in die er sich selbst gebracht hatte. Allein es war nicht seine Art, die Folgen einer Handlung zu überlegen, sobald ihn seine Begierde nach Genuß reizte.

Im Juni 1759 kam Ewald nach Rom, wo er zuerst seinen berühmten Landsmann Winckelmann aufsuchte, den er bei dessen kurzem Aufenthalt in Potsdam, 1752, hatte kennen lernen. Aber schon im August hatte er Rom wieder verlassen, denn er gehörte zu den Reisenden, von welchen Winckelmann treffend sagt, daß sie „als Störche über die Länder ziehen." Dabei hatte er leider in dieser kurzen Zeit sich gegen Winckelmann, welcher den besten Willen für ihn an den Tag legte, dessen

Rath er aber nicht folgte, so undankbar bewiesen, daß dieser nöthig fand, seine Freunde vor Ewald zu warnen.

Um Rom und Italien mit Nutzen zu sehen, gebrach es Ewald nicht nur an mancherlei Kenntnissen — auch der Landessprache war er nicht hinlänglich kundig —, sondern es fehlte ihm auch, um sich fortzuhelfen, an der nöthigen Klugheit, deren er um so mehr bedurft hätte, als er ganz ohne Geld war. Sein Uebertritt zur katholischen Confession verschaffte ihm zwar die übliche Convertitenpension von acht Zecchinen jährlich, allein dies Almosen war für Ewald, der gewohnt war, gut zu leben und seinen Phantasien nichts zu versagen, so gut wie nichts. Aus Verdruß über die Folgen seiner eignen Thorheit verfiel er in ein hitziges Fieber, worin er einst seiner Wärterin entsprang. Als er wieder auf dem Wege der Genesung war, ging er nach Neapel, kehrte nicht lange darauf halb irrsinnig nach Rom zurück, bekam einen Anfall wirklicher Verrücktheit, ward aber hergestellt und erklärte nun seinen Entschluß nach Ostindien zu gehen. Der gutwillige, schwer von ihm beleidigte Winckelmann, der selbst nur geringe Einkünfte hatte, schenkte ihm dazu etwas Reisegeld. Aber Ewald ging nicht nach Indien, sondern nach Florenz. Von seinem dortigen Aufenthalt hat man keine Nachricht. Nur so viel ist gewiß, daß er etwa im Jahre 1762 in den armseligsten Umständen nach Livorno kam, wo seine Aufführung gleichfalls nicht der Art war, ihm Achtung zu verschaffen. Obgleich katholisch, wandte er sich an die dort ansässigen protestantischen deutschen Kaufleute, die ihm mancherlei Wohlthaten erzeigten, und ihn gleichfalls, da er abermals einen An Irrsinn bekam, in ein Hospital brachten. Nachdem er nothdürftig genesen war, gab er vor, nach Deutschland zurückkehren

zu wollen und seine Landsleute schossen nun eine Summe zum Reisegeld zusammen, erfuhren aber nachher, daß er sich nicht nach Deutschland eingeschifft hatte, sondern auf einem Schiffe, welches nach Algier oder Tunis ging. Dies ist das Letzte, was man von seinen Lebensschicksalen erfahren hat. Er blieb verschollen. — Von Italien aus hatte er an keinen von seinen Verwandten oder Bekannten in Deutschland mehr geschrieben. In Livorno trug er die Kutte eines Bettelmönchs, obgleich es nicht wahrscheinlich ist, daß er wirklich Mönch geworden.

Ewald hatte nichts gründlich studirt, aber viel gelesen und sich mit Hülfe seiner leichten Auffassungsgabe mancherlei angenehme Kenntnisse erworben. Das Englische sprach er ziemlich geläufig und im Französischen drückte er sich sehr gut und fertig aus. Er liebte die Malerei, Musik, Poesie, doch von Allem nur einen raschen Genuß. Der Eindruck war bei ihm, der immer nach Veränderung dürstete, nie tief und bleibend. In seiner bessern Zeit war er leicht und geschmeidig im Umgang und im Gespräch unterhaltend. Er war, sagt Nicolai, was die Franzosen un aimable étourdi nennen. In Gegenwart Kleist's, vor dem er eine ungemessene Hochachtung hegte, bezeigte er sich ernsthafter, während er sonst zuweilen in eine ausschweifende Lustigkeit gerieth. Selbst seine Poesie war ihm, wie alles Andere, nur gelegentlicher Genuß, und er brachte es daher auch — weil ihm nun einmal jede anhaltende ernstere Beschäftigung unbequem wurde — nicht über gelegentliche Einfälle hinaus. Als er Kleist's Gesellschaft entbehren mußte, die in gleicher Weise auf seinen poetischen wie auf seinen sittlichen Charakter einen wohlthätigen Einfluß geübt hatte, verließ ihn auch die Lust zur

Poesie und es blieb ihm nur noch die Liebe zu sinnlichen Vergnügungen.

Die erste Ausgabe von Ewald's Sinngedichten und Liedern, unter denen sich manche ansprechende Gabe eines leichten und gefälligen Talents befindet, welches der Anregung des Augenblicks eine heitre oder sinnige Blüthe abgewann, ließ Kleist 1755 in Potsdam, doch nur für Freunde, drucken, so daß diese erste Ausgabe sehr selten geworden ist. Eine zweite vermehrte besorgte der Verfasser selbst bei seinem Aufenthalt in Dresden 1757; die neueste veranstaltete Jördens 1791. Auf dem Titel derselben steht aber fälschlich Friedrich als Vorname des Dichters.

Aus Ewald's Sinngedichten und Liedern.

Alkander.

Man seh' einmal die List!
Alkander will einfältig scheinen,
Der doch einfältig ist.

Dulcin und Korinne.

Korinne.

Dich lieb' ich stets, Dulcin, doch sei auch niemals kalt!

Dulcin.

Korinne, nein! Jedoch wirst du auch niemals alt?

Gespräch zwischen Phocion und dem Gesandten Alexanders.

Phocion.

Weswegen schickt dein Herr Geschenke mir allein,
Sollt' ich nur in Athen derselben würdig sein?

Der Gesandte.

Man kennt den Phocion als einen wackern Mann.

Phocion.

Nimm das Geschenk zurück, damit er's bleiben kann.

Korvin.

Man sagt, Korvin ist reich, und preist ihn aller Orten;
Hilft er den Armen auch? O ja — mit schönen Worten.

Zeusipp.

Zeusipp vermählt sich mit Lucinden;
Zeusipp ist drum nicht blind:
Wenn wir an ihr nicht Reize finden,
Weiß er, daß sie im Kasten sind.

Phrynens Klage.

Lupin, der Thor!
Spricht mir ohn' Unterlaß von seiner Liebe vor;
Glaubt er, ich sei nur Ohr?

An den König Friedrich II. von Preußen.

Du bringst die goldne Zeit zurück, o Held! wie nenn' ich dich?
Sesostris, Cyrus, Antonin? Nur sich gleicht Friederich!

Du drohst: die halbe Welt erschrickt, und läßt dich Sieger sein;
Du lächelst: Künste drängen sich zu deinen Thoren ein;
Dann wirst du uns Apollo selbst, Thessalisch deine Flur,
Und Wahrheit und Gerechtigkeit betritt die alte Spur.

Amyntas.

Amyntas, den man in Paris
Galant und fein und artig hieß,
Kehrt wieder über unsre Grenze:
Man glaubt, er bring' Verstand zurück,
Zu vielen Aemtern mehr Geschick — —
Er macht die besten Reverenze.

Der Husar.

Ein muthiger Husar, den man zum Angriff sandt',
Kam im Triumph zurück mit eines Feines Hand,
Die auf dem Säbel stak. Warum bringst du die Hand?
Rief ihm sein Oberster, was bist du für ein Tropf!
Ja, sagte der Husar, er hatte keinen Kopf.

An Lykon.

Sieh' dort im melanchol'schen Wald'
Der Sonne Bild im Teiche schwimmen;
Sieh' jener Schäferin Gestalt,
Und hör' der Vögel süße Stimmen,
Und wie der Bach im Felsen lärmt:
Wer blieb', o Lykon, hier nicht stehen,
Sich satt zu hören, satt zu sehen!

Thrax.

Thrax überlegt, beschließt, verläßt mich, läuft mir nach,
Steht still, sitzt, liest und gähnt, schläft ein, wird wieder wach,
Pfeift, sieht mich an und lacht, singt laut, wird wieder still,
Erschrickt, greift nach der Uhr, flucht, fragt mich, was er will?

Makrus.

Es schenkt mir Makrus schlechten Wein
In einen goldnen Becher ein,
Damit die Farbe mir nicht soll verdächtig sein.
Wie aber, Makrus, glaubst du wohl,
Daß ich, vom Glanz des Bechers voll,
Auch den Geschmack verlieren soll?

An Timon.

Du sagst: Es sei der Mensch nicht zur Gesellschaft da,
Er sei sich selbst genug, und glücklicher allein;
Du lebtest ruhiger in einem dunklen Hain,
Und fern von Städten sei man nicht der Hölle nah.
An allem was du sagst, ist Timon, etwas wahr;
Doch denk', o Wilder! daß Gesellschaft dich gebar.

Die Gerechtigkeit.

Was hilft es, der Gerechtigkeit die Augen zu verbinden,
Umsonst ist da das Band:
Wollt ihr sie besser binden,
So bindet ihr die Hand.

Die Verführung.

Das erste Weib ward durch den Teufel,
Durch's Weib der erste Mann verführt;
Seitdem hat stets die Frau der Teufel,
Die Frau den Mann regiert.

An den Mai.

O Florens Liebling, Freund der Weste,
Mai! deine Tage sind mir Feste.
Du drangst in Amaryllis Brust:
Ihr zarter Busen schwoll von nie gefühlter Lust.
Nichts half es, stets ihr nachzugehen;
Nichts half mein Seufzen, Schmachten, Flehen;
Es half nicht Witz, auch nicht Verstand;
Es half nicht Lied, nicht Kranz, nicht Band:
Nicht Untreu half, es half nicht Treu: —
Du halfst allein, allmächt'ger Mai.

Dorilis.

Armbänder, Palatin, Aigretten,
Schönpflaster, Ohrgehäng', Manschetten,
Pompons, Bandlätze, Garnituren,
Mantille, Reifrock, Handschuh, Uhren,
Schmink', Esclavagen, Flohr, Brillanten,
Strickbeutel, Schnürbrust, Engageanten,
Halsschleifen, Kappen und Bouquetter,
Saloppen, Hauben und Planschetter,

Glasfedern, Roben, Müffe, Schmelzwerk,
Karkassen, Spitzen, Ringe, Pelzwerk — —
Dies alles hat nur einen Namen,
Und heißet Dorilis zusammen.

An den Medor.

Die Seelenwandrung muß, Medor, wohl möglich sein:
Dein Körper, sieh'! ist groß, und deine Seele klein.

Chrysipp.

Daß Chrysipp behutsam geht,
Daß er langsam spricht und denket,
Daß ihr oft ihn zählen seht,
Daß ihn Scherz und Freude kränket
Daß er stets sein Geld bewacht,
Daß er selten küßt und lacht,
Glaubt er, komme vom Verstande,
Da es doch sein Alter macht.

An Doris.

Was helfen, Doris, dir die heiter blühnden Wangen,
Der Lippen stiller Reiz, die schöngewölbte Brust,
Das Haar, wo Zephyrs sich in blonden Locken fangen?
Du scheuchst die Grazien und Amorn und die Lust.

Umsonst hat die Natur dir Schönheit beigeleget,
Wenn sie dir nicht Gefühl im Lenz der Jahre giebt:
Wenn nicht die Zärtlichkeit den jungen Busen reget.
Blühst du den Blumen gleich, die nur das Auge liebt.

An den Sophos.

Du hast nun lange schon den Cicero citiret,
Und was einst Plato schrieb, uns zu Gemüth geführet;
Ihr beider Geist hat uns viel Schönes vorgebracht;
Doch, Freund! hast du denn niemals selbst gedacht?

Lesbia.

Man sagt, Emil wird sich mit Lesbien vermählen:
Die junge Braut sei reich, und schön ihr Angesicht,
Sie sei aus gutem Haus', und Witz soll ihr nicht fehlen;
Von Tugend hört man nicht.

Vitell.

Vitell klagt den Verlust von seinem lieben Weibe,
Und schließt sich, abgehärmt in seinen Keller ein,
Und säuft sein letztes Fläschchen Wein,
Damit kein Trost ihm übrig bleibe.

Iren.

Iren denkt stark und schön, in ihm ist lauter Licht,
Er ist beherzt, gerecht, doch liebenswürdig nicht;
Sein strenger Ernst, der ihn mit Runzeln überzieht,
Macht, daß ihn jeder ehrt, bewundert, rühmt und — flieht.

Elpin und Iris.

Elpin und Iris sind ein Muster guter Ehen:
Schlöss' Iris einst der Himmel ein,
So möcht' Elpin, um selig sie zu sehen,
Mit Freuden in der Hölle sein.

Miren.

Du wohnest schön, Miren, doch alles Hausgeräthe,
Das um dich glänzt, Tisch, Spiegel Stühl, und Bette,
Tapet, Gemäld' und Schrank und Alles ist nicht dein:
Ich mag bei mir nicht fremde sein.

Die Mönche.

Ihr Mönche seid nur dreist galant!
Euch läßt kein Mädchen trostlos wandern.
Ihr tragt die Sünd' in Einer Hand,
Und die Vergebung in der andern.

An einen dummen Helden.

Es werden deine Heldenthaten
Einst in die lange Nacht gerathen;
Sie sucht und rühmt der Dichter nicht.
Du hast des Löwen Muth und Stärke;
Wie Cäsar thust du Wunderwerke,
Nur daß dir Cäsar's Kopf gebricht.

B. und L.

B. Komm, Freund, ich will zu Silvius dich führen!
Das ist ein Mann,
Der den Virgil auswendig kann!
Du sollst nicht deine Zeit verlieren.
Du säumst? Wie dünkt dir Silvius nicht viel?
L. Ich habe den Virgil.

Olinde.

Du fragst, wie alt Olinde sei,
Die so viel Aufsehn macht?
Bei Tage ist sie zwanzig Jahr,
Und funfzig in der Nacht.

Carl Wilhelm Ramler.

Karl Wilhelm Ramler wurde am 25. Februar 1725 zu Colberg geboren, wo sein Vater die Stelle eines Accis-Inspektors bekleidete. In seinem elften Jahre kam er in ein Waisenhaus zu Stettin und zwei Jahre später in das zu Halle, wo er im Verlauf von vier Jahren seine Vorbereitung zur Akademie mit großem Fleiß vollendete. Er studirte in Halle und ging 1746 nach Berlin, wo sein Vater früher gestanden hatte und noch Freunde besaß. Ramler machte hier die Bekanntschaft Gleims, der ihn seinem Schwager, dem Oberamtmann Fromme in Lehme, zwei Meilen von Berlin, als Hauslehrer empfahl. Kaum 23 Jahr alt wurde Ramler, 1748, als Professor der Logik und schönen Wissenschaften an die Cadettenschule zu Berlin berufen. Seine Vorlesungen betrafen die Grundsätze der schönen Künste, der deutschen Sprache und des deutschen Styls. Die Zeit, die ihm sein Amt übrig ließ, widmete er mit vielem Fleiß seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Er erwarb sich gute historische und antiquarische Kenntnisse. Doch bezog sich Alles bei ihm auf das Hauptstudium, zu dem ihn vorzugsweise seine

Neigung trieb, die Poesie. Von seinen Jugendgedichten — sie waren, ohne Namen des Verfassers in den Bremischen Beiträgen abgedruckt, das Geheimniß weniger Freunde — nahm Ramler später nur ein einziges vom Jahre 1744 „Sehnsucht nach dem Winter" in die Sammlung seiner lyrischen Gedichte mit auf. Erst 1748 trat er mit seinem Namen an die Oeffentlichkeit. Seine Oden gingen durch ganz Deutschland von Mund zu Mund, nur das Ideal selbst, das sie vor Allem feierten, Friedrich der Große, schenkte ihnen keine Beachtung. Der König kannte und liebte die deutsche Literatur nicht, und Ramler war zu bescheiden und zu stolz, um die Aufmerksamkeit des Monarchen etwa durch Zusendung seiner Gedichte auf sich zu lenken. Es war ein schöner Zug des Dichters, daß er trotzdem nicht müde ward, die Großthaten seines Friedrichs zu singen und daß ihm die Begeisterung, welche diese in ihm entflammten, als der ausreichende würdigste Lohn galt. Diese musterhafte Uneigennützigkeit, die leider nicht allzuhäufig ist, macht uns Ramler verehrungswürdig. In seiner Ode: „der Triumph", singt Ramler mit edler Selbstentsagung:

Allerhöchster Triumph ist,
Solchen König besingen.
Drum schweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der Ceïsche
Und Thebanische Päan,
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von deinen Händen auslenkt,

— Und nicht gewöhnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen."

Zu seinem ersten Versuch in der musikalischen Poesie gab die Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen, die, wie ihr Bruder, die Musik liebte und selbst componirte, dadurch Veranlassung, daß sie eine Passions-Cantate von ihm wünschte. In Folge dessen entstand das Gedicht „der Tod Jesu" (1760), welches von allen Gedichten Ramlers durch Graun's berühmte Composition am bekanntesten geworden ist und noch lebendig in der Gegenwart fortwirkt, da es in vielen deutschen Städten, u. a. auch in Berlin, Sitte ist, den Charfreitag durch die musikalische Aufführung dieser Cantate zu feiern.

Ramler's äußere Verhältnisse, welche bis dahin ziemlich beschränkt gewesen waren und nur so mäßigen und bescheidenen Anforderungen genügen konnten, wie sie der Dichter an das Leben machte, verbesserten sich wesentlich unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen. Friedrich Wilhelm II. kannte Ramler persönlich und hatte ihn als Prinz mit seinem Gouverneur mehrere Male besucht. Bald nach dem Antritt seiner Regierung (1786) empfing Ramler außer seinem jährlichen Gehalt noch eine Pension. In dem betreffenden Cabinetsschreiben vom 27. August 1786 lauten die königlichen Worte:

„Eure bekannten Verdienste um die Wissenschaften haben meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen können und Euch meinen Beifall erworben. Zugleich habe ich Euch aber auch meinen Estim dadurch thätig bezeigen wollen, daß ich Ordre gestellt

habe, daß Ihr jährlich aus der General-Domainen-Casse eine Pension von 800 Thalern ausgezahlt erhalten sollet."

Außerdem erhielt Ramler einen Platz in der Akademie der Wissenschaften, womit gleichfalls ein kleines Jahrgehalt verbunden war, und 1787 neben Engel die Mitdirection des Berlinischen Nationaltheaters. 1790 legte er seine Stelle beim Cadettenkorps nieder und 1796 entsagte er wegen herannahenden Alters und zunehmender Schwächlichkeit auch der Leitung des Theaters. Doch behielt er das ganze bis dahin bezogene Gehalt. Am 11. April 1798 starb Ramler, nachdem er dreiundsiebzig Jahre lang einer fast ununterbrochenen Gesundheit genossen, an der Auszehrung.

Ramler hatte nie geheirathet, vielleicht — so fügt sein Biograph Göckingk hinzu — „auch nie geliebt, doch war er gern in Gesellschaft von Frauenzimmern und betrug sich angenehm gegen sie." Als Göckingk ihn einst auf einem vertraulichen Spaziergange fragte, ob er nie eine Geliebte gehabt habe, antwortete er: ich bin wohl verliebt gewesen, aber ohne meine Liebe zu erklären. „Vielleicht finden manche Leser hierin einen Aufschluß, warum seine eigenen Gedichte so wenig Liebe athmen, und warum gerade so manche Stelle leidenschaftlicher Liebe, bei Verbesserung erotischer Gedichte Anderer, ihm weniger geglückt ist." Gleichwohl schrieb Ramler in das Stammbuch der jüngsten Tochter seines Freundes Weiße:

Wer war es, der aus Schilf die erste Flöt' erfand?
Wer schnitt den ersten Vers in eines Baumes Rinde?
Wer schuf das erste Bild aus Schatten an der Wand?
Die Liebe! — Liebe wirkt geschwinde,
Und langsam der Verstand!"

Diese Zeilen, welche Oeser so schön fand, daß er dazu drei Medaillons in Oel malte, enthalten eine treffende Selbstkritik des Dichters, dem die schöpferische Macht der Leidenschaft versagt war und bei dem sich das Gefühl erst durch den langsam wirkenden Verstand, so zu sagen, destillirte. Das Gefühl der Liebe, welches Ramler abging, und ohne welches es einen wahrhaft großen Dichter nie gegeben hat und geben wird, wurde durch sein aufrichtiges Gefühl für Freundschaft und durch die reflectirende Bewunderung des Großen und Erhabenen nur scheinbar ersetzt.

Das Höchste, was die Ramlersche Poesie zu leisten vermochte, erreichte sie (wenn wir das anmuthige Gedicht, die „Nänie auf den Tod einer Wachtel" ausnehmen) in einer Reihe patriotischer Dichtungen, als deren Mittel- und Höhepunkt sich Friedrich der Große darstellt. Es fehlt diesen Gedichten, deren Wirkung auf die Zeitgenossen durchaus nicht zu unterschätzen ist, keineswegs an geordnetem Plan, Erhabenheit der Gedanken und Bilder, Kraft und Klang der Sprache — bei alledem empfinden wir heut zu Tage, wo überdies der unmittelbare Einfluß des Gegenstandes nicht mehr mitwirkt, recht wohl, daß sie nicht etwa das Werk einer ursprünglichen Dichterkraft, eines in seiner Tiefe bewegten, rhythmisch ausfluthenden Gemüths sind, sondern vielmehr die fleißige, wohl überlegte und mühsam gefeilte Arbeit des Verstandes, der zwar ein achtungswerthes Talent, doch keinen Funken von Genie besaß, und, damit zusammenhängend, nur Kunst ohne Naivetät.

Die Urtheile über den Dichterwerth Ramler's gehen je nach der Zeit und dem ästhetischen Standpunkte der Urtheilenden sehr auseinander. Die Zeitgenossen haben Ramler den deutschen Horaz genannt und namentlich in seine kritische Feile viel Ver-

trauen gesetzt; die spätern — vor Allen die Kunstrichter der romantischen Schule — haben ihm jedes, selbst das formelle Talent abgesprochen.

Der deutsche Horaz — auch Herder nennt ihn so in den „Fragmenten zur deutschen Literatur" — ist freilich eine Bezeichnung, die für Ramler nach unsern heutigen Begriffen durchaus keine Berechtigung hat; der Berliner Dichter verhält sich zu dem römischen, wie etwa die gelehrte Stubenpoesie Gleim's, des preußischen Grenadiers, zu einem wirklichen Volksliede. Es fehlte ihm ebenso die feine Anmuth, die geistvolle Sinnigkeit, welche den Römer auszeichnen, wie dessen künstlerische Vollendung der Form und Sprache. Der deutsche Horaz jener Zeit war in Wahrheit nur Klopstock, welchem die classische Form der natürliche Ausdruck ächter und tiefer Empfindung wurde. Bei Ramler vermissen wir diese Einheit. Er muß erst Form und Inhalt in einander passen — und zuweilen passen sie eben auch nicht. Er ist nicht fähig, die antike Form aus seinem Geiste neu zu erzeugen, sondern hat sie nur als Schablone vor sich.

Nichtsdestoweniger bleibt es das große Verdienst Ramler's, durch das Zurückgehen auf die Formen des classischen Alterthums eine formelle Correctheit wenigstens angebahnt und die Dichter Deutschlands darauf hingewiesen zu haben, welcher strengern Schule sie noch bedürften, und welcher prosodischen Ausbildung ihre Muttersprache überhaupt fähig sei. Funfzehn Oden des Horaz, welche Ramler 1769 veröffentlichte, waren die erste deutsche Uebersetzung jenes Dichters, die man zu ihrer Zeit als musterhaft bezeichnen durfte. Das Schlimme war nur, daß Ramler, obgleich ihm aller Sinn für das Naive fehlte, und obgleich er, trotz seiner „musikalischen Gedichte", doch von der Klangfülle und

dem Wohllaut unsrer Sprache, von dem, was wir den Zauber der Sprachseele nennen möchten — im Gegensatz zum Gedanken — kaum eine Ahnung hatte, sich dennoch je länger je mehr für den unfehlbaren Kritiker hielt. Und so leidenschaftlich gerieth er in das Feilen und Bessern hinein, daß er dasselbe zuletzt das eigentliche künstlerische Gestalten ansah. An sich selbst wurde für er auf die Länge zum warnenden Exempel, denn er verkünstelte an seinen eignen Gedichten so viel, daß man nicht selten die frühern und einfachern Lesarten vorzieht (man vergleiche z. B. den „Tod Jesu" in der letzten nach Ramlers Handschrift veranstalteten Ausgabe seiner poetischen Werke, 1800, mit dem Texte von 1772). Das Schlimmste aber war, daß er sowohl den Beruf als die Pflicht zu haben meinte, der Allerweltsverbesserer zu sein, auch gegen den Wunsch und Willen der Dichter selbst, denen er, wenn sie nicht selber um sein Gutachten baten, dasselbe unaufgefordert zuschickte. Manche unterwarfen sich dieser oberherrlichen Kritik, selbst Lessing hatte leider für seine Arbeiten ein unbedingtes Vertrauen zu ihr, Andre, wie Lichtwer, sträubten sich dagegen und wurden unwillig, noch Andere versuchten es, ihren Gedichten trotz des befreundeten Censors die Eigenthümlichkeit zu bewahren — was seinerseits damit bestraft wurde, daß er die Allzuselbstständigen in seinen Muster-Blumenlesen überging. Moses Mendelssohn ließ ihn aus Furcht vor Ramler's Verbesserungswuth seine Psalmenübersetzung vor dem Druck gar nicht sehen. Aber hatte denn nicht Ramler Batteux's beliebte „Einleitung in die schönen Wissenschaften" übersetzt und verbessert? Und war dieses Lesebuch nicht in vier Auflagen (die letzte erschien 1774) zur unantastbaren Autorität geworden? Warum

sollte er also nicht die Ermächtigung haben, den poetischen Geschmack in Deutschland zu überwachen und eigensinnige Dichter, die noch Etwas für sich haben wollten, mit der Kunstschablone seines Batteux in Zucht zu halten?

Man kann zugeben, daß Ramler häufig mit seinen Verbesserungen im Recht war — namentlich, was die äußere Correctheit betrifft — und doch bedauern, daß er das unbefangene Urtheil über einzelne Dichter ganz unmöglich gemacht hat. Selbst die Mängel würden wir mit der erhaltenen, ursprünglichen Eigenthümlichkeit doch lieber in den Kauf nehmen. Dazu kam auch, daß Ramler's kritische Censur mit dem zunehmenden Alter immer schwächer und stumpfsinniger wurde und die Emsigkeit seiner Feile nur um so mehr Bedenken erregte.

Von Ramler's früher sehr beliebten Sammlungen, (Lieder der Deutschen, lyrische Blumenlese, Fabellese u. s. w.) hat wegen der durchgängigen Ueberarbeitungen des Herausgebers keine einen historischen Werth behalten.

Während Voß namentlich in Bezug auf Götz (s. diesen) für Ramler auftritt, äußert sich August Wilhelm Schlegel in den Charakteristiken und Kritiken folgendermaßen:

„Ramler's Art, die Werke anderer Dichter mit oder gegen ihren Willen zu corrigiren, hatte etwas Kleingeistisches, Illiberales und Präceptormäßiges. Bekümmerten sich die Abgeschiedenen noch um den Nachruhm und das Schicksal ihrer Produkte, so möchten die Manen Geßner's *) und Lessing's wohl durch die Bemühungen ihres Freundes beunruhigt worden sein. Hätte

*) Ramler versificirte außer Lessing's Fabeln auch die Geßner'schen Idyllen. Es war ein durchaus mißlungenes Unternehmen.

der bescheidene Götz weniger Zutrauen zu Ramler's kritischer Untrüglichkeit gehabt, so dürften wir es nun nicht beklagen, daß die ächte und ursprüngliche Gestalt seiner Gedichte unter anmaßlichen Verbesserungen verloren gegangen ist. Bei seinen Sammlungen findet man weder Vorreden, welche über das Geschäft des Herausgebers dabei Rechenschaft gäben, noch Nachweisungen über die Verfasser der einzelnen Stücke. Diese mögen sich mit der Ehre begnügen, von Ramler eigenmächtig behandelt worden zu sein. Ein Verfahren, das in der That so aussieht, als wenn er das Schulmeistern für etwas viel Höheres gehalten hätte als das Dichten. Das Seltsamste ist, daß er bei seinen beabsichtigten Verbesserungen fremder Gedichte unaufhörlich selbst gegen den Rigorism der äußern Form verstößt, ja ihn zerstört, wo er ihn vorfindet. Wo endlose Alexandriner ohne Abschnitt hinter einander drein stolpern, wo Wohlkang und Quantität auf das gröbste beleidigt werden, da kann man zehn gegen eins wetten, daß die ungesegnete Hand des poetischen Chirurgen Verwüstungen angerichtet hat. Doch mit diesem Titel wird ihm noch zu viel zugestanden: er war vielmehr ein bloßer poetischer Bartputzer, wie er ja auch einmal in einer Zeichnung soll vorgestellt worden sein, der sich aber stumpfer Messer bediente und daher seinen Patienten das Gesicht erbärmlich zerfetzte."*)

Nicht minder unnachsichtig wird Ramler von Johannes Falk (Kleine Abhandlungen, die Kunst und Poesie betreffend, 1803) in nachfolgendem Dialog beurtheilt:

---

*) Es wird hier auf eine satirische Zeichnung Chodowiecki's angespielt, die Kleist im Sarge liegend vorstellt und Ramler daneben, der ihn rasirt, mit der Unterschrift: Lasset die Todten ungeschoren.

Ramler und Lessing.

Ein Gespräch in der Unterwelt.

Lessing. Aber, lieber Ramler!

Ramler. Du bist also mit dieser Aenderung unzufrieden?

Lessing. Durchaus.

Ramler. Aber bedenk'!

Lessing. Was, Ramler, was?

Ramler. Die Gemeinheit im Ausdruck, die sie so unumgänglich nothwendig machte, so unbedingt erforderte.

„Vom ganzen Lande wählt mein Lied
„Die Ceder, die gen Himmel blüht,
„Die Rose von den Blumenbeeten,
„Berlin von allen Königsstädten:
„Ich will den Weisen und den Held,
„Von allen Göttern dieser Welt,
„Und von Göttinnen dieses Weisen
„Und dieses Helden Schwester preisen."

Alles dieses klang nicht ein Bischen prinzenhaft, nicht ein Bischen odenmäßig, Alles gar zu alltäglich, gar zu naiv; und die Besungene war doch ein Mal eine Prinzessin.

Lessing. Und setze hinzu: eine Prinzessin aus dem Hause Braunschweig — eine Schwester Friedrich des Großen — gar Aebtissin; was mehr? was denn mehr? Höre mich, Ramler!

Ramler. Nicht eher bis du mir Gehör gegeben, und ich dich auf die vielen Grammaticalien und Fehler in der alten Lesart aufmerksam gemacht habe.

Lessing. Fehler? Worin? Grammaticalien? Wo?

Ramler. Da ist ja gleich einer in der fünften Zeile. Offenbar muß es Helden statt Held heißen.

Lessing. Ich hatte es nicht bemerkt.

Ramler. Aber ich, weil ich den Adelung nachschlug, der nie von meinem Schreibetisch kam.

Lessing. Den Adelung?

Ramler. Ja ja, ich weiß wohl, daß du ihn verachtest; auch citirt er dich fast nirgend, als wo es heißt: „Oberdeutsche und gemeine Sprecharten."

Lessing. Mir gleich!

Ramler. Da hör' Einer! Und weißt du wohl, daß mich diese deine Gleichgültigkeit ärgert? daß sie mich verdrießt? Da sitz' ich, und corrigire ihm mit saurer Mühe die Gramaticalien aus seinen Fabeln heraus, um ihn mit genauer Noth zum Rang eines classischen deutschen Autors zu erheben, und er, statt daß er es Einem Dank weiß, sündigt immer auf neue los. Es ist unerhört.

Lessing. Die Natur, mein Freund, ist älter als Adelung und alle Wörterbücher. Ihr bin ich gefolgt und habe, nach Luthers Rath, dem gemeinen Mann ins Maul gesehen; wie Herr Adelung dies aufnimmt, ob er sein Maul dazu schief oder grad zieht, das ist seine Sache; mir ist es völlig gleichgültig.

Ramler. Aber sage mir nur: von wem hängt denn der Ruhm eines Dichters in Deutschland sonst ab, als von einem Mann, der, wie Adelung, ein Wörterbuch schreibt, und seine Beispiele dazu aus unsern Schriften hernimmt?

Lessing. Wie gesagt, mein Freund, von der Natur, die älter ist als alle Wörterbücher: doch wir kommen ab! Wo

standen wir gleich? Ganz recht, bei der Unnatur und deinen Versen auf eine Prinzessin. Laß sie doch noch ein Mal hören!

Ramler. „Die Ceder von den Bäumen dieses Waldes sei
„Mein Lied, die Ceder die zu den Wolken steigt,
„Die Rose von den Blumenmatten,
„Unter den Städten Berlin-Augusta,
„Von Göttern dieser Erde der weise Fürst,
„Und von Göttinnen dieses Weisen
„Schwester, gleich ihm in den Künsten mächtig!"

Lessing. Abscheulich!

Ramler. Wie das?

Lessing. Das frägst du noch? Ward von dir denn die ganze Kunst des Dichters, die von einer ursprünglichen Begeisterung ausgeht, in Nichts als eine mechanische Handwerksfertigkeit gesetzt? Hast du so wenig die Unverletzbarkeit der ersten Stimmung und der Natur in dir ehren gelernt? Wie würde ich dem Stümper gram sein, der so voll Anmaßung das Werk eines Andern verhunzte, und unglücklicherweise ist dieser Stümper Ramler selbst! Nichts mehr davon: ich bitte dich, damit mir nicht die Galle überläuft. So verfeilt, so armselig, so kalt wie das Ding nun da steht, ist es ja weder Ode noch Lied? Wie konnte der Sänger, ich will nicht sagen der Ode auf einen Granatapfel, nein, nur der Uebersetzer Batteux's sich einen so argen Mißgriff zu Schulden kommen lassen?

Ramler. Du bist wieder ein Mal in deiner zornmüthigen, widerwärtigen Laune! Verzeih' mir, Lessing! Einem Pfeffel würde ich ein solches Urtheil zu gut halten; aber dir, einem Mitarbeiter der Literaturbriefe: — nein, das heißt seine Liebe zu Paradoxien doch ein wenig zu weit treiben!

Lessing. Pfeffel? der blinde Sänger von Colmar? Was hat dir denn dieser zu Leide gethan?

Ramler. Ei, er nahm es übel, daß ich statt seiner die Augen für die Fehler in seinen Fabeln offen behielt; und da ich ihm einige Verbesserungen nach meiner Art zuschickte, schrieb er mir ganz kurz:

Hochzuehrender Herr Professor!

Es ist mit dem Corrigiren fremder Werke, wie mit dem Hutaufsetzen. Es kann sein, daß ich mir den meinigen zuweilen etwas schief setze; aber doch setzt ihn mir sonst Niemand zu Dank, und wenn ich auf der Stube bin, und er zehn Mal gerade sitzt: so setz' ich ihn mir doch wieder, wie ich will!

Lessing. Pfeffel hat Recht. Des Rechts, seinen Hut nach eignem Gefallen zu setzen, wie seinen Kopf nach Willkühr zu brauchen, muß sich Niemand begeben!

Ramler. Doch hast du deine Fabeln mir freiwillig zugeschickt!

Lessing. Das ist ein ander Ding. Eine zugestandene Freiheit ist keine genommene; die letzte würde ich mir auf alle Weise verbeten haben.

Ramler. Du bist ein Murrkopf, und es ist am besten, wenn ich dich heut gehen lasse; aber morgen und wenn du wieder bei besserer Laune bist, will ich dir meine fünf und vierzig veränderte Lesarten aus dem Granatapfel mittheilen!

Lessing. Ich bin nicht neugierig darauf!

So würde Lessing selbstverständlich zu Ramler nicht gesprochen haben, denn wir wissen ja, daß er den Aenderungsvorschlägen seines Freundes nur zu häufig Gehör schenkte; allein im Geiste Lessing's ist der von Falk erhobene Tadel gewiß begründet.

Ramler's kritische Eitelkeit machte sich auch im Umgange mit den Freunden zuweilen geltend, sie wurde aber im Ganzen durch die trefflichen Eigenschaften seines ehrenwerthen Charakters, sein Wohlwollen, seine Uneigennützigkeit, seinen Freimuth und seine aufrichtige Begeisterung für alles Große und Würdige weit überboten. Mit den Schwächen des Kritikers versöhnte der Mensch.

Göckingk, der nach dem Tode des Dichters eine Ausgabe seiner poetischen Werke veranstaltete und eine Biographie dafür schrieb, mußte die Materialien dazu dem Ehrengedächtniß entnehmen, welches Fr. Nicolai für die Königl. Academie der Wissenschaften verfaßt hatte. Ramler selbst war so gleichgültig gegen eine dem Publikum von ihm mitzutheilende Lebensbeschreibung, daß er Göckingk die schon einige Male geäußerte Bitte, ihm seinen literarischen Briefwechsel zu diesem Zwecke zukommen zu lassen, in seiner letzten Krankheit geradezu abschlug. Er war der Meinung, das Leben eines Gelehrten bestehe mehr in seinen Arbeiten, als in solchen Dingen, die er mit andern Menschen gemein habe. Allein, so wenig er für sein persönliches Ich, und ob die Nachwelt etwas davon erführe, besorgt war: so viel Sorge trug er gleichwohl dafür, seine Gedichte in einer prachtvollen Ausgabe zu hinterlassen (diese Prachtausgabe in groß Quart mit vielen Kupfern und Vignetten damals berühmter Künstler erschien 1800 u. 1801 und kostete 22 Thlr.), und schon zu einer Zeit, wo er sich noch in eingeschränkten Um-

ständen befand, ließ er auf seine Kosten einen Theil der Kupfer dazu stechen.

Außer Göckingk gab auch Heinsius in den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg, 1798, den „Versuch einer biographischen Skizze Ramlers, nebst einer kurzen Darstellung seines poetischen Charakters."

Bis zu seinem Tode beschäftigte sich Ramler mit einer vollständigen Uebersetzung des Horaz. Auch übersetzte er zum Theil den Martial, den Katull und den Anakreon. Mit Lessing erneuerte er Logau's Sinngedichte („Friedrichs von Logau Sinngedichte, zwölf Bücher mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von K. W. Ramler u. G. E. Lessing. 1750." — „Friedrichs von Logau Sinngedichte, auf's Neue überarbeitet, mit drei Büchern vermehrt und mit Anmerkungen begleitet von K. W. Ramler 2 Th. 1791.). Die von Göckingk nach der Handschrift des Dichters veranstaltete Ausgabe der poetischen Werke Ramler's, 2 Thle. 1800 u. 1801, neue Ausg. 1825, enthält in ihrem ersten Theile die lyrischen Gedichte, im zweiten die vermischten, darunter die sämmtlichen Cantaten: „Ino", „Pygmalion", „die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu" u. s. w., poetische Gelegenheitsreden, ein musikalisches Vorspiel: „das Opfer der Nymphen" (am 24. Jan. 1773 auf dem Berlinischen Theater aufgeführt) und ein einaktiges Singspiel: „Cephalus und Prokris."

Aus Ramler's poetischen Werken.

Sehnsucht nach dem Winter.

Im November 1744.

Die Stürme durchheulen die Luft, und schleudern Wolken auf Wolken,
Und donnernd stürzen die Ströme durchs Land.
Die Wälder trauern entblößt; das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler gejagt.
Der Weinstock, ein dürres Gesträuch . . . . Was klag' ich so müßig den Weinstock?
Auf, Freunde! trinkt sein schäumendes Blut!
Schon seht ihr den triefenden Herbst mit leerem Fruchthorn entweichen;
Bald kömmt der Winter, mit Tannen bekränzt,
Und deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,
Und hüllt in Blüthe den Wald, (dem fröhlichen Barden ein Frühling!)
Und streuet Lilien über das Thal.
Dann schwimmt der Jüngling nicht mehr durch reissende Fluthen, dann schweift er
Auf harten Massen laut jauchzend umher,
Die Füße beschuhet mit Stahl, und überwindet den Reiter,
Der am Gestade den Wettlauf gewagt.

Dann zittern die Bräute nicht mehr in wankender Gondel, sie fliegen
Beherzt auf gleitenden Wagen dahin,
Erwärmt vom sibirischen Pelz, durch silberne Schleier beschirmet.
An ihre zärtlichen Führer gelehnt.
O Winter! eile vor Zorn, nimm den kältesten Ostwind,
Und treib die Krieger aus Böhmen zurück,
Und meinen erstarreten Kleist! Noch hab' ich ihm seine Lykoris
Und Wein vom mürrischen Alter bewahrt.

Nänie auf den Tod einer Wachtel.

Weint, ihr Kinder der Freude! weine, Jocus,
Weine, Phantasus! Alle des Gesanges
Töchter, alle des jungen Frühlings Brüder,
Sirenetten*) und Zephyretten weinet!
Ach! die Wachtel ist todt, Naidens Wachtel,
Die so gern in Naidens hohler Hand saß,
Und gestreichelt von ihrer Rechten, achtmal
Ihren Silberschlag so hell gellend anschlug,
Daß das purpurbemalte Porzellan klang.
Wenn das Mädchen zu singen und zu spielen
Anhub, lauschte sie still und nickte freundlich.
Wenn das Mädchen zu singen und zu spielen
Abließ, hüpfte die kleine Liederfreundin
Auf die Laute des Mädchens, lockte horchend
In die Laute, daß alle sieben Saiten,
Bauch und Boden der Laute widertönten.

---

*) Sirenetten, kleine Sirenen, bezeichnen die kleinen Singvögel, dichterisch oft Waldsirenen genannt.

Wenn das Mädchen, versenkt in Träume, stumm saß,
Flog die Gauklerin dem Pagoden Lama*)
Auf den Wackelkopf, wiegte mit dem Kopfe
Des Pagoden sich weidlich hin und wieder.

Ach! kein Vogel war diesem gleich: der Juno
Vogel**) nicht, der nur schön ist; auch der Pallas
Vogel***) nicht, der nur altklug ist, nie scherzet.
Unser Vogel war schön und klug. Naide
Scherzt' und kosete gern mit unserm Vogel;
Und der Vogel verstand Naiden, gab ihr
Nickend Antwort, schlug an, so bald sie winkte,
Ging und kam auf ihr Wort, und saß ihr rüstig
Auf der Schulter, und ließ sich küssen, ließ sich
Aus den Lippen der trauten Wirthin ätzen.

Welcher menschliche Geist belebte diesen
Vogel? Rede, du kleiner lieber Liebling,
Eh' die bräunliche Seide dich umwickelt,
Und dies Grab dich auf ewig einschließt! Warst du
Nicht ein lieblicher Flötenspieler? Warst du
Nicht vor Zeiten ein süßer Minnesinger? —
Nichts! er redet nicht mehr; es hat ihn seiner
Schönen Stimme der Tod, beraubt und seines
Schönen Nickens! Der böse Tod, gestaltet
Als ein Geiergeripp, der nächtlich alle
Kleine Vögel erwürgt, und alle große.
Doch sein niedlicher Schnabel soll nicht sterben!
Unter Perlen und Gold und edle Steine
Will das Mädchen ihn wohldurchbalsamt legen,
Oft mit Seufzen ihn ansehn, oft mit Thränen,
Oft ihn herzlich an ihre Lippen drücken.

---

*) Man setzt häufig dergleichen chinesische Puppen mit beweglichen Köpfen auf die Gesimse der Kamine.
**) Der Pfau.
***) Die Eule.

Hier nun ruhe sein kalter Leichnam, unter
Diesem Rosenbaum. Maienblumen pflanz' ich
Auf sein Grab, und von bunten Tausendschönchen
Einen Kranz. Sein vergnügter Geist, das weiß ich,
Ist gen Himmel geflohn, gleich einem kleinen
Funken. Laß ihn auf deiner Schulter sitzen,
Schnittermädchen des Himmels, die du Weizen
In den Händen und Mohn im Körbchen trägest.

Uraniens Lob Berlins,

bei Gelegenheit eines Granatapfels, der daselbst zur Reife gekommen war.

1749.

„Hier, blühst du? hier, in dieser kalten Zone?
Hier öffnest du die purpurrothe Brust?
Siegprangest hier in deiner goldnen Krone,
Du Liebling Proserpinens, die mit Lust
Und ohne Reue deine Körner
Selbst in des Orcus Gärten aß,
Und allen Nektar ferner,
Und den Olymp vergaß.*)

Der Erdball ändert sich: dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge sinken ein,
Und hier? ein Tempe grünt auf diesem Sande,
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;

---

*) Als Proserpina vom Pluto entführt wurde, sollte Ceres sie nur dann wieder zurücknehmen können, wenn sie im Orcus noch keine Speise genossen hätte. Allein sie hatte schon einige Granatkörner gekostet.

Hier kann sich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz versteckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und fremde Bäum', ihr junges Haupt umschoren,
Trägt hier Sylvan,*) und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
Die nun den klugen Künsten offen sind,
Die schnell auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und über Land
Bleimasse, Meisel, Feilen
In ihrer harten Hand.

Urplötzlich seh' ich Felsen in Gestalten
Ausonischer Palläste ausgehöhlt,*)
Der Pyrrha Kinder stehn umher, dem kalten
Geburtsstein halb noch gleich, und halb beseelt.
Hier steigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas, dir;
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen hier.

Wohlan, ihr Sterblichen, erforscht die Zahlen
Der Sphären, sagt den Winden ihren Lauf:
Wägt euren Mond, zerspaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf:
Verfolgt der Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring
Der an Zeus Ruhebette,
Hängt, hangen wird und hing."

---

*) Sylvan galt als Erfinder der Baumverpflanzungen.
**) Das Akademiegebäude.

So sang Urania, die voll Entzücken
Jüngsthin zu Friedrichs hohem Wohnsitz kam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zu Phöbus neuem Tempel*) nahm,
Wo schon mit Lauten und mit Flöten,
Verlarvt und im Cypressenkranz,
Sich ihre Schwestern drehten
Im schönsten Reihentanz.

An die Stadt Berlin.
1759.

Ich sah sie! (noch erzittern die Gebeine)
Ich sah, bekümmertes Berlin,
Die Göttin deines Stroms vor deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn.

Vergönne mir, Najade, nachzulallen,
Was tief in meine Seele drang,
Als dein entzückter Mund es allen Faunen, allen
Hamadryaden sang. — —

„Sei mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
„Die Städte Deutschlands bücken sich!
„Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
„Und weichen hinter mich!

„Was fürchten wir, ist gleich die Zahl des Feindes
„Wie dieser beiden Ufer Sand?
„O Tochter! hast du nicht zur Seite meines Freundes
„Stets einen Gott erkannt?

*) Das damalige neue Opernhaus.

„Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke,
„Und donnerte den Feind zurück?*)
„Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
„Vor seines Mörders Blick?**)

„Ward nicht das Blutpanier von ihm erfasset***)
„Zur drohenden Aegide? stand
„Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
„Erstarrt an Haupt und Hand?

„Bis alle, von dem kleinen Heer zerschlagen,
„Das unaufhaltsam weiter drang,
„Wie Halme von des Himmels Schlossen, niederlagen
„Dreihundert Hufen lang?

„Ja! dinget nur die halbe Welt zusammen,
„Und raset wider Einen Mann,
„Und wendet wider ihn Verrath und Gift und Flammen,
„Den ganzen Orcus an!

„Borussiens gerechter Held soll siegen:
„Die Götter schützen ihren Sohn.
„Bald wird er im Triumph zu seinen Kindern fliegen.
„Er kömmt! ich seh' ihn schon.

„Eilt, ihn in Erz den Enkeln aufzustellen!
„Eilt, einen Tempel ihm zu weihn
„Am Rande meines Stroms! ich brenne, seine Schwellen
„Mit Blumen zu bestreun.

---

*) In der Schlacht bei Lowositz war ein Gewitter.
**) Man zielte auf des Königs Person und verfehlte sie.
***) In der Schlacht bei Zorndorf ergriff Friedrich selbst die Fahne.

An den Frieden.

1760.

Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede?
Gen Himmel, in dein mütterliches Land?
Hast du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

Wohnst du nicht noch auf einer von den Fluren
Des Oceans, in Klippen tief versteckt,
Wohin kein Wuchrer, keine Missethäter fuhren,
Die kein Eroberer entdeckt?

Nicht, wo, mit Wüsten rings umher bewehret,
Der Wilde sich in deinem Himmel dünkt?
Sich ruhig von den Früchten seines Palmbaums nähret?
Vom Safte seines Palmbaums trinkt?

O! wo du wohnst, laß endlich dich erbitten:
Komm wieder, wo dein süßer Feldgesang
Von heerdevollen Hügeln, und aus Weinbeerhütten,
Und unter Kornaltären klang.

Sieh diese Schäfersitze, deine Freude,
Wie Städte lang, wie Rosengärten schön,
Nun sparsam, nun wie Bäumchen auf verbrannter Haide,
Wie Gras auf öden Mauern stehn.

Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze;
Die jüngst verlobte Garbenbinderin
Trägt, ohne Saitenspiel und Lieder, ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin.

Denn ach! der Krieg verwüstet Saat und Reben
Und Korn und Most; vertilget Frucht und Stamm;
Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch uns geben,
Erwürgt das kleine fromme Lamm.

Mit unsern Rossen fährt er Donnerwagen,
Mit unsern Sicheln mäht er Menschen ab;
Den Vater hat er jüngst, er hat den Mann erschlagen,
Nun fordert er den Knaben ab.

Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Ueberrest!
Bind' an der Hölle Thor mit siebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber fest.

Lied der Nymphe Persante.

(Als die Festung Kolberg von dem russischen Heere einmal zu Lande, und zum zweitenmal von der russischen und schwedischen Seemacht vergeblich belagert worden war.)

Den 24. September 1760.

Er siegt! mein Perseus siegt! — Ihr Freudenzähren,
Erstickt nicht meinen Lobgesang! —
O Fluthen meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang!

Hier wo der Belt, mein Kolberg zu verschonen,
Mit Dünen sein Gestad' umzieht,
Saß ich, und sang entzückt den horchenden Tritonen
Von meinem Freund ein Lied.

„Er schlug das Raubthier jüngst, das der beschneite
„Riphäus auf mich ausgespien,
„Als ich, verlassen von den Göttern, seine Beute
„Unwiederbringlich schien. —

Ich sprach's, als ich urplötzlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe steigen sah
Mit funfzig aufgerissnen feuerspeinden Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Mein Perseus flog in diesem Augenblicke
Herab von seiner Warte, schwang
Sein glorreich Eisen, hielt den Tod im Meer zurücke
Dreimal neun Tage lang.

Ha! welche Flammenströme schoß die Hyder
Nach seinem Leben! — Endlich fand
Mein Flehn der Götter Ohr, und Waffen fielen nieder
Da, wo mein Gastfreund stand.

So bald ihm Plutons Helm das Haupt verhüllte,
Ihn Hermes Flügel trug, der Speer
Der schrecklichen Minerva*) seine Rechte füllte,
Stürzt' er die Pest ins Meer.

Von meinen Lippen soll sein Lob erschallen,
Ich feire dankbar meinen Held,
So lang in dieses Hafens Arme Segel wallen,
Vom Ostwind aufgeschwellt.

---

*) Der Helm des Pluto, die Flügel Merkurs, der Speer Minervens bedeuten die heimliche, schnelle, tapfere Hülfe, die dem Kommandanten der Festung geleistet ward.

Ihm selbst will ich, wann er den Strand begrüßet,
Auf seine Wege Kalmus streun
Und Muscheln; denn mein Fluß ist arm: kein Goldsand fließet,
Kaum Ambra*) rollt hinein.

Und du, mein Barde, der du vor den Thoren
Von deiner mütterlichen Stadt
Einst Lieder lalletest, wenn sie, die dich geboren,
Noch deine Liebe hat:

So singe meinen Liebling, meinen Retter
In jene Laute, die dir jüngst
Besaitet ward, in welche du den Kampf der Götter
Mit den Titanen singst.

Auf ein Geschütz.

(Als von den Russen vor Berlin eine Kugel aus einer ungewöhnlichen Ferne bis mitten in die Stadt geschossen ward.)

Den 3. October 1760.

O du, dem glühend Eisen, donnernd Feuer
Aus offnem Aetnaschlunde flammt,
Die frommen Dichter zu zerschmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle stammt!

Wer zur Verheerung blühender Geschlechter
Dich an das Sonnenlicht gebracht,
Hat ohne Reue seine Mutter, seine Töchter
Frohlockend umgebracht.

---

*) Gelber Ambra: Bernstein.

Schon wär' ich diesen immer neuen Scenen,
Womit das Jahr den Erdkreis ziert,
Entrissen, und dem Arm der Freundschaft, und den schönen
Entwürfen, halb vollführt.

Schon säh' ich, rings von Stygischen Gewässern
Umwunden, das geheime Feld
Elysiens; den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels, und sein Zelt.

Voll wackrer Brennen säh' ich, hörte Lieder
Von Ihm, bei jedem Freudenmahl,
Von Ihm, der wider sechs Monarchen ficht und wider
Satrapen ohne Zahl.

Schon säng' ich seine jüngste That: wie brausend
Ein Meer von Feinden ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehentausend
Zertretnen Schädeln ging.

Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden;
Bald säh' ich Cäsarn lauschend nahn,
Und bald den weisen Antonin, und den mit beiden
Vertrauten Julian.

Allein Mercur stand neben mir, und wandte
Durch seinen wundervollen Stab
Den Ball, der mich ins Reich der Nacht zu schleudern brannte,
Von meinen Schläfen ab.

Denn stärker soll ich noch die Laute schlagen,
Wann er durch Weihrauchwolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen
Des Ueberwinders keucht;

Wann er, auf einem Throne von Trophäen,
Rund um sich her der Künste Kranz,
Und wir im Musentempel seine Siege sehen,
Versteckt in Spiel und Tanz.

Wann er, ein Gott Osir! durch unsre Fluren
Im seligsten Triumphe fährt,
Indeß der Ueberfluß auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.

An den österreichischen Fabius.

Nach der Schlacht bei Torgau.

Den 3. November 1760.

O Fabius!*) gereut dich nach drei Jahren
Dein glücklicher Verzug?
Wo waren deine Felsen? Waren
Die Felsen selbst nicht steil genug?

Vergissest du, wie man bei Nacht dem Sieger
In's müde Lager streift?
Und wie man eine Hand voll Krieger
Mit einem Ocean ersäuft?

Und wie man bundsverwandte Nationen
Bequem zur Schlachtbank schickt,
Indem man, seines Heers zu schonen,
Von sichrer Höh weit um sich blickt?

*) General-Feldmarschall Daun.

Wer nimmt sich nun der Diener armer Staaten,
Der hohen Bassen an,
Und straft den stolzen Potentaten,
Der selbst regieren will und kann?

Wer rächt die Feldherrn, die nach Ehre dürsten,
Nach Beute lüstern sind,
An diesem wunderbaren Fürsten,
Der seine Schlachten selbst gewinnt?

Und ach! wer rächt die Zunft der schönen Geister,
Nun du geschlagen bist,
An einem Könige, der Meister
In allen ihren Künsten ist?

Weh deinem Pontifex, der stets die Laien
Mit Wundern hintergeht!
Er kann ja keinen Degen weihen,
Der wider Pallas Helm besteht.*)

An die Könige.

1761.

Soll wieder eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eure Sündfluth ein?
Und sollen wieder alle Tempel und Traphäen
Berühmte Trümmer sein?

Und alle Künste spät aus Asch' und Moder
Und Todtengrüften auferstehn,
Und aus der Nacht des regellosen Zufalls? oder
Auf ewig untergehn:

*) Papst Clemens XIII. hatte Daun mit einem geweihten Degen beschenkt.

Wenn nun die weise Vorwelt ausgestorben,
Das unerzogne Kindeskind
Ein Räuber ist, die nicht zu Räubern angeworben,
Armsel'ge Pflüger sind? — —

O ihr, verderblicher, als der entbrannte
Vesuv, als unterirdische
Gewitter! ihr, des magern Hungers Bundsverwandte,
Der Pest Verschworene!

Die ihr den schnellen Tod in alle Meere
Auf Donnergaleonen bringt,
Und von Lisboa bis zum kalten Oby Heere
Zum Wechselmorde dingt!

Und ach! mit Deutschlands Bürgern Deutschlands Bürger
Zerfleischet, Einen Bessern Held,
Der Brennen weisen König, zu betrüben! Würger
Der Welt und Afterwelt!

Wenn eurer Mordsucht einst ein Friede wehret,
Der Jedem das geraubte Land
Und seine bangen Vesten wiedergiebt, verheeret
Entvölkert, abgebrannt:

Ihr Könige, wie wird es euch nicht reuen,
(Wo nicht die fromme Reue fleucht,
Durch Wollust, falsche Weisheit, laute Schmeicheleien
Des Höflings weggescheucht,)

Daß euer Stahl unmenschlich Millionen
Urenkelsöhne niederstieß;
Daß keiner, satt des Unglücks, seine Legionen
Das Blutfeld räumen hieß;

Und lieber, schuldlos tapfer, durch die Wogen
Des stillen Oceans den Pfad
Gesuchet, eine Welt entdeckt; ein Volk erzogen,
Wie Manko Kapak *) that,

Der neue Schöpfer seiner Vatererde:
Er theilte Feld und Binsenhaus
Und Weib und Kleid und Zucht und Götter einer Heerde
Zerstreuter Wilden aus;

Und hieß dem frommen Volk ein Sohn der Sonne:
Gleich milde, wachsam, so wie sie,
Und so wie sie, des neugebornen Landes Wonne,
Und ewig jung wie sie.

Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzuge.

Berlin, den 30. März 1763.

Er kömmt, um den du bebtest, wann im Streite,
Wohin ihn dein Verhängniß trug,
Der ehrne Donner von den Bergen ihm zur Seite
Die Feldherrn niederschlug;

Er, wider den mehr Feinde sich gesellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und der mit unerschrockner Seele sich zwei Welten
Allein entgegenwarf;

Dein König, o Berlin! durch den du weiser,
Als alle deine Schwestern bist,
Voll Künste deine Thore, Felsen deine Häuser,
Die Flur ein Garten ist;

*) Der Stammvater der Könige in Peru.

Dein Vater, der dich in der Theurung nährte,
Er kömmt, mit Staub und Ruhm bedeckt,
Und hat die Zwietracht, die der Völker Mark verzehrte
Zur Höll' hinabgeschreckt.

Fall' an sein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Freude; fleug an seine Brust,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede wenn die Lust

Dich reden läßt. Vermählte seiner Brüder,
Küßt sein friedselig Angesicht:
Willkommen, Schutzgeist deines Volkes! und sagt wieder:
Willkommen! und mehr nicht.

Ihr Jungfraun, deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain
Den Weg; mischt Blumen, die der offnen Erd' entsteigen,
Und frühe Blüthe drein!

Ihr edlen Mütter, opfert Specereien,
Die Sabatha den Tempeln zollt,
Da, wo sein goldner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

Heil uns, daß unser Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So sagt, ihr Jünglinge. Du, Chor der Alten, sage:
Heil uns, daß wir das Ziel

So kronenwerther Thaten sahn! wir sterben
Von Wonne trunken: Friederich
Bleibt hinter uns; ihr stolzen Enkel sollt ihn erben.
Triumph! so sag' auch ich:

Wenn unter lauten jubelvollen Zungen,
Ein süßer Ton auch mir gerieth;
Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

Der Triumph.

Schäme dich, Camill,
Daß du mit vier Sonnenpferden
In dein errettetes Rom zogst!
Und du Romulischer Heere
Glücklicher Sieger, o Julius!
Daß dich umgeben mit Städten und Schlachten
Aus nachahmendem Silber
Und aus Indischem Helfenbein,
Und mit Adlern und Spolien
Deiner Brüder umgeben,
Zum hohen Capitol dein stolzer Wagen trug. —
Friederich, ein Prinz der Brennen,
Ward angefallen von Völkern Hungariens,
Von Illyriens Reitern und Daciens:
Alle dem Zepter der Königin zinsbar,
Die Vindobonens saatenreiche Fluren,
Und die Belgischen Auen beherrscht;
Und der Bojohämen Gebirge,
Und Hesperiens goldene Gärten;
Dieser erhabenen Fürstin,
Deren Wohlfahrt vom Ewigen
In sieben Sprachen erflehet wird;
Deren Heere, geführt vom Stab Eugens,
Ehmals unbezwinglich, und jetzt
Verbunden waren mit allen, die
Am Mäotischen, Kaspischen, Finnischen

Sunde wohnen, den rauhen
Samojeden und Ostiaken
Und dem Tartar am Sangarfluß:
Einer Monarchin dienstbar, Einer,
Die den weiten Umkreis
Ihrer Welten nicht kennt.
Auch trat zu ihnen der Söhne Sarmatiens
Selbsterwähleter König,*)
Und stellte seine Sachsen, ein treues Volk,
Mitten auf den Pfad des Siegers,
Unter eine Felsenburg.**)
Und die hohen Satrapen Germaniens
Fielen zahlreich dem Bunde bei.
Und die theuer erkauften Suenonen
Drangen aus dem beeisten Norden hervor:
Enkel der Helden, mit denen ein Jüngling***)
Europen und Asien schreckte.
Und Gallien, das an zwei Meeren thront,
Dessen Fahnen und Wimpel
Unter allen Himmeln wehn,
Ließ seinen Schwarm aus,
Gleich dem Heere schwirrender Grillen,
Die vor sich blühende Fluren
Und hinter sich Wüsten sehn. —

Aber, Thalia, laß ab
Die Flotten und Fußknecht' und Reiter zu zählen!
Friederich, so sage, bekriegt
Von scheelsüchtigen, oder getäuschten,
Oder gezwungenen Fürsten,
Kehrte nach sieben blutigen Jahren
So mächtig zurück, als er auszog,

---

*) August III. von Polen und Sachsen.
**) Königsstein.
***) Carl XII. von Schweden.

Nur an Ehre größer,
Und triumphirte nicht. —
Siehe! er lenkt unserm Ehrenbogen aus,
Und unsern goldbehängten Rossen,
Und besteigt den prahlenden Wagen nicht.
Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit
Ansehn, ist der Triumphe
Allerhöchster; — und des Dichters
Allerhöchster Triumph ist,
Solchen König besingen.
Drum schweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der Ceïsche
Und Thebanische Päan.
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von deinen Händen auslenkt,
Und nicht gewöhnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen.

An Hymen.*)

Lyäens und Cytherens Sohn,
Im schönsten Rausch geboren,
Gott Hymen, der du dir zum Thron
Das Hochzeitbett erkoren!

---

*) Die Ode ist ein Hochzeitslied auf die Verbindung seines Freundes C. F. Weiße in Leipzig.

Dir fleht der sorgenvolle Greis:
O Stifter der Geschlechter!
Nimm, was ich nicht zu schützen weiß,
Nimm mir die großen Töchter.

Dir schmückt das fromme Mädchen sich
Bei seinem Morgenliede;
Der weise Jüngling hofft auf dich,
Des falschen Amors müde.

Dich rufen junge Wittwen an
Im hochbetrübten Schleier;
Im Flor bekennt der Trauermann
Dir sein gewaltig Feuer.

Du, mehr als andre Götter werth,
Dir flehen auch die Prinzen:
Erfülle, was der Krieg geleert,
Erfüll' uns die Provinzen!

O! wenn dich noch ein Opferschmaus
Herab vom Himmel ziehet:
So komm in meines Leukons Haus,
Der am Altare knieet.

Komm, einen Ring an jeder Hand,
Und um die Schläfe Myrten,
Und um den Arm ein goldnes Band,
Das Knie der Braut zu gürten,

Die, wenn von Wein und Liebe voll,
Ein Gast zu viel begehret,
Und sie doch etwas missen soll,
Am liebsten Band entbehret.

Die Schaar der trunknen Räuber theilt
Sich in die goldne Beute:
Sie flieht indeß, der Liebling eilt,
Und giebt ihr das Geleite.

Schlachtgesang.
1778.

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht ist unser Krieg;
Uns führet Deutschlands größter Held:
Uns folget Ehr' und Sieg.

Ihr Feinde zittert! unser Heer
Hat Kriegeskunst und Muth,
Ist schneller mit dem Mordgewehr,
Und hegt der Väter Blut.

Wir streiten noch den alten Streit:
Ein Mann verjaget vier.
Wir fragen nicht, wie stark ihr seid;
Wo stehn sie? fragen wir.

Auf, Brüder! schlagt den stolzen Feind,
So kehrt ihr früh zurück:
Wer starb, wird dann mit Recht beweint,
Wer lebt, hat Ruh und Glück.

Der Knabe wünscht sich seinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der schützt, als Krieger, unser Land,
Der schützt auch mich, als Mann!"

Hört ihr der Stücke Donnerschlag,
So grüßt ihn mit Gesang:
Euch lohnet diesen einen Tag
Der Friede lebenslang.

Die Kugel treffe, wer sich bückt,
Und scheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt,
Deß Nacken treff' ein Schwert!

Nein! eh ich fliehe, stürz' ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seid Rächer, wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland!

Der Mai.

Eine musikalische Idylle.

1758.

Daphnis.

Willkommen allmächtiger Mai!
Du schönster im Kreise zwölf seliger Götter;
Gelagert am Himmel auf goldnen Gestirnen.
Du krönest mit Segen das Jahr.
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen allgütiger Mai!
Du bester von allen wohlthätigen Göttern,

Die Fluren und Wälder und Berge befruchten,
Du segnest mit Liebe die Welt.
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobbesang!

Daphnis.

Ich sah den jungen Mai:
Seiner Blume Silberglocken
Hingen um den Schlaf.
Als er vom Himmel fuhr,
Blühten alle Wipfel;
Als er den Boden trat,
Ließ er Violen und Hyacinthen im Fußtritt zurücke.

Rosalinde.

Ich sah den jungen Mai:
Blüthe trug der Myrtenscepter
In des Gottes Hand.
Als er vom Himmel fuhr,
Sangen ihm die Lerchen;
Als er zur Erde sank,
Seufzten vor Liebe die Nachtigallen aus allen Gebüschen.

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger Mai!
Du kröneſt mit Segen das Jahr.
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger Mai!
Du segnest mit Liebe die Welt.
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer, lauter Lobgesang!

Daphnis.

Seht, die Traube bricht hervor
Unter jungen Rebenblättern,
Und verkündigt Most!
Dieses machen die fröhlichen Götter,
Bacchus und der Mai.
Muntre Schäfer, laßt uns trinken:
Eine Schaale dem Mai, und eine dem Bacchus zur Ehre.

Rosalinde.

Seht der Wiese junges Grün,
Laue Lüfte, Wohlgerüche
Laden uns zum Tanz!
Dieses wollen die fröhlichen Götter,
Amor und der Mai.
Schäferinnen, laßt uns tanzen:
Einen Reihen dem Mai, und einen dem Amor zur Ehre.

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger Mai!
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger Mai!
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer, lauter Lobgesang!

Daphnis.

Selig preis' ich Rosalinden,
Die sich ihrer Mutter
Leicht vom Herzen wand;
Als der Mai regierte,
Als die Rose die Knospe durchbrach:
Ihre Kindheit hauchte Freude,
Freude duftet ihr Alter dereinst.

Rosalinde.

Selig preist sich Rosalinde
Die sich ihrem Daphnis.
In die Arme warf,
Als der Mai regierte,
Als die Rebe den Ulmbaum umschlang:
Seine Jugend liebt sie zärtlich,
Zärtlich liebt sie sein Alter dereinst.

Daphnis.

Diesen Kranz von Frühlingsblumen
Bring' ich Rosalinden dar.
Mehr als einmal überwunden
Geb' ich ihn der Siegerin.

Rosalinde.

Diesen Myrtenkranz der Jungfraun
Nehme Daphnis meinem Haar!
Einmal ewig überwunden,
Geb' ich ohne Reu' ihn hin.

Daphnis und Rosalinde.

Ihr Kinder des Maien, lobsinget dem Mai!
Dir Verjünger aller Wesen,
Dir danke, was lebet, allmächtiger Mai!
Dir, du Schutzgott unsrer Liebe,
Dir danke, was liebet, allgütiger Mai!
Ihr Kinder des Maien, lobsinget dem Mai!

Der Tod Jesu.

Choral.

(Mel.: O Haupt, voll Blut und Wunden!)

Du, dessen Augen flossen,
So bald sie Zion sahn
Zur Frevelthat entschlossen
Sich seinem Falle nahn,
Wo ist das Thal, die Höhle,
Die, Jesu, dich verbirgt?
Verfolger seiner Seele,
Habt ihr ihn schon erwürgt?

Solo.

Sein Odem ist schwach; — seine Tage sind abgekürzet. — Seine Seele ist voll Jammer; — sein Leben ist nahe bei der Hölle.

Recitativ.

Ihr Palmen in Gethsemane,
Wen hört ihr so verlassen trauern?
Wer ist der ängstlich Sterbende? —
Ist das mein Jesus? — Bester aller Menschenkinder,
Du zagst? du zitterst? gleich dem Sünder,
Auf den sein Todesurtheil fällt?
Ach seht! er sinkt, belastet mit den Missethaten
Von einer ganzen Welt.
Sein Herz, in Arbeit, fliegt aus seiner Höhle.
Sein Schweiß rollt purpurroth
Die Schläf' herab. Er ruft: „Betrübt ist meine Seele
„Bis an den Tod!
„Laß, Vater, diese Stunde —
„Laß sie vorübergehn!
„Nimm weg, nimm weg den bittern Kelch von meinem Munde! — —
„Du nimmst ihn nicht? — — Wohlan! dein Wille soll geschehn!"

Arie.

Held, auf den der Tod den Köcher
Ausgeleert,
Hör' am Grabe den, der schwächer,
Trost begehrt!
Gottmensch, nimm dich seiner an!

Wann ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe, wo vergebens
Mein Geist zurücke strebt;
Wann ich den Richter kommen höre
Mit Wag' und Donner, und die Sphäre
Von seinem Fußtritt bebt:
Welch ein Gott vertritt mich dann?

Held, auf den der Tod den Köcher
Ausgeleert,
Hör' am Grabe den, der schwächer,
Trost begehrt!
Gottmensch, nimm dich seiner an!

Choral.

Wen hab' ich sonst, als dich allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Kann Stärke, Trost und Hoffnung geben?
Wer nimmt sich meiner huldreich an,
Wenn ich von dem, was ich begann,
Soll Rechenschaft dem Höchsten geben?
Wer ist der Freund, der für mich spricht,
Bist du es, Gott, mein Heiland, nicht?

Recitativ.

Der Held erhebt sich von der Erde,
An seines Engels Hand,
Und sucht die Jünger auf, die seine Seele liebet.
Die Jünger hat ein Schlummer übermannt;
Hier liegen sie gestützt, mit trauriger Geberde.
Betrachtend steht der Menschenfreund, und spricht,
Mit über sie gehängtem holdem Angesicht:
„Der Geist ist willig, nur der Leib ist schwach!"
Und bückt sich, Petrus Hand sanft anzurühren, nieder:
„Auch du bist nicht mehr wach?
„O! wacht und betet, meine Brüder!"

Terzett.

A. B. C.

Rette mich, ich flehe dir,
Gott der Menschen, Gott der Götter!
Rette mich!

A.

Die mich liebten, fliehn zurück,
Mächtig sind sie, die mich hassen,
Schwach bin ich.

B.

Öffne Gräber drohen mir,
Stürme, Fluthen, Donnerwetter
Rüsten sich.

C.

Sieh' wie mich des Todes Strick',
Und der Höllen Band' umfassen!
Rette mich!

A. B. C.

Rette mich, ich flehe dir,
Gott der Menschen, Gott der Götter!
Rette mich!

Tutti.

Herr, höre die Stimme unseres Flehens, wann wir zu dir schreien, wann wir unsere Hände erheben zu deinem heiligen Chor.

Recitativ.

Es klingen Waffen, Lanzen blinken bei dem Schein
Der Fackeln; Mörder dringen ein,
Ich sehe Mörder! — Ach! es ist um mich geschehen.
Er aber, unerschrocken, nahet sich
Den Feinden selbst; großmüthig spricht er: „Sucht ihr mich,
„So lasset meine Freunde gehen."

Die schüchternen Gefährten fliehn auf dieses Wort.
Ihn bindet man, ihn führt man fort.
Sein Petrus folgt, der einzige von Allen,
Er folgt, zur Hülfe schwach, von fern;
Mitleidig folgt er seinem Herrn
Zum schrecklichen Palaste
Des Hohen Priesters Kajaphas.
Was hör' ich hier? — Ach! Petrus selber spricht:
Ich kenne diesen Menschen nicht? —
Wie tief bist du von deinem Edelmuth gefallen! —
Doch siehe! Jesus wendet sich,
Und blickt ihn an. Er fühlt den Blick,
Er geht zurück,
Er weinet bitterlich.

Arie.

Ihr weich geschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen:
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Ihr thränenlosen Sünder, bebet!
Einst mitten unter Rosen, hebet
Die Reu den Schlangenkamm empor,
Und fällt mit unheilbaren Bissen
Dem Frevler an das Herz.

Ihr weich geschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz;

Tutti.

Unsere Seele ist gebeuget zur Erden: o wehe! daß wir so gesündiget haben!

Recitativ.

Jerusalem, voll Mordlust, ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und unsre Söhn' und Töchter!"
Du siegst, Jerusalem! und Jesus blutet schon;
In Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter:
Damit er ohne Trost in seiner Marter sei,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt sein Dornendiadem. —
Und eine Vatermörderhand faßt einen Stab
Und schlägt sein Haupt: ein Strom quillt Stirn und Wang' herab. —
Seht, welch ein Mensch! — des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht;
Und legt dem Blutenden, mit noch nicht müdem Grimme,
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll:
Er trägt ihn willig fort, und sinkt in Ohnmacht. —
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschließen,
Die lang verhaltnen Thränen fließen.
Er aber sieht sich tröstend um, und spricht:
„Ihr Töchter Zions; weinet nicht!"

Arie.

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluthen heulen,
Er mag der Erde Rand zersplittern:
Der Weise sieht ihn heiter an.

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

Choral.

Zu deiner Ehre will ich alle Plagen,
Schmach und Verfolgung, ohne Murren tragen;
Nach deinem Beispiel will ich selbst mit Freuden
Den Tod erleiden.

Recitativ.

Da steht der traurige, verhängnißvolle Pfahl.
Unschuldiger! Gerechter! hauche doch einmal
Die matt gequälte Seele von dir! — Wehe! Wehe!
Nicht Ketten, Bande nicht, ich sehe
Gespitzte Keile! — Jesus reicht die Hände dar,
Die theuren Hände, deren Arbeit Wohlthun war.
Auf jeden wiederholten Schlag durchschneidet
Die Spitze Nerv', und Ader, und Gebein. Er leidet
Es mit Geduld, bleibt heiter, und hängt da,
Zur Schmach erhöht, voll Blut in Todesschmerzen,
Am Golgatha. —
Ihr Männer Israels, o! ruft in eure Herzen
Erbarmung! Laßt die Rach' im Tode ruhn! —
Umsonst! Die Väter höhnen ihn:
Ihr Hohn ist bitter, grausamfröhlich ihre Mienen.
Und Jesus ruft: „Mein Vater! ach! vergieb es ihnen!
Sie thun unwissend, was sie thun."

Duett.

A.

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeihn, ist meine Rache.

B.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache!

A. B.

Jesu, wir sind deine Kinder,
Sanfter Held, wir folgen dir!

A.

Heilig ist Gott Zebaoth,
Und erträgt den Missethäter
Mit erbarmender Geduld.

B.

Mächtig ist der Welten Gott:
Und erzeigt dem Hochverräther
Stündlich neue Gnad' und Huld.

A. B.

Ihr nur eifert über Sünder,
Grausam, Sünder, eifert ihr.

A.

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeihn ist meine Rache.

B.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache!

A. B.

Jesu, wir sind deine Kinder,
Sanfter Held, wir folgen dir!

Recitativ.

O! welch ein neuer Gräuel kränket
Den Heiligen in Israel! Wo find' ich ihn?
Hier unter Missethätern aufgehenket,
Woran erkenn' ich ihn? —
An seiner Tugend. —
Schmach, Folter, Todesangst vergißt er, und bedenket,
Maria, dein verlassnes Alter, und ertheilt
Dem Freunde seines Busens diesen letzten Willen:
„O Jüngling, das ist deine Mutter!" — Dieser eilt,
(Ein Schüler Jesu!) sein Vermächtniß zu erfüllen:
Und Jesus sieht es an; —
Und wird noch mehr entzückt und fühlet keine Wunden,
Weil er itzt einen Strahl von Trost den trüben Stunden
Noch Eines reuerfüllten Sünders schenken kann.
Er kehrt sein Antlitz hin zu dem an seiner Seite
Gekreuzigten Verbrecher, ihm zu prophezeihn:
„Ich sage dir, du wirst noch heute
„Mit mir im Paradiese sein!"

Arie.

Singt dem göttlichen Propheten,
Der den Trost vom Himmel bringet:
Daß der Geist sich aufwärts schwinget;
Erdensöhne singt ihm Dank!

Die du von dem Staube fliehest,
Und die rollenden Gestirne
Unter deinen Füßen siehest,
Nun genieße deiner Tugend!
Steig' auf der Geschöpfe Leiter
Bis zum Seraph! Steige weiter!
Seele, Gott sei dein Gesang!

Singt dem göttlichen Propheten,
Der den Trost vom Himmel bringet:
Daß der Geist sich aufwärts schwinget;
Erdensöhne, singt ihm Dank!

Chor 1.

Gelobet sei der Herr, der unsre Seelen erlöset hat, daß sie nicht hinunter fahren in's Verderben!

Chor 2.

Gelobet sei der Herr! er wird uns aus der Erde wieder auferwecken, und wir werden Gott in unserm Fleische sehen.

Chor 1. 2.

Selig sind die Todten, die in dem Herren sterben, von nun an!

Recitativ.

Auf einmal fällt der aufgehaltne Schmerz
Des Helden Seele wüthend an: sein Herz
Hebt die gespannte Brust; — in jeder Ader wühlet
Ein Dolch; — sein ganzer Körper fliegt
Am Kreuz empor; — er fühlet
Des Todes siebenfache Gräuel; — auf ihm liegt
Die Hölle ganz; — er kann ihn nicht mehr fassen,
Den Schmerz, der ihn allmächtig drückt,
Er ruft: „Mein Gott! mein Gott! wie hast du mich verlassen!" — —
Auch diese finstre Stunde rückt
Vorbei. Nun seufzet er: „Mich dürstet!" Ihn erfrischet
Sein Volk mit Wein, den es mit Galle mischet. — —
Nun steigt sein Leiden höher nicht;
Nun triumphirt er laut, und spricht:
„Es ist vollbracht! Empfang', o Vater, meine Seele!"
Und neigt sein Haupt auf seine Brust, — und stirbt.

Accompagnement.

Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!

Erzittre, Golgatha! er starb auf deinen Höhen.
O Sonne, fleuch! und leuchte diesem Tage nicht!
Zerreiße, Land, worauf die Mörder stehen!
Ihr Gräber, thut euch auf! ihr Väter, steigt ans Licht!
Das Erdreich, das euch deckt,
Ist ganz mit Blut befleckt.

Er ist nicht mehr! So sage
Ein Tag dem andern Tage:
Er ist nicht mehr!

Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr!

Choral.

Ihr Augen weint!
Der Menschenfreund
Verläßt sein theures Leben.
Künftig wird sein Mund uns nicht
Lehren Gottes geben.

Solo.

Weinet nicht! es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda.

Choral.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Sinkt unter tausend Plagen.
Konnte seine sanfte Brust
So viel Schmerz ertragen?

Solo.

Weinet nicht! es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda.

Choral.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund,
Der Edle, der Gerechte,
Wird verachtet, wird verschmäht,
Stirbt den Tod der Knechte.

Solo.

Weinet nicht! es hat überwunden der Löwe vom Stamm
Juda.

Schlußchor.

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an!

Freund Gottes und der Menschenkinder,
Der seinen ewigen Gesetzen
Des Todes Siegel aufgedrückt,
Anbetung sei dein Dank!
Den opfre Jedermann!

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an!

Arie
aus der Cantate:
Die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu.

Ich folge dir, verklärter Held!
Dir, Erstling der entschlafnen Frommen!
Triumph! der Tod ist weggenommen,
Der auf der Welt der Geister lag.

Dies Fleisch, das in den Staub zerfällt,
Wächst fröhlich aus dem Staube wieder.
O! ruht in Hoffnung, meine Glieder,
Bis an den großen Erndtetag!

Ich folge dir, verklärter Held!
Dir, Erstling der entschlafnen Frommen!
Triumph! der Tod ist weggenommen,
Der auf der Welt der Geister lag.